

**Zum Jahresende: Menschen und Gespräche**

Nummer 51/52 – 22. Dezember 2016 – 84. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Wir sind 2016

Donald Trump, Stephen Hawking, John Andrews, The Rolling Stones, Doris Leuthard, David Dorn, Flavia Kleiner, Harald Martenstein, Milo Rau, Yasmina Khadra, Daniela Ryf, Mike Shiva, Karl Frehsner, Trauffer u. v. a. m.







# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

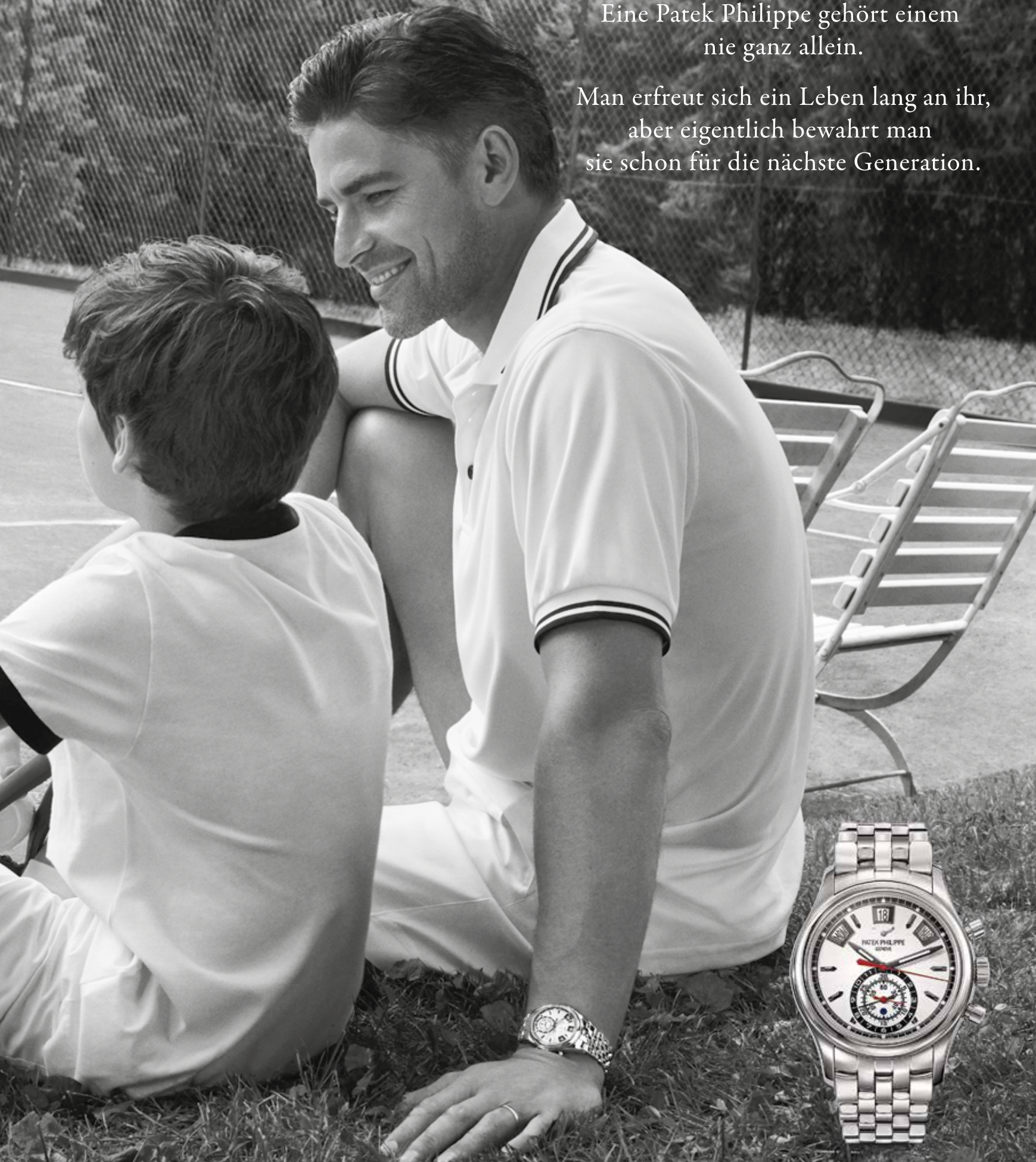
Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36





Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph  
Ref. 5960/1A



# WOMEN: NEW PORTRAITS ANNIE LEIBOVITZ

ewz-Unterwerk Selnau, Zürich  
28. Januar – 19. Februar 2017

[ubs.com/annieleibovitz](http://ubs.com/annieleibovitz)



---

Kostenloser Eintritt

---









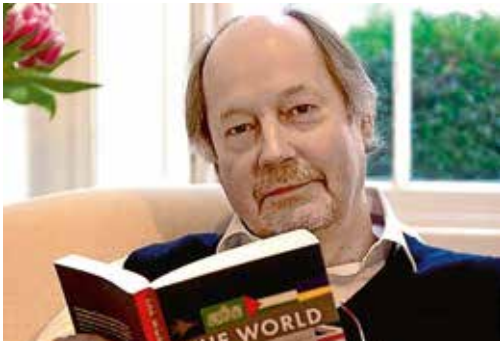
## Mit dem Combi-Steam kocht man gerne.

V-ZUG erleichtert Ihnen das Kochen mit einfachen und individuellen Lösungen. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: [vzug.com](http://vzug.com)



Schweizer Perfektion für zuhause





**Schlüsselmomente:** Autor Andrews.

Als junger Korrespondent im libanesischen Bürgerkrieg (1975–1990) bewegte sich John Andrews geduckt zwischen den Fronten durch die Trümmer. Als ihnen die Gewehrkugeln um die Ohren pfliffen, sagte sein Kameramann: «John, wenn es mich erwischt, nimmst du meine Kamera, hier musst du zoomen, hier drückst du ab.» Mit viel Glück überlebte Andrews das Inferno von Beirut. Während dreissig Jahren berichtete er aus allen Ecken der Welt für den *Economist*. In seinem neusten Buch, «The World in Conflict», analysiert der Brite die Konflikte dieser Welt. Für die *Weltwoche* lässt Andrews Krisen und Schlüsselmomente des Jahres 2016 Revue passieren und benennt Gefahrenzonen, die uns im nächsten Jahr beschäftigen werden. **Seite 36**

Eine gutgelaunte Bundesrätin Doris Leuthard empfing Inlandchef Philipp Gut und Bundesredaktor Hubert Mooser in ihrem provisorischen Amtssitz an der Berner Kochergasse zum Gespräch. Die CVP-Magistratin ist in der Wintersession zur neuen Bundespräsidentin gewählt worden. Rücktrittswünschen, auch von Seiten der eigenen Partei, erteilt Leuthard eine Absage. Druck wirke bei ihr «kontraproduktiv». Kritische Fragen zur Energiewende oder zum Stauregime auf den Schweizer Strassen parierte die Vollblut- und Instinktpolitikerin mit einem entwaffnenden Lächeln. Am Schluss des Interviews erwähnte Leuthard, dass sie Guts Buch «Champagner mit Churchill» gelesen habe; von Persönlichkeiten wie dem britischen Kriegspremier könne man «immer etwas lernen». **Seite 60**

In eigener Sache: Mit dieser Ausgabe verabschieden wir uns von einigen Kolumnen, nicht aber von den Autorinnen und Autoren. Ganz herzlich danken wir unseren beiden herausragenden Ökonomen Prof. Kurt Schiltknecht und Prof. Silvio Borner. Sie haben während der letzten Jahre abwechselnd ordnungspolitische Grundfragen unserer Gesellschaft und Fragen der Geldpolitik mit unbestechlicher Autorität behandelt. Beide gehören zu den angesehensten Exponenten des Fachs. Sie werden auch weiterhin für die *Weltwoche* schrei-

ben, was eine grosse Ehre und Freude für uns ist. Ganz herzlichen Dank!

Ebenfalls danken möchten wir Mark van Huisseling und Beatrice Schlag für ihre brillanten Kolumnen. Wegen einer Heftumstrukturierung werden diese beiden hochgeschätzten und langjährigen Kollegen künftig als Autoren für die *Weltwoche* tätig sein. Ebenso wird Franziska Müller ihre Hochzeitskolumne aufgeben, um wieder vermehrt als Gesellschafts-Autorin zu wirken. Unser Kolumnist und früherer Produktionschef David Schnapp konzentriert sich auf die Auto-Kolumne. Themen der Gastronomie werden verstärkt im Hauptheft behandelt. Es sind dazu auch Schwerpunkte geplant, über die rechtzeitig informiert wird.

In der ersten Ausgabe des neuen Jahrs werden wir Sie über neue Autoren und Kolumnen orientieren.

Eine traurige Meldung erreicht uns kurz vor Redaktionsschluss: Der Cartoonist Mix & Remix ist tot. Bis zum Ausbruch seiner Krebserkrankung Anfang dieses Jahres zeichnete der sympathische Lausanner die Cartoons im Editorial von Roger Köppel. Philippe Becquelin, wie Mix & Remix mit bürgerlichem Namen hiess, war nicht nur ein herausragender Zeichner, sondern auch ein liebenswürdiger, äusserst feinfühlig Mensch.

Liebe Leserinnen, liebe Leser: Die Redaktion dankt Ihnen herzlich für Ihr treues Interesse und wünscht Ihnen frohe Festtage! Die nächste Ausgabe erscheint am 5. Januar.

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

**Bildredaktion:** Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Thomas Lüdin, CEO  
Stamm Bau AG  
Kunde seit 2008







*«Das Wichtigste bei uns ist ein  
stabiles Fundament. Deshalb bauen  
wir auf die 2. Säule von Swiss Life.»  
Sorg für dich.*

Damit Sie sich voll auf Ihr Geschäft konzentrieren können, bietet Swiss Life sichere Lösungen für die berufliche Vorsorge – massgeschneidert für Ihr KMU. Die Stamm Bau AG ist eines von über 40 000 Unternehmen, die wir bereits überzeugen konnten. Überzeugen Sie sich selbst auf [swisslife.ch/kmu](http://swisslife.ch/kmu)



**SwissLife**  
So fängt Zukunft an.



# CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY  
YOUR  
MOMENT

**DS PODIUM**

PRECIDRIVE™  
CHRONOGRAPH WITH 1/10 SEC.

[WWW.CERTINA.COM](http://WWW.CERTINA.COM)



# Über Religion

An Gott zu glauben,  
ist menschlich und vernünftig.  
Religion aber ist gefährlich.

Von Roger Köppel

Zum Abschluss des Jahres möchte ich versuchen, etwas über Religion zu schreiben. Das ist natürlich ein heikles Thema. Zumal ich nicht religiös bin, aber daran glaube, dass es einen Gott gibt, der an uns glaubt.

Ein religiöser Mensch ist für mich ein Mensch, der besonderen Wert auf die Verbindung zwischen sich und dem lieben Gott legt. Er glaubt, Gott besonders nahezustehen, näher jedenfalls als andere, weniger religiöse Menschen.

Wer sich Gott näher wähnt als andere, neigt zur Selbstüberhöhung. Er empfindet sich als besserer Mensch, als Gutmensch.

Der Religiöse erliegt einem zweiten Irrtum. Er bildet sich ein, er könne Gott durch eigene Leistung näherkommen.

Er ist der Meinung, die Zuneigung Gottes lasse sich gezielt erwerben. Man muss sich nur genügend anstrengen.

Das war ungefähr die Vorstellung, die mir meine Grossmutter einzuimpfen versuchte, als sie mich jeden Abend aufforderte, zu beten: «Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich zu Dir in den Himmel komm, amen.»

Damit das Gebet aber seine segensreiche Wirkung entfalten könne, drängte sie, müsse ich vorher zwingend die Sauordnung in meinem Zimmer aufräumen. Andernfalls sei nicht nur sie böse, sondern auch der liebe Gott.

Ich merkte früh: Wer von Gott redet, redet möglicherweise von sich selbst.

Heute durchschaue ich den Unsinn: Der allmächtige Gott kann unmöglich allmächtig sein, wenn Kinderverse und ein aufgeräumtes Spielzimmer genügen, um seine Gunst in die gewünschte Richtung zu lenken.

Ein Allmächtiger, der sich so leicht bestechen lässt, ist nicht allmächtig.

Aber einen Irrtum zu durchschauen, heisst noch nicht, ihn zu vermeiden. Die meisten Religionen behaupten nach wie vor, der Mensch könne durch sein «gottgefälliges» Wirken dem Allermächtigsten gefallen, ihn günstig und gnädig stimmen.

Im Kanton Zürich engagieren sich derzeit prominente protestantische Geistliche gegen die Unternehmenssteuerreform III. Vermutlich sind auch sie der Ansicht, mit ihren Anliegen beim Allmächtigen zu punkten.

Die Idee, der Mensch könne durch eigene Handlungen auf Gott einwirken, ist falsch, aber sie ist verführerisch. Es ist kein Wunder, dass so viele daran glauben.



«Eine übersinnliche Aufputschdroge.»

In einer Welt, in der wir uns nicht einmal der ungeteilten Aufmerksamkeit unserer Freunde, unserer Kinder oder unserer Ehefrauen sicher sein können, ist die Aussicht auf die ungeteilte Aufmerksamkeit des Allmächtigen berauschend, eine übersinnliche Aufputschdroge.

Mehr noch: Der liebe Gott, der Schöpfer des Universums, schaut uns ja nicht nur selbstvergessen zu. Er betreibt darüber hinaus auch eine exakte moralische Buchführung unseres Handelns. Er schreibt ein umfassendes Zeugnis, das bei einer bestimmten Gesamtpunktzahl automatischen Zugang zum Paradies verspricht.

Nicht Gott entscheidet, wer in den Himmel kommt, sondern der Mensch hat es in der Hand, wie Gott entscheiden wird.

Unsere einzige Schwäche:  
es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Nach dieser verlockenden, wenn auch irrigen Idee ist Gott eigentlich gar nicht der Chef, sondern ein freundlicher Wunscherfüller, ein sympathischer höherer Handlanger des Menschen.

Merken Sie es?

Fast spurlos geht hier die Anbetung Gottes in die Selbstanbetung des Menschen im Namen Gottes über. Leute, die glauben, Gott interessieren sich für ihre Handlungen, reden von Gott, aber eigentlich meinen sie sich selbst. Ihre Gottesverehrung ist im Grunde Selbstvergottung.

Das ist nicht harmlos. Menschen, die sich der Anmassung hingeben, sie seien in der Lage, Gott zu lenken, fühlen sich mit Gott im Bunde, exklusiv befreundet, sie glauben ihn zu verstehen, zu durchschauen.

Da ist es nur ein kleiner Schritt, bis sich diese grössensüchtigen Gottesfreunde für Gottes Sachwalter und Willensvollstrecker auf Erden halten.

Früher salbten die Päpste die Schwerter, mit denen christliche Gotteskrieger im Nahen Osten die Köpfe der Ungläubigen abschlugen.

Heute sind es fanatische Muslime, die sich als Werkzeuge eines göttlichen Heilsplans wähnen, wenn sie mit Lastwagen in Menschenmengen rasen, um dort möglichst viele Nichtmuslime oder aus ihrer Sicht falsch- oder zu wenig rechtgläubige Muslime zu ermorden.

Es liegt in der Natur des Menschen, beim Anblick des Universums die Frage nach dem Ursprung aufzuwerfen. Es ist menschlich, sich ein höchstes Wesen, eine Urkraft, einen Gott zu denken.

Überall dort allerdings, wo es einen Gott gibt, besteht das Risiko, dass Menschen seinen Platz einnehmen wollen. Gott ist eine mächtige Waffe. In den falschen Händen richtet sie enormen Schaden an.

Diese Gefahr erkannten vor 500 Jahren die Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin. Sie riskierten ihr Leben, um gegen die Selbstvergottung des Menschen anzutreten.

Ihre Botschaft veränderte die Welt: Mensch ist Mensch, Gott ist Gott.

Es darf keine Vermischung geben. Gott liebt die Menschen, auch die bösen, schlechten. Gott ist da, aber nicht verfügbar. Niemand ist Gottes Willensvollstrecker auf Erden.

Die Reformatoren retteten den Glauben vor der Verführung durch die Macht. Sie schützten Gott vor dem Missbrauch durch die Menschen.

Der geniale Schweizer Theologe Karl Barth verweigerte als Lehrer in Göttingen seinen Professoren Eid auf den vergötterten Nazi-Führer Adolf Hitler. Nach dem Krieg freilich war er der Erste, der seine Hand nach den verfemten Deutschen ausstreckte.

Der Religiöse hält sich für etwas Besseres. Der bloss Gläubige weiss, dass wir alle in der gleichen Sauce stecken. Reformation: Das ist die dauernde Befreiung des Glaubens von seiner religiösen Verseuchung.



«Anti-Merkel»: Marine Le Pen. Seite 46



Bis zum bitteren Ende: Rolling Stones. Seite 34

## Kommentare & Analysen

---

- 11 **Editorial**  
Über Religion
- 15 **Kommentar**  
Tanz auf dem Hochseil
- 15 **Im Auge**  
Vincent Bolloré, Raider
- 16 **Syrien**  
Die Schuld der Rebellen
- 17 **Energiewende**  
Inlandvorrang
- 17 **EU Neue Gelüste**
- 17 **Kultur Böses Du**
- 18 **Personenkontrolle**  
Parmelin, Heer, Kuprecht,  
de Courten, Walter, Markwalder,  
Keller, Wüstenhagen, Wanner,  
Müller, Kate, William, Basford
- 19 **Nachruf**  
Zsa Zsa Gabor, Hollywood-Ikone
- 26 **Die Deutschen**  
Wir sind okay
- 26 **Wirtschaft**  
Zurück zu den Joggels

12



«Ich werde nur ins Ausland reisen, wenn es wirklich nötig ist.»

Doris Leuthard: Seite 60

- 27 **Terror** Der Berliner Anschlag trifft Deutschland in der Seele
- 28 **Mörgeli**  
Beruf statt Berufung?
- 28 **Bodenmann**  
Ist Putin ein neuer Lenin?
- 29 **Medien**  
Der unheilige Sonntag
- 29 **Gesellschaft**  
Monogamisch

## Inland

---

- 20 **Bundeshaus** Simonetta Sommaruga spaltet die Regierung
- 21 **Finanzkontrolle** Strafverfahren gegen die Ruag?
- 22 **Zähe Brocken, feine Häppchen**  
Der grosse Sessions-Check

- 23 **Tröstliche Einsicht**  
Gesuchte Personen im Internet
- 24 **Rote Kapelle**  
Jobkarussell in der Bundesverwaltung
- 25 **Kriminalität**  
Ab nach Mallorca

## Wir sind 2016

---

- 32 **Inhalt**  
Menschen und Gespräche
- 60 **«Wir streiten!»** Doris Leuthard, Bundespräsidentin von 2017, im exklusiven Jahresgespräch

## Rubriken

---

- 30 **Darf man das?/Leserbriefe**
- 108 **MvH trifft**  
Georges T. Roos, Zukunftsforscher





# MEILENHOCH. DINERS CLUB MILES & MORE.



1 PRÄMIEN-  
MEILE PRO  
CHF 1  
UMSATZ

AUSGEZEICHNETE PERSPEKTIVEN FÜR MEILENSAMMLER.

Die einfachste Art, um Meilen zu sammeln. Weitere Informationen unter [dinersclub.ch/de/milesandmore](http://dinersclub.ch/de/milesandmore)

Partner von



# STARS

in the  
HALL

GRAND OPENING WITH

GÖLÄ

BLIGG

YOKKO DAMIAN LYNN SHEM THOMAS  
MENG TIAN ALLEN FINCH KLISCHÉE

SAMSUNG HALL

Freitag, 27. Januar 2017 - 19.30 Uhr



[www.samsunghall.ch](http://www.samsunghall.ch)

Blick



[ticketcorner.ch](http://ticketcorner.ch)



# Tanz auf dem Hochseil

Von René Zeller — Die FDP hat in der Kontroverse um die Masseneinwanderungsinitiative hoch gepokert. Gewonnen hat sie aber erst dann, wenn ihre Wortführer wieder näher zum Volk rücken.



Flagge des Pragmatismus: FDP-Nationalrat Philipp Müller.

Im Pulverdampf der Wintersession hat eine Partei den Erfolg förmlich erzwungen. Die freisinnige Bundeshausfraktion war wild entschlossen, bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zu obsiegen. Sie erstritt mit ihrem Konzept eines eurokompatibel weichgespülten Arbeitslosenvorrangs für Stellensuchende in beiden Ratskammern Mehrheiten. Auch wenn SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz polterte, die Demokratie sei «mit Füßen getreten» worden: Die FDP und ihre Supporter – SP, Grüne, Grünliberale, BDP, EVP – haben die parlamentarischen Spielregeln eingehalten.

Jetzt, da sich der Pulverdampf legt, bleibt zu fragen: Hat die FDP unverantwortlich agiert? Oder legte sie, wie es Fraktionschef Ignazio Cassis schulterklopfend formulierte, einen «typisch helvetischen Pragmatismus» an den Tag?

## Überzogene Kritik der SVP

Pragmatisch im positiven Sinne agierte die FDP, indem sie verhindert hat, dass die Schweiz auf den Showdown mit der Europäischen Union zusteuert. Das war, gemäss dem Wortlaut der Masseneinwanderungsinitiative, auch nicht die Forderung der SVP. Die Volkspartei muss akzeptieren, dass ihr der Spiegel vorgehalten wird. Während des Ab-

stimmungskampfs hatten die Initianten explizit festgehalten, bei Annahme des Volksbegehrens müsse das Freizügigkeitsabkommen «nicht gekündigt werden». Darauf baute die freisinnige Marschorder.

Wenn die FDP ein Schutzschild vor dem relevantesten bilateralen Abkommen mit der EU errichtet hat, so können die Initianten hier nicht von Volksbetrug sprechen. Stattdessen müsste sich die SVP selbstkritisch eingestehen, dass sie sich bei der Formulierung des Initiativtexts nicht von lupenreiner ideologischer Klarheit lenken liess. Die FDP ihrerseits kann argumentieren, dass sie sich von Schadensbegrenzung hat leiten lassen. Ob es aus wirtschaftlicher Perspektive superklug gewesen wäre, wenn die 8-Millionen-Schweiz den Bruch mit der 500-Millionen-EU provoziert hätte, ist tatsächlich fraglich.

Ein weiteres Argument spricht für die FDP. Mit der jetzigen Lösung wird der EU eine Trumpfkarte aus der Hand geschlagen. Ihre Forderung nach einem institutionellen Rahmenabkommen ist vorerst vom Tisch. Was von Christoph Blocher als Königsetappe auf dem Weg zum schleichenden EU-Beitritt angeprangert wird, steht nicht mehr akut zur Debatte.

Die Kampfrhetorik der SVP, die das freisinnige Pokerspiel begleitet hat, ist also nicht

# Angriff auf Berlusconi



Vincent Bolloré, Raider.

Seine bretonischen Vorfahren verstanden sich auf todsichere Geschäfte: Sie stellten das Papier her, auf dem die Bibel gedruckt, und per Monopol das Papier jeder Zigarette, die in Frankreich geraucht wurde. Vincent Bolloré, 64, macht einfach das Zeitgemässe: etwas mit Medien. Gerade hat er den italienischen Platzhirsch Silvio Berlusconi aufgescheucht mit einer unfreundlichen Attacke auf dessen nationales TV- und Werbe-Imperium Mediaset. Der achtzigjährige Berlusconi ist politisch und gesundheitlich angeschlagen und versucht schon seinen überschuldeten Fussballklub AC Milan an Chinesen zu verkaufen. Ausserdem kontrolliert Bolloré bereits über seine Medienkrake Vivendi Universal die Telecom Italia. Er könnte im Handumdrehen die Macht im Fernseh-, Internet- und Werbemarkt des Krisenlands Italien übernehmen und plant eine Art europäische Netflix-Konkurrenz. Vivendi war ursprünglich ein Wasserversorger, der Lyon hundert Jahre lang mit Trinkwasser belieferte, und fusionierte 1998 mit dem Pay-TV-Sender Canal Plus, verschluckte sich aber 2002 beinahe an 23 Milliarden Schulden. Dann erschien der Sanierer Bolloré und hofierte den Präsidenten Sarkozy mit Luxuserien auf seiner Jacht «Paloma» und Flügen im Privatjet. Die deutsche *Welt* nannte ihn «skrupellos» und einen «Meister der Verunsicherung», und das Magazin *Le Point* fragte unlängst: «Weiss er noch, was er tut?» in den chaotischen Firmenkaskaden, die in der Groupe Bolloré zusammenfliessen. Seine zweite Frau Valérie Jeanneret lernte er kennen als Moderatorin in seinem Sender Direct 8. Sie war einmal ein Teenie-Star, dann Mannequin und Fotografin; sie schreibt heute Romane und erhielt 2014 einen Literaturpreis der Académie française für «Die Einsamkeit der Sommerabende». Ein Hinweis auf das Privatleben? Der *Canard enchaîné* enthüllt eine überraschende Facette des Milliardärs aus dem alten bretonischen Bibelpapierwerk: Vincent Bolloré geht jeden Dienstag um 7.30 Uhr zur Beichte bei Abbé Grimaud in einer Kapelle mitten in Paris. Die ihm gehört. Peter Hartmann

vollumfänglich gerechtfertigt. Bei ihrem zur Schau gestellten europapolitischen Realismus hat die FDP allerdings den Bogen schon auch überspannt. Nach der Bereinigung der Umsetzungsvorlage verkündete die freisinnige Zentrale: «Damit ist eine Lösung gefunden, die Masseneinwanderungsinitiative im Sinne des Volkswillens umzusetzen.» Hier führten nicht Pragmatiker die Feder, sondern die von Philipp Müller und Kurt Fluri angeführten volksfernen Freisinnigen. So stramm die FDP-Fraktion ihre Linie durchzog, so unverrückbar bleibt das Faktum, dass Artikel 121a der Bundesverfassung umdribbelt worden ist. Und ob die von der FDP durchgeboxte Gesetzeslösung praxistauglich ist, was die Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung betrifft, ist oben-dreien höchst zweifelhaft.

### Das Volk schaut hin

Bei allem Respekt vor dem Bestreben, keinen Scherbenhaufen anzurichten: Die FDP muss wissen, dass ihre unter der Flagge des Pragmatismus inszenierte Profilierungsübung risikobehaftet ist. Die Partei paktierte eng umschlungen mit der Linken; das wird an der eigenen Basis Skepsis hervorrufen. Gleichzeitig ist das bürgerliche Lager ramponiert. FDP-Präsidentin Petra Gössi schoss verbale Giftpfeile in Richtung SVP und CVP. Darunter wird die bürgerliche Zusammenarbeit nachhaltig leiden.

Erschwerend kommt dazu, dass die beiden FDP-Magistraten passiv blieben. Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann hat seit dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative nicht den Eindruck erweckt, als könne er hiesige Firmen motivieren, aus eigenem Antrieb mitzuhelfen, die Zuwanderung zu drosseln. Aussenminister Didier Burkhalter hatte nach dem Brexit-Entscheid noch Optimismus verströmt; man werde mit der EU eine Lösung finden. Seither ist er stumm wie ein Fisch.

Die unter dem früheren Parteipräsidenten Fulvio Pelli eingeleitete Maxime, dass der Freisinn als «liberales Original» eigenständig politisiere, ist in der wichtigsten innenpolitischen Schlacht des Jahres 2016 konsequent fortgesetzt worden. Ihre selbstdeklarierte Position rechts der Mitte hat die FDP aber verwässert. Sie ist nach links gerückt.

Hat die FDP zu hoch gepokert? Die nächsten Wahlen werden Aufschluss geben. Die eigentliche Bewährungsprobe steht dem Freisinn aber noch bevor. Die Zuwanderung brennt dem Volk unter den Nägeln. Es gibt in der FDP namhafte Exponenten, die fordern, dass dem Volkswillen besser Rechnung getragen werden muss. Diese Pragmatiker müssen sich bei der nächsten migrationspolitischen Etappe – Stichwort Rasa-Initiative – parteiintern Gehör verschaffen. Wenn sie ihre volksfernen Kollegen gewähren lassen, könnte die FDP vom hohen Seil purzeln.

## Syrien

# Die Schuld der Rebellen

**Von Kurt Pelda — Ost-Aleppo ist gefallen, und der Westen hat weggeschaut. Nun ist es Zeit, auch unter der syrischen Opposition nach Schuldigen zu suchen.**

Das Elend der Zivilisten in Aleppo hat Heerscharen von Mächtigen-Experten auf den Plan gerufen, von denen die meisten noch nie in der zerstörten Stadt waren. Manche von ihnen geben den Russen und Assad die Schuld am Debakel, andere dem Westen. Bei mehr als einem Dutzend Reisen habe ich in den von den Rebellen kontrollierten Stadtvierteln Ost-Aleppos recherchiert. Jahrelang habe ich diese Fakten in der *Weltwoche* präsentiert und dem Westen dabei schwere Fehler unterstellt. Amerika und Europa haben die syrische Revolution im Stich gelassen und den Aufstieg der Islamisten so erst ermöglicht.

Statt diese Vorwürfe zu wiederholen, fokussiere ich für einmal auf die Versäumnisse der Opposition. Bei meinem letzten Besuch in Aleppo vor einem Jahr konnte ich kaum Anstrengungen der Rebellen ausmachen, die Stadt ernsthaft zu verteidigen, obwohl sich der Belagerungsring des Regimes schon damals immer enger zuzog. Weder baute man Bunker und Tunnels, noch legte man ausreichende Lager mit Nahrungsmitteln, Treibstoff, Waffen und Munition an. Getreu dem fatalistischen Motto, Allah werde es schon richten, liefen die Rebellen sehenden Auges in die Katastrophe.

### Abkehr von der Demokratie

Im irakischen Mossul hat die Terrorgruppe Islamischer Staat (IS) mit mehr als 600 Selbstmordattentaten und unzähligen Sprengfallen, Bunkern und Tunnels den Vormarsch der irakischen Armee gestoppt. Von einer Einnahme der Stadt sind die Streitkräfte noch Monate entfernt. In Aleppo gab es dagegen nichts Vergleichbares – auch ein Indiz dafür, dass die ähnlich wie der IS vorgehenden syrischen Al-Qaida-Terroristen in der Stadt kaum präsent waren.

Als grösster Fehler entpuppten sich allerdings die ständigen Querelen zwischen den verschiedenen Rebellenfraktionen, die sich noch bis kurz vor der Niederlage bekämpften und ein einheitliches Militärkommando verhinderten. Dabei zeigt die jüngere Geschichte klar, dass Rebellen immer dann erfolgreich waren, wenn sie sich auf ein gemeinsames Vorgehen einigten.

Kurz nachdem es al-Qaida und anderen Rebellen im Juli für kurze Zeit gelungen war, den Belagerungsring zu durchbrechen, liess sich ein grosser Teil der Aufständischen von der Türkei in einen Stellvertreterkrieg gegen

den IS und kurdische Milizen im Norden des Landes verwickeln. Die Rebellen gaben Aleppo damit dem Regime und seinen schiitischen Söldnerverbänden preis. Wahrscheinlich steckt dahinter ein Geheimabkommen zwischen Ankara und Moskau. Statt für ihre eigenen Ziele zu kämpfen, liessen sich Teile der Opposition für ausländische Interessen einspannen. Das hat im syrischen Bürgerkrieg eine lange Tradition. Die Zersplitterung der Rebellen geht auch auf die Zerstrittenheit der ausländischen Geldgeber und Waffenlieferanten zurück, allen voran Saudi-Arabien, Katar und die Türkei.

### Der lachende Dritte

Am folgenreichsten war jedoch, dass die einst demokratisch und teilweise sogar prowestlich eingestellten Rebellen den Schalmeienklängen der Islamisten erlagen. Man radikalisierte sich und schwafelte vom Dschihad, womit man zunehmend einen Religionskrieg der Sunniten gegen die Schiiten meinte. Dass sich Minderheiten wie Alawiten, Drusen oder Christen in der Folge hinter Assad scharten, kümmerte die Extremisten wenig. Doch auf westliche Schützen- und Waffenhilfe konnte der so von Islamisten unterwanderte Widerstand nicht mehr zählen. Und deshalb bleibt Diktator Assad der lachende Dritte.



*Schenden Auges in die Katastrophe: Ost-Aleppo.*



## Inlandvorrang

Von Alex Baur — Subventionen sind das falsche Mittel gegen das deutsche Strom-Dumping.

Als Christoph Blocher (SVP) letzte Woche Subventionen für die Schweizer Atom- und Wasserkraftwerke, ein Kaufverbot für ausländische Investoren sowie eine Klage gegen Deutschland wegen «Strom-Dumpings» forderte, blieb es seltsam ruhig. Sogar pointierte linke Politiker wie Nationalrätin Jacqueline Badran (SP) zeigten sich offen für ein Rettungspaket, das die einst stolzen Schweizer Stromriesen vor dem Bankrott retten soll.

Die irrwitzigen deutschen Subventionen für Alternativenergie – allein im laufenden Jahr dürften es rund 29 Milliarden Euro für Elektrizität mit einem Marktwert von 4 Milliarden Euro sein – haben den Markt kaputtgemacht. Weil auf den Flatterstrom von Wind und Sonne kein Verlass ist und die Netzstabilität durch eine Überproduktion von billigem Kohlestrom aufrechterhalten werden muss, überschwemmen die Deutschen ihre Nachbarn permanent mit Strom zu Dumping-Preisen.

Deutschland verstösst damit gegen die Regeln der Welthandelsorganisation (WTO) zum Freihandel. Nur kann die Schweiz nicht zu laut klagen: Auch bei uns wird Flatterstrom via KEV-Fonds mit jährlich rund 800 Millionen Franken subventioniert. Im Rahmen der Energiestrategie 2050 sollen diese Fördergelder nochmals um die Hälfte erhöht werden. Da erscheint es nur billig, wenn ein Teil der Subventionen zur Rettung jener Kraftwerke eingesetzt wird, die den Strom liefern, wenn wir ihn effektiv brauchen.

**Den Teufel mit dem Beelzebub austreiben** Stromimport ist keine Lösung. Erstens würden wir uns in eine gefährliche Abhängigkeit begeben, zweitens können die Preise auch wieder steigen, drittens wird Dreckstrom über die Distanz nicht sauberer. Doch das süsse Subventiongift ist die falsche Remedur, zumal die Stromriesen die Misere mitverschuldet haben. In ihrer Gier nach Fördergeldern haben sie die Energiewende vorangetrieben, wohlwissend, dass diese nach marktwirtschaftlichen Kriterien niemals funktionieren kann.

Eine einfachere und effizientere Massnahme wäre ein Inlandvorrang: Die Elektrizitätswerke müssten gezwungen werden, einen bestimmten Anteil an heimischer Produktion in ihren Mix aufzunehmen. Solange die WTO den Einspeisevorrang für Flatterstrom toleriert, muss sie auch das akzeptieren. Und zwar bevor es zu spät ist. Statt die Lösung auf das Jahr 2050 zu vertagen, sollte sich die Politik auf die Probleme von heute konzentrieren.

## Neue Gelüste

Von Florian Schwab — Brüssel will mehr Geld aus der Schweizer Arbeitslosenversicherung.

Marianne Thyssen, belgische EU-Kommissarin für Beschäftigung und Soziales, sorgt für Furore: Sie möchte die Arbeitslosenunterstützung bei Grenzgängern anpassen. Bislang bemisst die Arbeitslosenversicherung (ALV) am Wohnort die Leistungen nach den dortigen Ansätzen. Dabei erhält sie von der Arbeitslosenversicherung jener Örtlichkeit, an der der Versicherte zuletzt gearbeitet hat, die tatsächlichen Kosten während der ersten drei bis fünf Monate rückvergütet.

Geht es nach dem Willen von Thyssen, so soll in Zukunft die Beschäftigungsdauer im Land der Erwerbstätigkeit massgeblich sein: Wer als Grenzgänger weniger als zwölf Monate in der Fremde tätig war, erhält am Wohnort Arbeitslosenunterstützung. Wer dagegen länger als zwölf Monate als Grenzgänger verdingt war, erhält die Arbeitslosenentschädigung aus dem Land, in dem er gearbeitet hat.

### Verdoppelung der Kosten

Obwohl es sich eigentlich um ein EU-internes Vorhaben handelt, setzt Sozialkommissarin Thyssen die Teilnahme der Schweiz in den publizierten Entwürfen bereits voraus. Aus Brüsseler Optik verständlich, denn die beabsichtigte Neuregelung liesse die Sozialleistungen aus der Schweiz an EU-Einwohner markant steigen. Zuletzt zahlte die Schweizer ALV 290 Millionen Franken an Grenzgänger und Kurzaufenthalter aus der EU. Bekommt Brüssel seinen Willen, so könnte sich dieser Betrag leicht verdoppeln. Dies liegt daran, dass die Leistungen der Schweizer ALV deutlich höher sind als jene in den meisten Ländern der EU. Viele «Grenzgänger» kommen nicht einmal aus den umliegenden Ländern, sondern aus Spanien, Portugal oder Osteuropa.

Bern beschwichtigt, die Schweiz sei nicht zu einer automatischen Übernahme der neuen Bestimmungen verpflichtet. Zudem habe der Gesetzgebungsprozess gerade erst begonnen. Zieht man die Vergangenheit als Ratgeber heran, so ist Skepsis gegenüber solchen Beteuerungen angezeigt: Am 30. März 2012 entschied der sogenannte Gemischte Ausschuss, bestehend aus Vertretern der Eidgenossenschaft und der EU, dass die Schweiz per 1. April 2012 die EU-Verordnung 883/04 «zur Koordination der Systeme der sozialen Sicherheit» übernimmt. Zuvor hatte die schweizerische ALV gar keine Arbeitslosenentschädigung an Grenzgänger bezahlt. Den teuren Entscheid fällten Beamte der EU und der Schweiz einvernehmlich und auf dem Zirkulationsweg.

## Böses Du

Von Rico Bandle — Das Landesmuseum unterschlägt einen Teil der Geschichte.

Man kennt das von autoritären Regenten: Man Ungnade geratene Weggefährten werden aus alten Fotos kurzerhand wegretuschiert. Als wären sie nie da gewesen. Ähnliches macht zurzeit das Landesmuseum in Zürich. In einer Ausstellung würdigt das staatliche Museum die grosse Geschichte des Kulturmagazins *Du*. Ab der Gründung 1941 ist allen Chefredaktoren eine Vitrine gewidmet. Die letzte gehört Christian Seiler, der das Blatt 2003 nur ein Jahr lang führte. Dann ist fertig. Wurde das Heft eingestellt? Ist es in Konkurs gegangen? Man erfährt es nicht, kein Wort steht darüber geschrieben.

Der kundige Besucher weiss: Selbstverständlich gibt es das *Du* noch. Nach turbulenten Jahren rettete Oliver Prange 2007 das renommierte, aber hochdefizitäre Magazin, seither führt er es sachkundig und liebevoll weiter. Um die Finanzierung der aufwendig gemachten Publikation sicherzustellen, geht Prange Kooperationen mit Kulturinstitutionen oder Kunstsammlern ein, die die Sonderhefte über sie mitfinanzieren. Prange machte nie ein Geheimnis um das Finanzierungsmodell, alle in der Branche wussten darüber Bescheid. Da die Qualität stimmte, störte sich niemand daran. Bis das Sonderheft über die Kunstsammlung von SVP-Doyen Christoph Blocher erschien. Auch da hatte inhaltlich keiner der Kritiker etwas zu bemängeln, doch verteufelten sie plötzlich das *Du* als Medium, das gegen Geld «den politischen Extremismus mit den Weihen der Kunst bemäntelt und rechtfertigt» (Lukas Bärfuss). Der übliche Herdentrieb in der Kulturszene setzte ein, einige prominente Autoren wendeten sich mit Getöse vom Blatt ab, das *Du* steht seither auf der schwarzen Liste des Justemilieu.

Und offenbar auch des Landesmuseums. Direktor Andreas Spillmann streitet dies allerdings vehement ab. Grund für den Abbruch im Jahr 2003 sei einzig, dass man sich als historisches Museum nicht mit der Gegenwart beschäftige, so die eigenartige Begründung. Spillmann ist nicht bekannt dafür, sich ideologisch vereinnahmen zu lassen. Wahrscheinlich geht der Entscheid von Ex-*Du*-Chefredaktor Dieter Bachmann aus, der die Ausstellung konzipiert hat: Er lenkt die ganze Aufmerksamkeit auf sich, auch in den Begleitveranstaltungen, wo er die alte Zeit ungehemmt glorifizieren kann. So oder so, die Auslassung des jüngsten *Du*-Kapitels ist nicht nur peinlich, sondern auch des Landesmuseums unwürdig.

## Personenkontrolle

### Parmelin, Heer, Kuprecht, de Courten, Walter, Markwalder, Keller, Wüstenhagen, Wanner, Müller

Merkwürdiges ereignete sich am Dienstag in Bern: Eine angekündigte Medienkonferenz der Geschäftsprüfungskommission (GPK) von National- und Ständerat fand nicht statt, die Journalisten warteten vergebens. Die GPK wollte eigentlich ihren Bericht zur boden-gestützten Luftverteidigung (Bodluv) präsentieren. Wehrminister **Guy Parmelin** (SVP) hatte das Beschaffungsprojekt sistiert, das freute nicht alle. Der Bericht wäre, wie man aus der GPK hört, kritisch für Parmelin ausgefallen, was wiederum GPK-Präsident **Alfred Heer** (SVP) nicht gefiel. Dabei gerieten die Fronten durcheinander. Parteifreunde wie **Alex Kuprecht**, **Thomas de Courten** oder **Hansjörg Walter** sowie die meisten Vertreter von FDP und CVP gingen auf Distanz zu Parmelin. Die SP, allen voran deren welsche Repräsentanten, standen mehrheitlich hinter ihm. Am Schluss verhinderte der Präsident, dass der Bericht in der jetzigen Fassung erschien. *Affaire à suivre. (gut)*

**Christa Markwalder** (FDP), Nationalratspräsidentin 2016, offenbarte auf Twitter ein autoritäres Verständnis von der Pressefreiheit. Sie insinuierte, ein ehemaliger NZZ-Journalist, der heute für den *Tages-Anzeiger* schreibt, sei bei der NZZ darüber gestolpert, dass er ihre Lobby-Tätigkeit für die kasachische Regierung freigelegt hatte. Nun lässt diese Affäre zwar Spielraum für andere Interpretationen zu als die seinerzeit durch die NZZ vertretenen, doch orientierten sich diese eng an den Fakten. Noch verstörender als Markwalders orakelnde Andeutungen ist die Reaktion der Falkenstrasse. Anstatt einen Zusammenhang zwischen der FDP-kritischen Recherche und dem Redaktionswechsel des Journalisten zu dementieren, flüchtet eine Sprecherin ins Nebulöse: Man gebe «keine Auskunft zu Trennungsgründen in individuellen Fällen». (fsc)

Ab und zu kann man auf die Idee verfallen, der liebe Gott sei ein Satiriker. Jedenfalls hat ausgerechnet die deutsche Justiz, die selber nicht gerade zimperlich mit Schweizer Banken umspringt (Stichwort Daten-CDs), entschieden, dass der ehemalige Wegelin-Banker **Roger Keller** nicht in die USA ausgeliefert wird. Dieser war vor fast zwei Jahren am Flughafen Frankfurt auf Ersuchen der USA festgenommen worden. Doch die kolossalen Vorwürfe der US-Staatsanwälte – Beihilfe zu Steuerhinterziehung in Höhe von 20 Millionen Dollar,



*Spielraum für Interpretationen:* Christa Markwalder.



*Die Fronten gerieten durcheinander:* Guy Parmelin.

Verschörung etc. – verkleinerten sich unter dem Druck des Frankfurter Oberlandesgerichtes und des Bundesverfassungsgerichtes auf kümmerliche 70 000 Dollar zusammen – womit Keller ein freier Mann ist. (fsc)

«Frauen und Junge finden kein Gehör», klagt **Rolf Wüstenhagen**. Der HSG-Professor führte rund um die Abstimmung zum Atomausstieg im November eine Meinungsumfrage durch. Er fand dabei heraus, dass sich Frauen und Junge mehrheitlich für die Initiative aussprachen, aber gegen die «alten Männer» unterlagen – in einer ganz normalen demokratischen Abstimmung, in der jede Stimme gleich viel Gehör findet. Dabei zeigten in der Befragung nicht weniger als 61 Prozent «Begeisterung» für die Fotovoltaik. Es sei den Befürwortern nicht gelungen, jammert der Professor, diese «positiven Gefühle» im Abstimmungskampf um den Ersatz der Atomkraft durch Sonnenenergie zu nutzen. Ein paar Fakten statt Emotionen gefällig? Im letzten Jahr lieferten die 10 500 geförderten Schweizer Fotovoltaikanlagen 396 Gigawattstunden, also ein halbes Prozent der einheimischen Produk-



*Positive Gefühle:* Rolf Wüstenhagen.



*Schlauer Zug:* Peter Wanner.

tion; dies kostete 132 Millionen Franken bei einem Marktwert des Stroms von 15 Millionen Franken. Rolf Wüstenhagen pflegt seine positiven Gefühle am «Lehrstuhl für Management erneuerbarer Energien». (sär)

AZ-Verleger **Peter Wanner** und AZ-Chefredaktor **Patrik Müller**, kreatives Duo in der Presselandschaft des Mittellandes, wissen, wie man dem Leser einen Leistungsabbau als Leistungsausbau verkauft. Vergangene Woche bestätigten sie in einer Pressemitteilung das Ende der hauseigenen Sonntagspublikation *Schweiz am Sonntag*. Stattdessen will man journalistische Leistung und Qualität in die Samstagsausgabe der *Aargauer Zeitung* unter dem Titel *Schweiz am Wochenende* investieren. Das halten Wanner und Müller in ihrer Pressemitteilung jedenfalls für einen schlaun Zug, weil man mit diesem Schritt gegenüber herkömmlichen Sonntagszeitungen einen Tag voraus sei. So gesehen sollten Wanner und Müller auch auf die Samstagsausgabe verzichten – man wäre damit gegenüber herkömmlichen Sonntagszeitungen sogar zwei Tage voraus. (hmo)



## Nachruf



**Neun Ehen:** Schauspielerin Gabor.

**Zsa Zsa Gabor (1917–2016)** — Legendar waren ihre Sprüche – etwa der vielzitierte: «Ich bin eine wunderbare Haushälterin. Immer, wenn ich einen Mann verlasse, be-

halte ich sein Haus» –, ihre zahlreichen Affären («Mit Frank Sinatra habe ich nur geschlafen, weil er sein Auto nicht aus meiner Garageneinfahrt nahm») mit Hollywoodstars, Magnaten und Politgrössen (John F. Kennedys Avancen will sie abgelehnt haben) und ihre zahlreichen Ehen (neun). Die gebürtige Ungarin war nach eigenen Worten «die grösste Kurtisane seit Madame Pompadour». Wie ihre Schwestern bildschön, wirkte sie mit ihrem Akzent besonders erotisch auf die Männer. Auch wenn sie sich mit Stars wie Liz Taylor verglich, kam ihr deren Status nie zu; dazu sei sie, so Regisseur John Huston, in dessen «Moulin Rouge» (1952) sie spielte, zu mittelmässig.

Immerhin gab es damals sehr wohl renommierte Regisseure, die auf die strahlende Lady nicht verzichten wollten, wie etwa Orson Welles für seinen Film «Touch of Evil» (1958) – auch wenn sie dann nur in Nebenrollen besetzt wurde. Ihre Stunde als Hollywood-Aktrice schlug allerdings nur in Billigfilmen, die sich nie zwischen Klamotte und Horror entscheiden konnten. Eine Mischung, die es aber in sich hatte («Picture Mommy Dead», 1966). Zur eigentlichen Berühmtheit aber wurde Zsa Zsa, die sehr wohl das Showbusiness durchschaut

hatte, in der Talmiwelt von Las Vegas, in den Show-Sendungen des Fernsehens und vor allem in der Klatschpresse, die sie geschickt für sich instrumentalisierte. Sie verkroch sich nie in ihrem Seelen-Haus, sondern liess jeden rein. Sie war eine Weiterentwicklung von Mae West, ohne deren durchtriebene Intellektualität. Das machte sie wett mit ihren ganz gezielt ausgesuchten Liebschaften.

Im heuchlerisch-bigotten La-La-Land war das nicht unbedingt Ausdruck entwaffnender Ehrlichkeit, sondern schlichte Provokationslust. Darin war sie ihrer Zeit weit voraus, à la «Dschungelcamp» mit seinem Slogan: «Ich bin ein Star, holt mich hier raus!» Neben dem Celebrity-Business kann man sie auch als Vorreiterin des «Fake News»-Wahns bezeichnen. Das Schwindeln gehörte zum Geschäft, und das betrieb sie mit grösstem Vergnügen; ihr Geburtsjahr etwa ist alles andere als gesichert. 1986 heiratete sie stilsicher den halbseidenen Prinz Frédéric von Anhalt (bürgerlich Hans-Robert Lichtenberg). Es blieb ihre letzte Ehe nach zunehmender Isolation, zahlreichen Krankheiten und einer Beinamputation. *Wolfram Knorr*

## Anlage für unsichere Zeiten: ZKB Gold ETF

Anlage der Stunde: +15,46%\*

Mehr Informationen auf [zkb.ch/etf](http://zkb.ch/etf)

Unsicheres Marktumfeld und aktuelles Tiefzinsumfeld verlangen nach Alternativen für Ihr Portfolio. Investieren Sie deshalb jetzt in den grössten Gold ETF der Schweiz. ZKB Gold ETF: 100% Swiss Made Asset Management.

\* ZKB Gold ETF AA CHF: +15,46% seit 1.1.2016. Stand 17.11.2016. Die vergangene Performance ist keine Garantie für die künftige Entwicklung.

Die nahe Bank



Zürcher Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlagerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können kostenlos bezogen werden unter [www.zkb.ch](http://www.zkb.ch), [www.swisscanto.ch](http://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8010 Zürich, sowie in allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel. Die auf dieser Website angebotenen Produkte, Dienstleistungen, Informationen und/oder Unterlagen sind Personen mit Wohnsitz in bestimmten Ländern möglicherweise nicht zugänglich. Bitte beachten Sie die geltenden Verkaufsbeschränkungen für die entsprechenden Produkte oder Dienstleistungen.



Die Landesregierung ist gespalten: Bundesräte Burkhalter, Leuthard, Maurer, Sommaruga, Parmelin, Berset, Schneider-Ammann (v. r. n. l.).

## Bundeshaus

# Sieben kleine Negerlein

Von *Hubert Mooser* — Justizministerin Simonetta Sommaruga macht vor nichts halt: Um zu vertuschen, dass das Parlament die Masseneinwanderungsinitiative nicht wirklich umsetzt, setzt sie die schweizerische Neutralitätspolitik aufs Spiel.

Es war so etwas wie der europäische Monat von Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP). Im Parlament verbogen Nationalrat und Ständerat mit Zustimmung der Schweizer Justizministerin den neuen Zuwanderungsartikel in der Verfassung bis zum Gehtnichtmehr. Sommaruga hat aber wohl nicht damit gerechnet, dass nach diesem Staatsstreich light auch im Bundesrat ein Streit vom Zaun bricht, und zwar darüber, wie man verfassungsmässig die Missachtung von Volkswillen und Verfassung kosmetisch am unauffälligsten verdeckt.

Die von Sommaruga am letzten Freitag präsentierten Vorschläge haben das Siebnergremium jedenfalls nicht überzeugt und stattdessen neue Fronten aufgerissen. Sommaruga musste am Ende der Sitzung ihre Vorschläge zurücknehmen und überarbeiten. Noch am letzten Dienstagabend vor der Bundesratssitzung rangen die Bundesräte hinter den Kulissen um Mehrheiten zum Rasa-Gegenentwurf. Es ist tatsächlich alles bloss noch ein fast unbeschreiblicher Murks.

Doch der Reihe nach: Wie die *Weltwoche* berichtete, legte Sommaruga dem Bundesrat vergangene Woche ein Aussprachepapier mit drei gangbaren Lösungen für einen Gegenentwurf zur Volksinitiative Rasa vor. Zur Erinnerung: Dieses Volksbegehren will die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) wieder rückgängig ma-

chen. Der Bundesrat lehnt die Initiative ab, will aber einen Gegenvorschlag basteln – nur schon, um den Verfassungsbruch des Parlaments bei der Nichtumsetzung der MEI zu decken.

Die SP-Bundesrätin favorisiert dabei eine sogenannte EU-Vorbehaltsregel als Zusatz zum neuen Zuwanderungsartikel 121a. Der Wortlaut: «Die Steuerung der Zuwanderung von Personen im Geltungsbereich der bilateralen Verträge mit der EU und der Efta erfolgt im Rahmen dieser Verträge.» Die Übergangsbestimmungen würde man streichen, der Rest bliebe gleich. Die zwei anderen Varianten zielen in dieselbe EU-hörige Richtung, die Änderungen würden jedoch an anderer Stelle der Bundesverfassung vorgenommen – unter Artikel 54 und dem Kapitel «Auswärtige Angelegenheiten». Sommaruga will so gegenüber Brüssel deutlich signalisieren, dass die Schweiz die «hohe Verbindlichkeit der bilateralen Verträge anerkenne», wie aus ihrem Aussprachepapier von letzter Woche hervorgeht.

### Gefährdete Glaubwürdigkeit

Geprüft und verworfen haben ihre Juristen einen Gegenentwurf, der lediglich eine Aufhebung der in den Übergangsregelungen festgelegten dreijährigen Umsetzungsfristen vorsieht, um Bundesrat und Parlament bei der MEI-Umsetzung und bei Verhandlungen mit

der EU mehr Spielraum zu verschaffen. Dies entspräche in etwa einem dauernden Verhandlungsauftrag.

Die Vorschläge gaben am Freitag im Bundesrat viel zu reden und noch mehr zu kritisieren. Dass die bilateralen Verträge so prominent der Bundesverfassung eingepflanzt werden sollen, passt nicht allen ins Konzept. Eine derartige Privilegierung der EU im Grundgesetz sei auch ein Problem für die Schweizer Neutralität, beschreiben regierungnahe Kreise das Dilemma. Wie könne die Schweiz gegenüber Drittstaaten noch glaubwürdig auftreten, wenn die Verträge mit der EU künftig verfassungsmässig bevorzugt behandelt würden?

Die Landesregierung ist gespalten: Die SP-Bundesräte Simonetta Sommaruga und Alain Berset sowie FDP-Bundesrat Didier Burkhalter sind klar für eine Verankerung der Bilateralen in der Verfassung. Die beiden SVP-Bundesräte Guy Parmelin und Ueli Maurer, CVP-Bundesrätin Doris Leuthard und auch Wirtschaftsminister Schneider-Ammann (FDP) bevorzugen, wenn überhaupt, die Minimalvariante – also die von Sommarugas Juristen verworfene Lösung, die eine Streichung der Fristen in den Übergangsbestimmungen vorsieht.

Ob die Mehrheit zugunsten der Minimalvariante hält, war bis Redaktionsschluss dieser Ausgabe noch offen. Während der Sitzung am



Freitag zeigte sich nämlich Wirtschaftsminister Schneider-Amman wankelmütig. Zuerst war er für die Minimalvariante, am Ende der Sitzung sah es laut Eingeweihten so aus, als kippe er ins Sommaruga-Lager. Am Dienstag vor der Bundesratssitzung soll Schneider-Amman dem Vernehmen nach wieder auf Kurs Minimalvariante umgeschwenkt sein. Nur eines lässt sich jetzt schon mit Bestimmtheit sagen: Die Minimalvariante wäre eine eklante Niederlage für Justizministerin Sommaruga. Aber es ist gut möglich, dass nach dem Prinzip «Sieben kleine Negerlein» am Ende alle hinter Sommaruga stehen werden.

### Internationales vor Schweizer Recht

Das Parlament beobachtet zurzeit noch aus der Ferne die Entwicklung eines Gegenentwurfs zur Rasa-Initiative. Die SVP und ihr Präsident, Albert Rösti, haben schon früh klargestellt, dass sie mit den Vorschlägen zu einem Gegenentwurf nichts anfangen können. Sommaruga wolle internationales Recht vor Schweizer Recht stellen, das akzeptiere man nicht, warnte der SVP-Parteipräsident. Beim Freisinn könnte die Frage über die Ausgestaltung eines Gegenvorschlages zu einer ähnlichen Zerreißprobe führen wie schon die Umsetzung des Zuwanderungsartikels. Der Ausserrhoder FDP-Ständerat Andrea Caroni hält es nicht für opportun, die Bilateralen privilegiert in der Verfassung zu verankern. Man solle besser den Gegenentwurf so formulieren, dass die Schweiz «die Zuwanderung nur, aber immerhin im Rahmen unserer internationalen Verpflichtungen steuere», sagt er. So hätten Volk und Stände das letzte Wort dazu, ob sie die Bilateralen mit Höchstzahlen verletzen und gefährden oder aber sichern wollen. Über Varianten will sich dagegen CVP-Parteichef Gerhard Pfister vorerst nicht auslassen. Nur so viel: «Wenn es einen Gegenvorschlag geben soll, dann nur unter der Bedingung, dass die Rasa-Initianten ihre Vorlage wieder zurückziehen», findet Pfister.

Egal, wie das Ringen zuerst im Bundesrat und später im Parlament um den Rasa-Gegenvorschlag auch ausgeht, lange werden die Gegner der Masseneinwanderungsinitiative nicht durchatmen können. Nach der schwachen Umsetzung der MEI durch das Parlament zündete die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) die nächste Stufe. Sie hat am Ende der verflossenen Session, ohne Rücksprache mit der SVP-Spitze, eine Initiative zur Kündigung der Personenfreizügigkeit mit der EU angekündigt. «Der Text für diese Initiative liegt auf meinem Tisch», sagt Mitinitiant und Jurist Luzi Stamm. Er feile aber noch im Austausch mit der Bundeskanzlei an der richtigen Formulierung. Damit der Initiativtext juristisch auch tatsächlich unanfechtbar sei. Auf Sommaruga warten noch ein paar schwierige europäische Wochen. ○

## Finanzkontrolle

# Strafverfahren gegen die Ruag

Hat der Rüstungskonzern Ruag dem Bund zu hohe Rechnungen gestellt? Die Aufseher haben Anzeige erstattet.

Das bundeseigene Rüstungs- und Technologieunternehmen Ruag hat offenbar Geschäfte betrieben, die einem Teil seiner öffentlichen Aufseher missfallen. Am Dienstagnachmittag hat die Bundesanwaltschaft auf Anfrage bestätigt, dass bei ihr eine Strafanzeige gegen die Ruag eingegangen sei und dass die Eidgenössische Finanzkontrolle diese eingereicht habe. Bestätigt wurde des Weiteren die Eröffnung eines Strafverfahrens durch die Bundesanwaltschaft, wobei nicht näher ausgeführt wurde, gegen welche Person oder Personen der Ruag-Gruppe sich das Verfahren richtet. Laut informierten Beobachtern ist zu prüfen, ob die Ruag dem Militärdepartement VBS eine zu hohe Rechnung gestellt hat, wobei die Bundesanwaltschaft dazu keine näheren Angaben machte.

Die Ruag-Führung mit *So günstig als möglich?* Verwaltungsratspräsi-

dent Hans-Peter Schwald, Konzernchef Urs Breitmeier und Konzernjurist Patrick Grawehr nahm am Dienstagabend auf Anfrage insofern Stellung zu den Anschuldigungen, als sie darlegte, sie habe weder Kenntnis davon, dass die Finanzkontrolle eine Strafanzeige eingereicht noch dass die Bundesanwaltschaft ein Verfahren eröffnet habe. Die Ruag ist weit mehr als der Rüstungsbetrieb des Bundes. Die in Verteidigung, Sicherheit, Luft- und Raumfahrt tätige Gruppe kam 2015 mit einer Belegschaft von gut 8100 Personen auf einen Jahresumsatz von 1,74 Milliarden Franken. Davon stammten 32 Prozent aus Tätigkeiten und Produkten für das Schweizer Militär, also das VBS. Die militärischen Geschäfte insgesamt machten 45 Prozent des Umsatzes aus.

### Im Dienst der Armee

Die Schweizerische Eidgenossenschaft ist zwar Alleinaktionärin der Ruag Holding AG, die all die operativen Einheiten unter ihrem Dach hält, die Eigentümerin will aber, dass das Unternehmen ganz verschiedene Rollen spielt. So hat die Ruag heute in der zivilen Welt eine breitere Geschäftsgrundlage als in der militärischen, und zu-

gleich ist ihr Auslandsgeschäft mit 62 Prozent des Umsatzes grösser als der Inlandteil. Grob gesagt, lassen sich die Rollen der Ruag, wie man sie sich in der Schweizer Politik vorstellt, so umschreiben: Der Konzern soll im freien Wettbewerb der Weltmärkte für Technologie, Luftfahrt, Munition oder Raumfahrt so gut arbeiten und Geld verdienen, dass er zu Hause die Ausrüstung der Schweizer Armee zu einem möglichst günstigen Preis sicherstellen kann.

Die soeben bekanntgewordene Anzeige durch die Finanzkontrolle des Bundes und das Strafverfahren werfen nun die Frage auf, ob die Ruag diese öffentliche Leistung für die Schweiz wirklich so günstig als möglich erbringt. Für militärische oder technische Produkte sind die Preise international relativ gut vergleichbar, wogegen etwa Unterhaltsarbeiten schwieriger zu be-

urteilen sind. Die Kontrolle der multifunktionalen Rolle der Ruag ist nicht so einfach, wenn die Aktionärsinteressen die Bundesinteressen sind. Die Eidgenossenschaft nimmt ihre Interessen am Unternehmen durch den Bundesrat wahr, der alle vier Jahre die strategischen Ziele für den Konzern festlegt. Der von ihm eingesetzte Verwaltungsrat soll ihn jährlich darüber informieren, ob das Unternehmen die strategischen Ziele erfüllt hat. Daneben wird der Bundesrat bei der Kontrolle der Ruag durch das Finanzdepartement unterstützt, wie dies nun eben durch den Eingriff der Finanzkontrolle deutlich geworden ist. Und schliesslich gibt es die externe Revision, wie sie für private Konzerne üblich ist, das Mandat hat die KPMG.

Bei der Eidgenössischen Finanzkontrolle überlegt man sich, wie die Überwachung von mehrheitlich öffentlichen Bundesbetrieben wie Post, Swisscom und eben Ruag verbessert werden könnte. Die Prüfungen durch den Bund sollen möglichst ergänzend zu den anderen Kontrollen erfolgen. Die Ruag befindet sich zurzeit in einer Prüfung der Governance und Compliance, deren Ergebnisse die Finanzkontrolle Anfang Februar vorstellen will. *Beat Gygi*





«Wie bastle ich ein Gesetz?»: Ratsweibel Peter Truffer serviert Kaffee, 13. Dezember 2016.

## Bundeshaus

# Zähe Brocken, feine Häppchen

Von Peter Keller und Markus Schär — Im Dezember denkt das Parlament vor allem ans Feiern. Aber diesmal stand auch viel Schwerverdauliches auf dem Menü. Der grosse Sessions-Check.

«Jetzt regiert der Hass», japste der *Blick*. Mit seinem Hyperventilieren meinte er das Verhältnis zwischen SVP und FDP, aber auch unter den bürgerlichen Parteien insgesamt. Tatsächlich zeigte sich im ersten Jahr nach dem Rechtsrutsch wenig von einem bürgerlichen Schulterschluss, im Gegenteil. Und in der Wintersession zankten die drei Regierungsparteien rechts von der Mitte weiter. Beim (Nicht-)Umsetzen der Masseneinwanderungsinitiative spannte die FDP mit der Linken zusammen, beim Umbauen der Altersvorsorge die CVP. Ob es den Hass aber gab oder nicht, spätestens beim Geld hörte er auf: Geschlossen zwangen SVP und FDP beim Budget die Bundesverwaltung zum Sparen. (Wobei «sparen» auf Bundesberndeutsch immer noch heisst: nicht so viel Geld mehr ausgeben wie geplant.)

### Die kunstvollste Pirouette

Auch in dieser Session bewies die CVP wieder, wie zuverlässig unzuverlässig sie politisieren kann. Als der Nationalrat am 30. November erstmals das Budget beriet, warnte Fraktions-sprecher Alois Gmür eindringlich vor den künftigen Milliardendefiziten: «Die CVP ist

beunruhigt, dass die Ausgaben trotzdem um 3,3 Prozent zunehmen.» Eine Woche später bekräftigte er die Kürzungsanträge: «Wir stehen zu den Beschlüssen dieses Rates, so wie sie letzten Mittwoch und Donnerstag verabschiedet wurden.» Nachdem der Ständerat höhere Ausgaben bewilligt hatte (auch dank der Stimmen der CVP-Vertreter), wiederholte der Schwyzer Nationalrat am 13. Dezember, seine Fraktion stehe nach wie vor zu den Sparbeschlüssen dieses Rates: «Es ist für uns wichtig, dass wir einen Voranschlag verabschieden, der schuldenbremsenkonform ist.»

Die Einigungskonferenz aus beiden Räten wollte nur die Hälfte des Nationalrats kürzen – doch beim Budget gilt eine strenge Regel: Lehnt einer der Räte den Antrag der Einigungskonferenz ab, gelten automatisch die jeweils tieferen Beträge. Am 15. Dezember setzte der Nationalrat deshalb durch, dass das Budget um 128 Millionen stärker gekürzt wurde, als vom Ständerat gewünscht – das gelang aber nur, weil FDP und SVP (und ein paar BDPler) geschlossen für die tieferen Beträge stimmten. Die CVP drehte derweil eine ihrer kunstvollen Pirouetten und stimmte nun mit der linken Ratshälfte. Denn

die CVP-Fraktion, erklärte ihr Sprecher, «erachtet es als arrogant und stur, auch bei den letzten Verhandlungen dem Ständerat kein Jota entgegenzukommen». Immerhin führte diese Sturheit dazu, dass der Bund 2017 die Vorgaben der Schuldenbremse einhält und geringere Mehrausgaben tätigt als geplant. Die Ausgaben wachsen gegenüber dem laufenden Jahr trotz «Sparwut» um 1,7 Milliarden Franken an.

### Die schärfsten Sprüche

Für die SVP blieb nur «Weinen, Schmollen, Klagen», wie der Grüne Balthasar Glättli spottete, als FDP und SP ihre eigenwillige Interpretation der Masseneinwanderungsinitiative durchzwängten. Die SVP-Nationalräte standen deshalb einmal mehr Schlange, um ihre Kontrahenten mit Nachfragen zu bombardieren (was die Talente unter ihnen gerne nutzten, um vor laufenden Fernsehkameras mit ihrer Schlagfertigkeit zu brillieren). Oder sie flüchteten sich mit bissigen Bemerkungen in den Zynismus. «Es ist heiss hier, und wenn Sie weiter so viel heisse Luft verbreiten, brauchen wir wahrscheinlich bald keine Heizung mehr», höhnte Gregor Rutz. «Herzlich will-



kommen zur vorweihnachtlichen Bastelwerkstatt!», ätzte er beim nächsten Auftritt. Die Debatte um die Frage «Wie bastle ich ein Gesetz?» lasse sich dem Volk immer schwieriger erklären: «Man traut sich ja als Parlamentarier bald nicht mehr bei Tageslicht auf die Strasse, weil man nicht weiss, was man auf die Fragen der Leute sagen soll.» Und auch Natalie Rickli giftete, als sie dem Rat erläuterte, wie ein Vorstellungsgespräch in der Praxis ablaufe: «Das wissen viele von Ihnen wahrscheinlich nicht, weil Sie nicht arbeiten.»

### Die kürzeste Frage

Der erste Preis geht an Nationalrat Thomas Aeschi (SVP). In der Fragestunde wollte er wissen: «Sind EU-Bürger Inländer?» – «Nein», meinte der Bundesrat noch kürzer, hängte aber immerhin noch einen Satz an: «EU-Bürger sind nach geltendem Ausländergesetz nur dann als Inländer zu qualifizieren, wenn sie über eine Niederlassungsbewilligung oder eine Aufenthaltsbewilligung verfügen, die zur Ausübung einer Erwerbstätigkeit berechtigt.» Die Frage war übrigens ganz und gar nicht witzig gemeint: Dank dem «Inländervorrang», den eine knappe Parlamentsmehrheit durchzwängte, kann sich eine halbe Milliarde EU-Bürger, also Nichtinländer, zur Arbeitsvermittlung anmelden.

### Die dunkelste Kammer

Das Bild ist mehr als symbolisch: Seit dieser Session sind die Türen zu den Vorzimmern des Ständerates geschlossen. Ein freies Hineinspazieren ist nicht mehr möglich. Man habe sich gestört gefühlt von allzu aufdringlichen Lobbyisten, liess der Ständerat verlauten. Nun müssen Besucher zuerst beim Sicherheitspersonal anmelden, mit welchem Ständerat, mit welcher Ständerätin sie reden möchten. Ein solches Verfahren heisst andernorts Audienz. Es ist wohl kein Zufall, dass Ständerat und Standesdünkel die gleichen Wortwurzeln haben. Das neue Regime traf anfangs auch die Medienvertreter. Mittlerweile dürfen diese wegen der Proteste (und der kritischen Artikel) wieder ohne Anmeldung in die Vorzimmer eintreten. Zurück bleibt ein schaler Nachgeschmack: Hier schottet sich der sonst schon als «Dunkelkammer» agierende Ständerat noch mehr gegen die Welt draussen ab.

### Das spassigste Geschäft

«Herr Bundesrat, ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass es Ihnen noch Spass macht, Session um Session einen politischen Vorstoss zu Eritrea zu behandeln», stichelte der Schaffhauser Thomas Minder. Diesmal beriet der Ständerat eine Motion der FDP-Fraktion, die der Na-

tionalrat im Herbst mit 123 zu 62 Stimmen angenommen hatte: Der Bundesrat müsse die Entwicklungszusammenarbeit mit Eritrea anstreben. Die 40000 Eritreer in der Schweiz erforderten allein für die Sozialhilfe eine halbe Milliarde Franken, rechnete Thomas Minder vor. Eine Strategie, die das Land entwickle, also die Leute zurückführe, dürfe deshalb «einige hundert Millionen» kosten. «Es macht mir wirklich Spass, jede Motion, sonst würde ich nicht in dieser Funktion bleiben», schoss Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) zurück. «Aber es macht mir nicht Spass, immer dasselbe zu sagen.» Der Aussenminister pachtete die Moral für sich – auch gegen die eigene Fraktion: Die Schweiz dürfe Eritrea nichts zahlen, schon gar nicht «einige hundert Millionen», solange das despotische Regime die Menschenrechte nicht achte. (Bei anderen Ländern geben sich die Schweizer Entwicklungshelfer weniger heikel.) Der Ständerat lehnte die Motion mit 19 zu 21 Stimmen ab. Und Thomas Minder verhies: «Das Parlament wird nicht lockerlassen, bis sich die Asylsituation in Bezug auf Eritrea nachhaltig beruhigt hat.»

### Die happigste Session

Traditionell darf in der letzten Session des Jahres gefeiert werden. Am ersten Tag werden der frisch gewählte Nationalratspräsident und sein Pendant im Ständerat mit einem Apéro geehrt. Dann folgen am Mittwochnachmittag die Feiern in den Heimatkantonen. Die Sitzung fällt aus. Das gleiche Ritual vollzieht sich rund um die Wahl des Bundespräsidenten. Dieses Mal war Doris Leuthard dran. Anschliessend verzog sich die Bundesversammlung plus Gäste zum kalten Buffet im unteren Stockwerk. Der eigentliche Festakt findet allerdings erst in der letzten Sessionswoche statt. Auch dafür werden die Ratsgeschäfte bereits am Mittag eingestellt – wie schon am Tag zuvor, wenn die Parteien ihre jährlichen Fraktionsessen durchführen. Happig an der Wintersession ist vor allem die Bewältigung der vielen Häppchen.

Ein Happen blieb denn auch den Parlamentariern im Hals stecken, vor allem jenen aus der CVP, die sich in höheren Würden sehen. Doris Leuthard, die ge-

mäss den Plänen der Parteistrategen nach ihrem zweiten Jahr als Bundespräsidentin zurücktreten soll, gedachte bei ihrer Feier des Aargauer Bundesrates Emil Welti. Er kam 1867 in die Landesregierung und trat 1891 nur zurück, weil er die Volksabstimmung über eine wichtige Verkehrsvorlage verloren hatte: die Verstaatlichung der Privatbahnen. Und er war, wie seine Aargauer Nachfolgerin genüsslich aufsuchte, sechsmal Bundespräsident. ○



«Herzlich willkommen zur vorweihnachtlichen Bastelwerkstatt!».

## Politik

# Tröstliche Einsicht

## Wer sind die meistgesuchten Personen im Internet?

Die Suchmaschine Google weiss haargenau, was Herr und Frau Schweizer interessiert. Politik gehört nicht dazu.

Über Weihnachten soll die Welt zur Ruhe kommen. Das gilt auch für die schweizerische Politik und das europapolitische Tohuwabo, das unsere Belegschaft im Bundeshaus vollführt hat. Bei Kerzenschein harren wir der Rankings, die Meinungsführer adeln und Hinterbänkler aussortieren. Und leise fragen wir uns: Erachtet das gemeine Volk die Politik überhaupt noch als wichtig? Zu den verlässlichsten Seismografen gehört die weltumspannende Suchmaschine Google. Zum Jahresende hat dieses Online-Wunderwerk eruiert, welchen Schweizer Promis in der digitalen Prärie am intensivsten nachgejagt wird. Der niederschmetternde Befund lautet: Unter den Top Ten figuriert keine einzige Schweizer Politikerin, kein Politiker. Unsere multipel geforderte Simonetta Sommaruga? Fehlanzeige. Philipp Müller, der Mastermind der gesetzgeberischen Weichspülerei? Denkste. Christoph Blocher? Auch der Chefstrategie der Unzufriedenen ist bei Google ein Nobody.

Ganz oben auf der Hitliste steht Tamy Glauser. Die Frau, die gerne auch Männermode präsentiert und die der ehemaligen Miss Schweiz Dominique Rinderknecht den Kopf verdreht hat, ist die meistgesuchte Schweizer Google-Grösse (Interview Seite 74). Dahinter folgt mit Irina Beller jene vom Boulevard vergötterte Frau, die vorzugsweise in durchsichtigen Blusen posiert.

Weit vor allen Bundesräten, Nationalräten und Ständeräten steht Janosch Nietlispach in der Gunst des Schweizer Publikums. Sie kennen den Mann nicht? Der Kickboxer aus Zug buhlte unlängst als TV-«Bachelor»grapschend um die Damenwelt. Offiziell hat diese vom Privatsender 3+ ausgestrahlte Trash-Sendung natürlich niemand gesehen. Trotzdem wollen alle mitreden. Sonst wäre der smarte Janosch ja kein Google-Renner.

In den letzten Wochen haben Politologen und andere gescheite Leute gemutmasst, angesichts des Gezeters um die Zuwanderungsinitiative könnte in der Schweiz die Politikverdrossenheit auf dem Vormarsch sein. Dank Google kommen wir zur tröstlichen Einsicht: Es gibt Wichtiges als Politik. René Zeller

# Rote Kapelle

Von Hubert Mooser — Das Jobkarussell in der Bundesverwaltung dreht sich nach eigenen Regeln. Persönliche Mitarbeiter von Bundesräten werden in hohe Ämter gehievt. Die SP beherrscht das Spiel virtuos.



*Parteilpolitische Vetterliwirtschaft:* Bundesrat Berset (l.), Mitarbeiter Christen.

In dieser Sparte sind die Sozialdemokraten unübertroffen: im Platzieren der eigenen Parteileute in den Schlüsselpositionen der Bundesverwaltung in Bern – und zwar so diskret, dass kein Mensch Fragen stellt. Der Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern (EDI), Bundesrat Alain Berset, hat vor einigen Tagen seinen persönlichen Mitarbeiter Thomas Christen als Vizedirektor des Bundesamtes für Gesundheit (BAG) in Stellung gebracht. Christen wird ab März 2017 den BAG-Direktionsbereich Kranken- und Unfallversicherung leiten. Berset besetzt damit eine weitere Schlüsselstelle seines Departements mit einem ihm treu ergebenen Parteimann.

## Eine steile und friktionslose Karriere

Im Bundesamt für Sozialversicherungen blies bereits unter Direktor Jürg Brechbühl eine rote Kapelle. Nun bekommt der amtierende BAG-Direktor Pascal Strupler, der vom freisinnigen Bundesrat Pascal Couchepin in diesem Amt versorgt wurde, mit Christen einen Genossen als Aufpasser zur Seite gestellt. Christen war Generalsekretär der SP Schweiz, bevor ihn Berset als Berater in sein Team holte. Und es ist wohl bloss eine Frage der Zeit, bis der

Berset-Adlatus zur Nummer eins im BAG aufzurückt – BAG-Direktor Strupler steht in der Gunst des SP-Bundesrats nicht gerade weit oben.

Christen, der Lebenspartner von Ursula Wyss, der früheren SP-Fraktionschefin, heutigen Berner Gemeinderätin sowie Kandidatin für das Stadtpräsidium, steht für Staatsmedizin. Er war einer der treibenden Kräfte hinter der sozialistisch angehauchten Einheitskrankenkasse, welche die Stimmbürger 2014 an der Urne deutlich verworfen haben.

Das Echo im Parlament auf Christen ist entsprechend verhalten. Die Aargauer CVP-Nationalrätin und Gesundheitspolitikerin Ruth Humbel gibt zu bedenken, dass es etwas heikel sei, an Schlüsselstellen des Gesundheitsamtes Parteileute einzusetzen. FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis, ein studierter Mediziner, schätzt Christen als Person: «Er kann gut zuhören», sagt der Tessiner. Die St. Galler Ständerätin Karin Keller-Sutter (FDP), Mitglied der ständerätlichen Gesundheitskommission, hofft wiederum, dass der neue BAG-Vize weniger ideologisch ist als sein Vorgänger Oliver Peters und sich etwas kompromissbereiter zeigen wird.

Die Medien sahen grosszügig über den roten Postenschacher hinweg. Und dabei hatte in den Tagen davor auch Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) ihren langjährigen Begleiter Vincenzo Mascioli ganz nebenbei mit dem Job eines Vizedirektors des Staatssekretariates für Migration (SEM) in höhere Staatssphären katapultiert. Bei Christen wie bei Mascioli zeigt sich einmal mehr: Für eine möglichst steile und friktionslose Karriere ist der Job als PM, wie man die persönlichen Mitarbeiter im Berner Verwaltungsjargon kurz nennt, eine solide Startrampe.

Dieses System befördert jedoch nicht unbedingt die Besten in die lukrativen Jobs der Bundesverwaltung, sondern vielfach die willigen Handlanger der Bundesräte, also deren persönliche Mitarbeiter oder hochrangige Stabsleute. Selbst wenn diese sich im Laufe der Zeit als völlig ungeeignet erweisen oder einem neuen Departementsvorsteher lästig werden, wird es fast unmöglich, sie wieder loszuwerden. Berset kann selber ein Lied davon singen. Pascal Strupler wäre wohl schon seit einiger Zeit nicht mehr BAG-Direktor, wenn Berset nicht schon vorher ein paar Altlasten aus der Ära der FDP-Bundesräte Pascal Couchepin und Didier Burkhalter mit störender Begleitmusik der Medien und hoher Abfindung etwas unsanft aus dem Amt hätte drängen müssen, etwa den früheren Direktor des Bundesamtes für Statistik. Berset habe danach keine weiteren personalpolitischen Schlagzeilen produzieren wollen, sagen gutinformierte Kreise, und so durfte der gelernte Jurist Strupler BAG-Direktor bleiben. Mit Christen hievt Berset nun einen weiteren Juristen in die Führungsetage seines Gesundheitsamtes. Christens Vorgänger Oliver Peters hatte bei seinem Wechsel nach Bern wenigstens gesundheitspolitische Erfahrungen im Gepäck.

Die habe Christen auch, verkündet der Informationschef des BAG. «In den letzten Jahren hat er viele gesundheitspolitische Dossiers eng begleitet, stand mit allen wichtigen Akteuren im Dialog und kennt das schweizerische Gesundheitswesen sowie die Herausforderungen an unser Gesundheitssystem sehr gut», sagt Daniel Bach. In allerhöchsten Tönen streicht auch das SEM Masciolis Qualifikationen heraus. Er sei durch seine bisherige Funktion und Tätigkeit mit sämtlichen Migrationsdossiers vertraut und insbesondere aufgrund seiner Erfahrung an der Schnittstelle zwischen Migrationsinnen- und Migrationsausenpoli-



tik hervorragend für seine künftige Aufgabe qualifiziert. Man kennt das: Als Jean-Frédéric Jauslin 2005 von Couchepin zum Direktor des Bundesamtes für Kultur (BAK) ernannt wurde, wurden seine Meriten ebenso prominent hochgespielt. Dann kam Alain Berset, und Jauslin wurde zur Persona non grata.

### GPK hat den Finger drauf

Fairerweise muss man jedoch anmerken: Die Genossen treiben es beim Postenschacher nicht bunter als FDP oder CVP. Auch der ehemalige Staatssekretär des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Yves Rossier, fing zum Beispiel als PM an, beim Waadtländer FDP-Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz. Unter Couchepin wurde er zuerst Chef der Spielbankenkommission, später Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherungen, unter Aussenminister Didier Burkhalter brachte er es bis zum Staatssekretär im EDA. Ab kommandem Jahr wird Rossier neu Schweizer Botschafter in Moskau.

Der persönliche Mitarbeiter des früheren Finanzministers Hans-Rudolf Merz (FDP), Alexandre Schmidt, wurde unmittelbar vor Merz' Rücktritt Chef der Alkoholverwaltung. Eine steile Karriere legte der Sozialdemokrat Jean-Noël Rey (er starb im Januar 2016 bei einem Attentat in Afrika) unter SP-Finanzminister Otto Stich hin. Der Solothurner setzte seinen PM an die Spitze der damaligen PTT, wie die Post damals hiess. Die Chefin des Bundesamtes für Kultur, Isabelle Chassot, startete ihre Karriere als PM bei Justizminister Arnold Koller, diente dann auch Ruth Metzler, war danach Regierungsrätin im Kanton Freiburg. Nach ihrem Rücktritt aus der Regierung ernannte sie Berset zur BAK-Direktorin. Die Stabschefin von Moritz Leuenberger, Martina Buol, ist inzwischen die Nummer zwei der Parlamentsdienste. Infrastrukturministerin Doris Leuthard pflanzte ihren PM Daniel Büchel als Vizedirektor ins Bundesamt für Energie. Johann Schneider-Ammann (FDP) machte den Parteisoldaten Stefan Brupbacher zum Generalsekretär seines Departements. Nur Finanzminister Ueli Maurer tickt etwas anders: Er hievt selten bis nie Parteileute, zum Ärger der SVP, in aussichtsreiche Positionen.

Der Geschäftsprüfungskommission (GPK) ist zudem diese Art der Karriereförderung bei der Besetzung oberster Kader schon lange ein Dorn im Auge. Seit der leidigen Affäre um Armeechef Roland Nef schaut die GPK etwas genauer hin und verlangt zuweilen auch Einsicht in die Bewerbungsunterlagen. Zurzeit sei in dieser Hinsicht eine Nachkontrolle im Gange, sagt GPK-Präsident Alfred Heer. Um was oder wen es geht, verrät er nicht. Die Resultate werde man dann nach Abschluss der Nachkontrolle mitteilen. Aber am System der parteipolitischen Vetterliwirtschaft wird sich deshalb kaum etwas ändern. ○

## Kriminalität

# Ab nach Mallorca

Im letzten Winter verhaftete die Schweiz einen mutmasslichen Vergewaltiger. Trotz dringendem Tatverdacht durfte er ausreisen.

Noch bevor die Todesfahrt mit einem LKW in Deutschland für Entsetzen sorgte, gab der Fall «Hussein K.» zu reden. Im Oktober wurde die 19-jährige Maria L. im deutschen Freiburg vergewaltigt und getötet. Kurz danach verhaftete die Polizei einen vermeintlich minderjährigen Afghanen, der dringend der Gewalttat verdächtigt wird. Hussein K. war zuvor als angeblicher Flüchtling nach Deutschland gekommen. In den letzten Tagen wurden nun brisante Details zum Fall bekannt: K. hat schon 2013 ein Verbrechen begangen. Damals überfiel er auf der griechischen Insel Korfu eine junge Frau und stürzte sie eine Steilwand hinunter. Die Frau überlebte. K. wurde wegen versuchter Tötung zu zehn Jahren Haft verurteilt. Nach nur eineinhalb Jahren entliess ihn Griechenland aber, um seine Gefängnisse zu entlasten. Zwar hätte sich Hussein K. regelmässig bei den Behörden melden sollen. Doch er reiste weiter. Die deutschen Behörden wiederum wussten nach seiner Einreise nicht, dass sie einen Verbrecher vor sich hatten, der auch längst volljährig war. Denn Griechenland hatte ihn nicht international zur Fahndung ausgeschrieben.

### «Ihr Körper sagte ja»

Man mag die tragischen Versäumnisse auf griechischen Schlendrian und deutsche Überforderung in der Flüchtlingskrise zurückführen. Dass die Schweizer Behörden die Öffentlichkeit gewissenhafter vor Gewalttätern schützen, ist allerdings nicht sicher. Der *Weltwoche* liegt ein Fall vor, der auf einen sträflich naiven Umgang mit potenziell gefährlichen Personen deutet.

Es geht um den US-Bürger B., der eigentlich auf der spanischen Insel Mallorca wohnt. Er will als Tourist in die Schweiz gereist sein, arbeitete vermutlich aber hier als Illegaler. Im letzten Februar wurde B. verhaftet wegen des Verdachts, in einer Schweizer Stadt seine Ex-Freundin A. vergewaltigt zu haben. A. sagte aus, B. habe sie gegen die Wand gedrängt und ihr den Mund zugeedrückt, um sie am Schreien zu hindern. Dann habe er ihr die Kleider vom Leib gerissen und sei mehrfach vaginal in sie eingedrungen. Zudem habe sie ihn oral

befriedigen müssen. B. bestritt den sexuellen Kontakt nicht, behauptete aber, die Handlungen seien einvernehmlich gewesen. Zwar habe die Frau nein zum Sex mit ihm gesagt, gab er zu Protokoll, ihr Körper habe aber ja dazu gesagt.

Man kann das durchaus als Geständnis auffassen. Da es um Vergewaltigung, sexuelle Nötigung und Freiheitsberaubung geht, müsste B. bei einer Verurteilung mit mehreren Jahren Gefängnis rechnen. Weil die Staatsanwaltschaft befürchtete, B. könnte fliehen, ordnete das zuständige Gericht im Februar zwei Monate Untersuchungshaft gegen B. an. «Würde der Beschuldigte jetzt auf freien Fuss gesetzt, bestünde die naheliegende und erhebliche Gefahr der Flucht ins Aus- bzw. Heimatland, um sich der Strafuntersuchung und der drohenden Strafe zu entziehen», so das Gericht damals.



«Gefahr der Flucht.»

### Auf freiem Fuss

Heute aber ist B. auf freiem Fuss. Er lebt nicht etwa in der Schweiz, sondern wieder auf Mallorca. Zwar hat sich der Tatverdacht gegen ihn ganz und gar nicht in Luft aufgelöst. Wie die *Weltwoche* aus sicherer Quelle weiss, konnte B. das Untersuchungsgefängnis aber nach nur zwei Wochen verlassen, trotz der zuvor geltend gemachten Fluchtgefahr. Anschliessend wurde B. nach Mallorca ausgeflogen, auf Kosten der Steuerzahler. In der Schweiz läuft nun ein Verfahren gegen ihn in Abwesenheit. Nach einer allfälligen Verurteilung würde B. international zur Rückführung ausgeschrieben. Die Strafermittler sind also überzeugt, dass B. in diesem Fall in die Schweiz zurückkäme, um ins Gefängnis zu gehen.

Ein Jurist, der den Fall kennt, schüttelt über dieses Vorgehen den Kopf. Es wäre angesichts der drohenden Freiheitsstrafe problemlos möglich gewesen, B. bis zum Ende des Strafverfahrens in Untersuchungshaft zu lassen, sagt er. Über die Vorstellung, dass B. als Verurteilter zurückkomme, könne er nur staunen. Zudem sei die Öffentlichkeit gefährdet: «Es ist wohl eine Frage der Zeit, bis der Täter wieder gewaltsam delinquent.» *Alex Reichmuth*

## Wir sind okay

Von Henryk M. Broder — «Es wäre eine grosse Erleichterung, wenn es nur ein Unfall wäre.»



Unser Nizza heisst Breitscheidplatz, mitten in Berlin, zu Füssen der Gedächtniskirche, einem Symbol der Zerstörung und des Weiterlebens. Ein Laster mit polnischem Kennzeichen rast in einen Weihnachtsmarkt. In den ersten Meldungen ist von einem Toten die Rede, wenig später sind es schon neun und inzwischen zwölf. Dazu 48 zum Teil schwer verletzte Menschen, die für den Rest ihres Lebens gezeichnet bleiben werden.

Bei der ARD braucht man über eine Stunde, um das reguläre Programm für eine Sonderausgabe der «Tagesthemen» zu unterbrechen, beim ZDF dauert es noch länger. Wie üblich geht das «Heute-Journal» um 21.45 Uhr auf Sendung. Marietta Slomka wird im Laufe der Sendung sagen: «Neun Tote sind ums Leben gekommen.» Es ist eine Kür der Ratlosigkeit, verbunden mit der Hoffnung, es möge doch, bitte, bitte, ein Unfall gewesen sein. Eine Reporterin der ARD begründet ihre Anwesenheit am Ort der Tat mit den Worten: «Ich kann Ihnen keine Fakten berichten»; der Terrorismusexperte Georg Mascolo sagt: «Man kann nur hoffen, dass es ein Unfall war», sein ZDF-Kollege Elmar Thevessen sieht «keinen Beweis für einen Anschlag», weist allerdings darauf hin, dass es in diesem Jahr mindestens vier Terroranschläge mit islamistischem Hintergrund in Deutschland gegeben hat, die aber «relativ glimpflich» verlaufen sind. Marietta Slomka stimmt zu: «Es wäre eine grosse Erleichterung, wenn es nur ein Unfall wäre.»

Und als die Deutsche Presse-Agentur nach Mitternacht meldet, bei dem Todesfahrer handle es sich vermutlich um einen Afghanen oder einen Pakistani, der als Flüchtling nach Deutschland eingereist ist, wollen die Experten die «Es könnte aber trotzdem ein Unfall gewesen sein»-Möglichkeit nicht aufgeben. Alles andere wäre Wasser auf die Mühlen der Rechtspopulisten.

Eine von mir geschätzte Kollegin verschickt eine Rundmail an Freunde und Bekannte: «Wir sind okay» – «Liebe alle, es war ja, nüchtern betrachtet, nur eine Frage der Zeit, wann etwas Derartiges passieren würde. Hans nimmt es gelassen; soweit wir bisher wissen, ist niemand, den wir kennen, zu Schaden gekommen.» Und das ist, nüchtern betrachtet, alles, worauf es in diesen Stunden ankommt. Wir sind okay.

## Zurück zu den «Joggels»

Von Silvio Borner — Ein Blick in meinen Stammbaum zeigt: Die Schweiz vernachlässigt die Wurzeln ihres Wohlstands. Dafür sind andere Weltregionen dabei, sie zu entdecken.

Ich mache mir Gedanken über die Zukunft, weil ich die Vergangenheit meiner Familie studiert habe und dies meine letzte Kolumne ist. Meinen Stammbaum kann man im Jahr 1635 bei den Borner-«Joggels» von Rickenbach SO verwurzeln. In den folgenden mehr als 300 Jahren waren alle Nachfahren Kleinbauern, Tagelöhner, Söldner in Frankreich oder bestenfalls Handwerker und später einfache Eisenbahner, vorwiegend im Raume Olten. Höhere Bildung oder höhere Positionen fehlen – mit der Ausnahme eines Lehrers.

Erst meine Generation hat haufenweise Kaufleute, Ingenieure, Akademiker, Lehrer und Unternehmer vorzuweisen. Unsere Generation wurde in eine einmalige Wachstumsphase hineingeboren, welche auch den unteren Schichten echte Aufstiegschancen ermöglichte. Meine Vorfahren waren weder dümmer noch fauler, aber sie hatten keine liberalen Rahmenbedingungen. Warum sehe ich die Zukunft für unsere Enkel und Urnenkel nicht mehr so rosig? Und wie kann verhindert werden, dass sie wieder zu «Joggels» werden?

Da wäre einmal der Souveränitätsverlust der Schweiz. Im letzten Jahrhundert haben wir uns gleich aus zwei Weltkriegen heraushalten können – der bewaffneten Neutralität sei Dank. Heute sind nicht mehr Kriegsdrohungen das Problem, sondern unsere freiwillige und proaktive Unterwerfung unter internationale Organisationen. So haben wir der OECD unseren Finanzplatz weitgehend geopfert oder der Uno (wohl als einziges Land auf der Welt) die Agenda 2030 für ein illusionäres grünes Wachstum überlassen. Beim Klimaabkommen von Paris haben wir uns nicht wie die EU über den Tisch ziehen lassen, sondern sind gleich freiwillig als Sündenbock unter den Tisch gekrochen. Und vor lauter Angst, die Bilateralen zu gefährden, werfen wir unseren vielleicht grössten Trumpf, nämlich den freien Arbeitsmarkt, den Gewerkschaften und staatlichen Bürokratien zum Frass vor. Französische Verhältnisse stehen vor der Tür.

Das zweite Grundproblem ist der Realitätsverlust breitester Kreise als Folge einer gesellschaftlichen Wohlstands-Schizophrenie. Wir sind das reichste Land der Welt mit der höchsten Lebenserwartung, aber haben 20 Prozent Arme oder unterversorgte Alte. Die demografische Entwicklung hinterlässt deutliche Spuren, aber die Erhöhung des Rentenalters oder die

Senkung des Umwandlungssatzes sind Tabus. Wir können uns alles leisten und lösen Luxusprobleme – wie zu viel Konsum von Strom, Fleisch oder zu viel Reisen durch moralisierende Suffizienz oder, wenn das nicht reicht, halt durch gesetzliche Verbote.

### Naturgesetze in den Wind geschlagen

Eine weitere Schizophrenie befällt Wissenschaft und Technik. Zum einen sind wir naturromantisch für Bio, gegen genveränderte Nahrung und gegen Pestizide, dafür aber für Sonne, Wind und Biomasse, obwohl Letztere einen ökologischen und zivilisatorischen Rückschritt ins tiefste Mittelalter mit sich brächten. Der technische Fortschritt wird durch moralisch-ideologisches und politisch korrektes Wunschdenken geleitet, wobei die ehernen Gesetze der Physik in den Wind geschlagen werden. Das Geld fliesst dorthin,

wo die Illusionen nur dank ihrer Zwillingsschwester, den Subventionen, überleben. Unsere zwei grössten Detailhändler kämpfen im TV nicht um Kunden, sondern überbieten sich in einer von jeglicher Realität abgehobenen Bauern-Romantik, die für meine «Joggels» von früher noch nackter Überlebenskampf war.



Die Schweizer Bevölkerung leidet unter einer Mischung aus schlechtem Gewissen wegen ihres Wohlstands und, daraus abgeleitet, Besserwisseri und Überheblichkeit, verbunden mit einer Ausblendung von all dem, was auf der Welt wirklich passiert. Der Klimaschutz ist ein Problem, aber eines unter vielen, die wir erst noch viel besser lösen könnten, wenn wir denn wollten. Zu denken ist hier an Hunger, Krankheit, korrupte Diktatoren, verrückte Kriege und Naturkatastrophen oder Ressourcenverschwendung (z. B. für Wärmedämmung oder Stromsparen).

Aber die Spitzenpolitiker versammeln sich lieber unter der Obhut der Uno und geben leere Versprechen zum Klima ab, die erst nach ihrem längst erfolgten Abtreten scheitern müssen. Und die Schweiz ist da immer an vorderster Front mit von der Partie: als Muster Schülerin und selbsternanntes Vorbild. Inder und andere Asiaten, aber auch Afrikaner und Südamerikaner wollen erst mal der Armut entfliehen und sich in Richtung eines besseren Lebens entwickeln. Sie sind die «Joggels» von heute, und ich wünsche ihnen viel Glück.



# Unselige Weihnachten

Von Wolfgang Koydl — Der Berliner Anschlag trifft Deutschland in der Seele. Es ist Zeit, nach der politischen Verantwortung zu fragen.

Zwei Dinge sind den Deutschen heilig: der Wald und Weihnachten. Beides rührt an das Gemüt der Nation, beides verkörpert Schutz, Geborgenheit, Heimat und Identität. Das gilt vor allem für das Christfest mit seiner urdeutschen Mischung aus Besinnlichkeit und Gemütlichkeit. So attraktiv ist diese Melange, dass sie sogar erfolgreich exportiert wurde. Heute feiert die ganze westliche Welt Weihnachten wie die Deutschen – mit Tannenbaum, «Stille Nacht», Lametta und Glühwein, versüsst mit einem ordentlichen Schuss Rührseligkeit.

Jeder Angriff auf dieses deutscheste aller Feste ist daher ein Angriff auf die deutsche Seele. Das zeigte sich bereits bei der überzogenen Reaktion auf das Weihnachtsverbot an der Deutschen Schule Istanbul. Die Lokalposse schaffte es unter die Spitzenmeldungen von «Tagesschau» und «Heute».

## Fakten verschleiert

Die Bedeutung des Weihnachtsfestes für die Deutschen kannte aber auch der Attentäter, der mit einem Laster durch die Budenstrassen von Berlins ältestem Weihnachtsmarkt pflügte und mindestens zwölf Menschen tötete. Genauso wie jener Täter die Bedeutung des Nationalfeiertags für Frankreichs Psyche kannte, der am 14. Juli ein Blutbad in Nizza anrichtete.

Entsprechend dramatisch dürften nun in der Bundesrepublik die Reaktionen auf dieses Verbrechen ausfallen, das keine Woche vor Heiligabend verübt wurde. Auch wenn einige deutsche – und Schweizer – Medien in den ersten Stunden nach der Bluttat erneut dem Reflex erlagen, Fakten zu verschleiern, zu beschönigen und zu beschwichtigen, so ist die Zeit des betreuten Lesens, der amtlich verordneten Unschuld vorüber. Der Terror ist nun endgültig auch in Deutschland angekommen.

Nach Berlin wird niemand mehr guten Gewissens von bedauerlichen Einzelfällen reden können, die rein gar nichts mit der Masse der nach Deutschland geflüchteten «Schutzsuchenden» zu tun hätten. Das liegt unter anderem daran, dass sich die Einzelfälle häufen. Erst vor ein paar Tagen schnappte die Polizei einen Zwölfjährigen, der eine Nagelbombe in Ludwigshafen zünden wollte – ebenfalls auf einem Weihnachtsmarkt. Einzeltäter überfallen seit Monaten überall im Land Frauen, vergewaltigen oder töten sie.

Hinzu kommt, dass die deutschen Behörden längst den Überblick darüber verloren haben,

wer sich eigentlich wo im Land aufhält. Der Aufenthaltsort von rund 100 000 der insgesamt mehr als eine Million Flüchtlinge, die in den vergangenen anderthalb Jahren oft unkontrolliert über die offenen Grenzen geströmt sind, ist Polizei, Einwohnermeldeämtern und Sozialinstitutionen nicht bekannt. Theoretisch macht das 100 000 potenzielle «Einzeltäter».

Es ist vielmehr an der Zeit, sich einzugestehen, was bislang nur der eher unbedeutende saarländische Innenminister offen auszusprechen gewagt hat: dass sich Deutschland und Europa längst im Krieg befinden, im Krieg gegen einen unbarmherzigen Islam, der nicht für Gleichheit und Gleichberechtigung kämpft, sondern für Dominanz und Unterdrückung.

Auch wenn es die meisten Medien und Politiker nach wie vor hartnäckig bestreiten – dieser Krieg hat unsere Länder bereits verändert. Er beeinflusst die Art und Weise, wie wir leben: Frauen wagen sich immer öfter nicht mehr alleine auf die Strasse und meiden Kleider, die als aufreizend gedeutet werden könnten. Austragungsorte freudiger Ereignisse wie Fussballspiele, das Oktoberfest oder eben Weihnachtsmärkte werden eingezäunt und von schwerbewaffneten Polizisten gesichert.

Wenn dies aber so ist, dann stellt sich die Frage, ob es nicht auch eine politische Verant-

wortung gibt – für dieses Klima der Angst und Verunsicherung, für die gefährliche Spaltung der deutschen Gesellschaft, und, ja, auch für blutige Verbrechen wie nun jenes in Berlin.

Von Angela Merkel war bis Redaktionsschluss zu diesem Thema nichts Substantielles zu vernehmen, auch nicht nach dem bislangschwersten Terroranschlag auf deutschem Boden. Neu war in ihrer Erklärung lediglich, dass sie das Attentat «unselig» nannte – offenbar ein freudscher Versprecher, ausgelöst durch die «fröhliche, selige, gnadenbringende Weihnachtszeit». Ansonsten tat sie, als sei der Terror vom Himmel gefallen. Millionen von Menschen würden sich fragen, wie so etwas möglich sei, murmelte sie bekümmert. Aber auch sie habe keine einfache Antwort.

## Merkels fataler Fehlentscheid

Wirklich? Noch ist unklar, ob der Täter als Flüchtling einreiste, ob die zwölf kaltblütig ermordeten Männer und Frauen, die sich – in Merkels Worten – auf Weihnachten freuten, noch leben könnten, wenn man nicht jedermann unkontrolliert ins Land gelassen hätte. Aber Deutschlands andere Terroristen in diesem Jahr schlichen getarnt als «Schutzsuchende» ins Land. Sie konnten nur einreisen, weil die Kanzlerin die Grenzen sperrangelweit geöffnet hatte.

Die Grenzöffnung war eine politische Entscheidung, die allein von Angela Merkel getroffen wurde – unter Missachtung geltenden Rechts. Sie hat sich mehrmals zu dieser Entscheidung bekannt. Dann aber muss sie sich auch zu den Konsequenzen bekennen, die ihre Entscheidung nach sich zieht. Das öffentliche Eingeständnis, einen Fehler gemacht zu haben, wäre schon viel wert.



Angriff auf dieses deutscheste aller Feste: Terror in Berlin, 19. Dezember 2016.

## Beruf statt Berufung?

Von Christoph Mörgeli

Die NZZ am Sonntag weiss: «SVP nimmt Schwänzer an die Kandare.» Weil SVP-Nationalräte während der Session zeitweise gefehlt hätten, überlege sich die Fraktion eine Reglementsänderung. Schuld am Unmut ist eine wegen fünf Abwesenden verlorene Abstimmung über den Schutz vor nichtionisierenden Strahlen. Nun solle das Fraktionsreglement der SVP verschärft werden, um solch ärgerlich knappe Niederlagen künftig zu verhindern.

Gemach. Der Berner SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz wird sich die Folgen solcher Reglementsverschärfungen genau überlegen müssen. Denn am Ende sitzen im Parlament nur noch jene, die Zeit haben. Und das sind nie die Besten. Es wäre der Weg zum Profiparlament, von dem die Linken schon lange träumen. Aus der vollen Überzeugung würde ein Vollzeitjob. Aus der Berufung würde ein Beruf. Beim Generalverbot des Verpassens einer Abstimmung sässen im Nationalrat zuletzt nur noch graue Politbeamte. Erfrischende Unternehmer wie Magdalena Martullo oder Roger Köppel, die aus dem vollen Leben schöpfen, würden undenkbar. Lohnt sich das? Mitnichten. Wenn etwas geändert werden müsste, dann das geltende Parlamentsreglement. Es ist schlicht absurd, dass jede unbedeutende Kleinstpartei bei jedem Geschäft dieselbe Redezeit erhält wie etwa die SVP mit einem runden Drittel Wähleranteil. Dies ist eine unerträgliche Verfälschung des Wählerwillens. So kann sich der grüne Fraktionschef Balthasar Glättli zusammengerechnet stundenlang am eigenen Charisma ergötzen: den grünen Schal ordnend, die Augen gen Himmel gerichtet, die ganze globale Menschheit beschwörend. Aber ohne die geringste Auswirkung.

Der argumentative Maschinengewehrscütze Martin Bäumle müsste sein rhetorisches Ratterwerk massiv verkürzen. Denn seine Grünliberalen haben bei den Wahlen noch drastischer abgenommen als er selber. Martin Landolt von der BDP darf heute das Publikum fast endlos mit seinen lauwarmen Positionen langweilen, ohne dass dies im Land irgendetwas ändert. Landolts Kommentare zum Bundesbudget sind etwa so entscheidend wie eine Stellungnahme des Cäcilienchors Näfels. Nichts wäre angesichts dieses politischen Missstandes einfacher, als dass die Vertreter der wählerstärksten Parteien zusammensitzen. Und den Proporzgedanken nach hundert Jahren nicht nur bei den Nationalratswahlen umsetzen. Sondern auch bei der Redezeit.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Ist Putin ein neuer Lenin?

Von Peter Bodenmann — Ob eine Gesellschaft überlebt, hängt von deren Arbeitsproduktivität ab.



Unwiderstehliche Faszination auf die autoritären Rechten: Putin.

Russland wird – wie einst die Sowjetunion – ein zweites Mal implodieren. Das Dynamit befindet sich bereits in den Sprenglöchern.

**Sprengladung 1** — Die Russen geben neunmal weniger Geld für Militär und Rüstung aus als die Amerikaner. Aber immer noch viel zu viel für ihre wirtschaftlichen Möglichkeiten.

**Sprengladung 2** — Früher kontrollierte und verwaltete die KPdSU mit ihren Funktionären die Wirtschaft. Heute sind die Oligarchen ökonomisch am Drücker. Oligarchen, die – wenn sie überleben wollen – Bestandteil des Systems Putin sein müssen.

**Sprengladung 3** — Das Russland von heute hat mit einer offenen Gesellschaft, die Kritik zulässt und fördert, so viel am Hut wie der Vatikan mit der Gleichstellung von Mann und Frau.

**Sprengladung 4** — Die alternativen Energien werden russisches Öl und Gas ökonomisch vom Markt fegen. Der Versuch, gemeinsam mit der Opec die Ölpreise vorübergehend zu stabilisieren, wird diesen Prozess nur beschleunigen.

Wer in der Defensive ist, führt Kriege. Weil Kriege die Menschen vorerst an ihren Staat und an ihre Führer schweissen. Das macht Putin beachtlich gut. Militärisch und medial. Krim übernommen; Ukraine destabilisiert; Trump gewählt; Aleppo erobert. Und der neue US-Aussenminister ist ein Freund des Autoritären.

Putin wird den russischen Phönix ein zweites Mal abfackeln. Weil er im Gegensatz zu den chinesischen Kommunisten nicht begriffen hat, wie Kapitalismus funktioniert. Weil Syrien sein Afghanistan wird.

Der Westen hat den Irak, Afghanistan und Libyen konzeptlos destabilisiert. Die bisher brutal Herrschenden wurden liquidiert. Das Chaos ist heute grösser als zuvor. Das Gleiche hat der Westen in Syrien versucht. Das hat nicht funktioniert. Weil diesmal die Russen und der Iran den Diktator Assad vorerst retteten.

Wer einen Krieg anzettelt und absehbar verliert, sollte halbwegs ehrenhaft kapitulieren. Stattdessen leisten die vom Westen unterstützten Milizen in Aleppo Widerstand bis zum bitteren Ende.

Der in Aleppo siegreiche Putin übt eine unwiderstehliche Faszination auf die fremdenfeindlichen, autoritären Rechten aus. Wenig fasziniert sie mehr als die Willkür im Umgang mit der Macht. Sie möchten sein wie er. Von Freysinger über Elsässer bis Strache.

Für Lenin galt: «Die Arbeitsproduktivität ist in letzter Instanz das Allerwichtigste, das Ausschlaggebende für den Sieg einer neuen Gesellschaftsordnung.» Und: «Sage mir, wer dich lobt, und ich sage dir, worin deine Fehler bestehen.» Putin macht beides falsch.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Der unheilige Sonntag

Von Kurt W. Zimmermann — Lange waren die Sonntagsblätter die Oasen in der Wüste des Lesens. Nun trocknen die Oasen aus.

Im Februar 1997 zog sich SP-Präsident Peter Bodenmann aus der Politik zurück. Er tat es auf effektvolle Weise.

Der Politiker kündete seinen Abgang via *Sonntagszeitung* an. «Peter Bodenmann: Rücktritt als SP-Präsident und Nationalrat», titelte das Blatt.

Natürlich war das sorgfältig inszeniert. Bodenmann verlangte für seine Story einen vierspaltigen Aufmacher auf der Frontseite und ein dreiseitiges Interview im Blatt. Das bekam er. Dazu bekam er einen Jubel-Kommentar, laut dem er seine Partei «von Erfolg zu Erfolg führte».

Das Konzept ging für beide Seiten auf. Einen «Knalleffekt in eigener Sache», registrierte nächstentags die NZZ.

Bodenmanns Sonntags-Strategie war zwanzig Jahre lang der Standard in der Aufmerksamkeits-Ökonomie. Zwanzig Jahre lang waren die Sonntagszeitungen die erfolgreichsten und die lautesten Lautsprecher im Mediengeschäft.

Der Sonntag war der Tag der Verkündigung. Wenn Micheline Calmy-Rey eine diplomatische Offensive anpries, Christoph Blocher einen Asylvorstoss plakatierte oder Nicolas Hayek eine Produktidee lancierte, dann taten sie das mit Vorliebe im Erfolgsmodell Sonntagspresse.

Nun hat der Trend gedreht. Mit der *Schweiz am Sonntag* verschwindet im zehnten Jahr ihres Erscheinens erstmals seit langem ein Sonntagsstiel.

Der Trend hat sehr gedreht. Allein in den letzten drei Jahren haben die neun Sonntagsblätter der Schweiz zusammen 600 000 Leser verloren. Das ist ein deutlich stärkerer Einbruch als bei den Tageszeitungen. Der Sonntag hat seinen Nimbus als Sonderfall der Zeitungsgeologie verloren.

Nur zwei Titel, die *Sonntagszeitung* und die *NZZ am Sonntag*, sind echt profitabel. Beide verdienen um die zehn Millionen im Jahr. Sie machen damit mehr Geld als ihre Mütter *Tages-Anzeiger* und *NZZ*. Bei der *Sonntagszeitung* allerdings lag früher der Gewinn bei gegen dreissig Millionen.

Die Schweiz hat, anders als Grossbritannien oder Deutschland, keine Sonntagszeitungstradition. Erst 1969 entstand das *Sonntagsjournal*, bei dem Friedrich Dürrenmatt Co-Herausgeber war. Das Blatt überlebte nur drei Jahre. Ebenfalls 1969 startete der *Sonntagsblick*. Er erreichte recht schnell eine Auflage von 350 000 Stück. Inzwischen ist es nicht einmal mehr die Hälfte davon.



Knallerbsen am Tag des Herrn.

1987 folgte die *Sonntagszeitung*. Richtig Fahrt kam allerdings erst fünfzehn Jahre später in den Markt, als die NZZ-Gruppe und die AZ Medien ihre Sonntagsstiel lancierten. Auf einmal galt nun der Sonntag als Göttertag des Leseverhaltens. Er war die zeitgeistige Oase, in der noch Gedrucktes genossen und nicht nur Digitales geklickt wurde.

Von dieser Euphorie profitierten die Redaktionen. Jeder Informant und jeder Denunziant, der eine Story krachend platzieren wollte, ging zu einem Sonntagsstiel. Die meisten Knaller, genauso wie die meisten Knallerbsen, explodierten darum am Tag des Herrn. Thomas Borer, Carlo Jagmetti, Thomas Matter, Peter Regli, Oswald Gröbel, Marko Turina, Peter Aliesch, Roland Nef: Zu etwa fünfzig Prozent waren die Knaller am Sonntag zutreffend, zu etwa fünfzig Prozent falsch.

Dann holte die Realität die Sonntags-Illusion ein. Die Realität hiess Smartphone. Nun war der Zugriff auf die Information jederzeit und überall möglich. Das zerstörte die Idylle vom heiligen Lesetag und verwandelte den besonderen Sonntagmorgen schnell in einen gewöhnlichen Dienstagnachmittag.

Noch ums Jahr 2010 kamen die Sonntagsblätter gemeinsam auf über 3,5 Millionen Leser. Heute ist es schon eine Million weniger. Der Sonntag hat seinen Heiligenschein verloren.

# Monogamisch

Von Beatrice Schlag — Klüger als Treueschwüre.

Manchmal liest man Wörter, die so unmittelbar Sinn ergeben, dass man sich fragt, wo sie bisher waren. Monogamisch ist so ein Wort. Es bedeutet, dass man dem Menschen, mit dem man sein Leben teilt, eigentlich wirklich treu sein will. Aber dann tappt man in eine Bar, und da sitzt diese Frau, die einen anmacht. Oder man trifft einen Schwarm aus der Schulzeit wieder, der einem die kühnsten Komplimente ins Ohr flüstert. Es gibt Millionen Geschichten darüber, wie dumm und zufällig man untreu wurde. Weil fast jeder und jede, oft glücklich verheiratet, schon irgendwann einknickte, wenn sich die Möglichkeit auftat, sich kurz wieder als die Person zu fühlen, die man einmal war: quicklebendig, abenteuerlich, sexuell attraktiv für andere Menschen. Denn beim Seitensprung, sagt eine neue Schule von Paarberatern, seien der Sex und der Mensch, mit dem man fremdgehe, oft viel weniger wichtig als die Hoffnung, dieses andere Ich in sich wieder zu entdecken, das einem im Zusammenleben häufig abhandenkommt.



Untreue, sagen diese Therapeuten, habe selten mit Liebe, sondern mit Begehren zu tun. Deswegen lohne es sich, Wege zu suchen, wie ein an sich frohes Paar nach einem Seitensprung ohne Bitterkeit und anhaltende Schuldzuweisung wieder zueinanderfinden kann. Ihre Anhänger nennen sich monogamisch, weil sie, überwiegend monogam, genug über ihr eigenes Begehren und das des Partners gelernt haben, um zu wissen, dass es die perfekte Beziehung nicht gibt. Und dass Untreue, wenn sie nicht chronisch ist, den unsäglichen Schmerz nicht wert ist, den eine Trennung anrichtet. Es geht nicht um offene Ehe, sondern darum, einen Seitensprung nicht zum Super-GAU werden zu lassen, den er für die meisten Beziehungen bedeutet. «Anfangs ist es erschreckend, über die Möglichkeit zu reden, dass Untreue stattfinden könnte», sagt ein ehemaliger Patient, «aber mit der Zeit verliert man seine Unsicherheiten. Und das macht ironischerweise die Partnerschaft stabiler.» Klingt wie Weihnachten und ist kein Märchen.

Meinen Lesern danke ich für die Treue und Neugier. Und wünsche vergnügte und entspannte Feiertage.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man ein Geschenk zurückgeben mit der Begründung, dass es einem nicht gefällt? Oder ist das schlechte Kinderstube?

*Elisabeth Viselka, Wolfhausen*

Höfliche Schenker bieten schon bei der Paket-Übergabe an, man könne das Geschenk selbstverständlich umtauschen. Bei Familien und engen Freunden darf man das dankend annehmen. Oder selber ehrlich sein, weil nahe Menschen eh über kurz oder lang mitbekommen, ob ihr teures Geschenk genutzt wird oder im Keller verschwand. Gaben von Arbeitskollegen, Nachbarn oder entfernteren Bekannten, die mit Dingen wie Duftkerzen oder Rasierwasser ihre Sympathie bezeugen, sollte man hingegen mit Dank annehmen. Auch wenn Sie die Dinger nicht riechen können: Sie sind die Enttäuschung nicht wert, die Sie mit einem Rückgabewunsch anrichten. Ehrlichkeit muss nicht immer sein. *Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Wenn der Leidensdruck durch die ungebremste Zuwanderung immer mehr zunimmt, wird es ein böses Erwachen geben.» *Esther Moser*

### Masochismus und Ängstlichkeit

Nr. 50 – «Zwischen Pest und Cholera»; Hubert Mooser über die verdeckte Agenda von Bundesrätin Sommaruga

Unser Verhältnis zur EU ist von Masochismus und Ängstlichkeit – oder eben doch von der geheimen Agenda eines schleichenden EU-Beitritts geleitet. Im Vertragsrecht, auch im Völkerrecht, gilt die sogenannte *clausula rebus sic stantibus*. Sie bedeutet, dass Verträge anfechtbar werden, wenn sie unter Verhältnissen geschlossen wurden, von denen man nach Treu und Glauben ausgehen durfte und die nun aber in krasser Weise nicht mehr gegeben sind. Die Klausel kommt noch mehr zum Tragen, wenn die geänderten Verhältnisse Folge schwerer Vertragsverletzungen der einen Partei sind: Unsere Masseneinwanderung ist unter anderem eine Folge der Euro-Krise und der Verletzung des Dublin-Abkommens durch Italien. Die Euro-Krise ist durch flagrante Verletzung der Verschuldungsregeln nach dem Maastrichter Vertrag sowie der No-Bail-out-Regel verursacht. Frankenaufwertung und schlechte Renditen auf der Anlage von Pensionskassengeldern sind die Folge. Aus Italien müsste die Schweiz nicht einen Asylbewerber aufnehmen, weil nach Dublin-Abkommen Italien das Asylverfahren führen müsste. Die Schweiz wird also durch Vertragsbrüche und Misswirtschaft in der EU massiv geschädigt. Deshalb hätte unser Parlament die Masseneinwanderungsinitiative sehr wohl ohne grosses Risiko griffig umsetzen können unter Berufung auf die genannte *clausula rebus sic stantibus* und den Hinweis, dass eine Rückkehr zur vollen Personenfreizügigkeit wieder ins Auge gefasst werden könne, sobald die EU ihre eigenen Regeln und Vertragspflichten einhalte. *Markus Eckstein, Goldach*

Wenn ich an die Zukunft der Schweiz denke, wird mir angst und bange (ich habe einen zehnjährigen Sohn). Wir haben jetzt schon einen untragbaren Dichtestress. Wenn der Leidensdruck durch die ungebremste Zuwanderung immer mehr zunimmt, wird es ein böses Erwachen geben; aber dann ist es zu spät. Das muss ja Frau Sommaruga nicht kümmern, sie hat keine Kinder, um deren Zukunft sie sich Sorgen machen muss. Vielleicht wandert sie dann gar aus. *Esther Moser, Basel*

### Fernöstliche Gruselgeschichte

Nr. 50 – «Verkehrte Welt»; Andi Gross über die Rückkehr des Nationalismus

Das Familienbild, welches Andi Gross für seine Argumentation verwendet, entnimmt er einer



*Folgen der Euro-Krise: Bundesrätin Sommaruga.*

fernöstlichen Gruselgeschichte. Ein normales Familienbild würde seine Argumentation ins Gegenteil verkehren. Der Staat hat in seinen Augen versagt, da er wegen fehlender Einnahmen seinen sozialen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen könne. Die EU würde es richten, wenn sie denn so funktionierte, wie sie sollte. Das Argument vom sozial versagenden Staat wird durch die offiziellen Zahlen klar widerlegt; in keinem Bereich sind die getätigten Ausgaben so gewachsen wie im sozialen. Gross denkt, die EU als Ganzes sei sozialer als ihre einzelnen Mitgliedstaaten. Er wünscht sich also das Gegenteil von Subsidiarität. Immerhin gibt er zu, dass die EU nur dann sozial erfolgreich sein könne, wenn sie seinen Ideen entspräche; die Wirklichkeit sei aber eine andere. Wahrscheinlich habe ich Gross' Argumente nicht richtig verstanden, sonst hätte er mit diesen nicht über Jahrzehnte politisch zu überleben vermocht. Steckt hinter Gross' Unverständlichkeit eine Absicht, weil verständliche Argumente populistisch sind? Es bleibt die Frage: Inwiefern kann und soll ein Staat sozial sein, welche Aspekte des Sozialen sollten vom Staat übernommen werden? *Christian Frey, Burgdorf*

### Fast schon bitterböse

Nr. 49 – «Elitendämmerung»; Christoph Blocher über den Verlust des Vertrauens in das Establishment

Herr Blocher stellt die Behauptung auf, Berufsarbeiter hätten im Gegensatz zu Akademikern das bessere Gespür dafür, was echt und



was unecht sei. Blöd nur, dass Herr Blocher den Lesern verschweigt, dass er selber Akademiker ist und gar in Recht promoviert hat! An anderer Stelle beklagt er sich dann tatsächlich noch darüber, dass die «echte Elite» (meint er damit sich selbst?) in der Schweiz «leider» nicht viel Macht bekomme. Was um Himmels willen will Herrn Blocher mit diesem Satz aussagen? Auch seine Sympathie für Donald Trump ist bedenklich: Trump hat im Wahlkampf wiederholt betont, das Resultat nur für den Fall anzuerkennen, dass er selbst gewinne. Warum eigentlich sympathisiert Herr Blocher als Gralshüter der Demokratie mit einem eher antidemokratisch gesinnten Präsidenten? Zu guter Letzt sei Herr Blocher in Erinnerung gerufen, dass er selbst schon längstens zum Establishment, das er gleichzeitig verteufelt, gehört, und zwar in wirtschaftlicher (er ist milliardenschwer), in akademischer (er ist Doktor in Recht) und in politischer Hinsicht (als alt Bundesrat). Bezeichnend und fast schon bitterböse ist das dazugelegte Bild mit den zwei Arbeitern, die Pferdemit aufputzen: Wetten, dass Herr Blocher diese zwei Buezer beim Vorbeigehen nicht einmal grüssen würde? *Raphael Racine, Präsident SP Muri-Gümligen*

Herr Blocher spricht die Wahrnehmungsstörungen gewisser Eliten an. So hört man immer wieder, dass sich die Schweizer Wirtschaft auf

das schwierige Umfeld gut eingestellt habe. Gerade die industrielle Wirtschaft kämpft aber mit einem immer schwierigeren Umfeld. Patrons decken teilweise die Defizite, welche sich trotz grosser Bemühungen ergeben. Es wird umstrukturiert, verlagert und in erster Linie in IT investiert. Anlagen werden auf immer längere Zeit abgeschrieben. In diesem Umfeld die Firmenbesitzer zu diskreditieren und ihnen immer neue Vorschriften aufzwingen zu wollen, bringt keine neuen Arbeitsplätze. Die Politik der exorbitanten Bussen, welche in den USA ihren Anfang nahm und jetzt unter Applaus der Antikapitalisten auf Europa überschwappt, kostet auf der ganzen Welt Tausende von Arbeitsplätzen. Anstatt die Firmen mit Bussen zu belegen, sollten die wirklich Verantwortlichen bestraft werden. Die Nullzins/Negativzins-Politik gefährdet unsere Sozialsysteme. Es ist möglich, jedes Jahr mehr für die Krankenkasse zu bezahlen, aber scheinbar unmöglich, den Beitrag für die AHV zu erhöhen, welcher zudem progressiv ist. Da erstaunt es schon, mit welchen Problemen sich unsere Eliten (Politiker, Akademiker und so weiter) herumschlagen, welche weder für das Zusammenleben noch für die positive Entwicklung der Schweiz von Bedeutung sind. Ein etwas weniger globalisiertes Denken wäre kaum schädlich. Nur weil es gerade Mainstream ist, über alles und alle unqualifizierte

Meinungen abzugeben und der ganzen Welt zu sagen, was zu tun wäre – zu den Aufgaben unserer Eliten gehört das dennoch nicht.

*Stephan Alessandri, Schüpfheim*

#### Anregende Gedankengänge

Nr. 50 – «Vernunft und Augenmass»;  
Kolumne von Kurt Schiltknecht

Ich werde die Kolumne von Kurt Schiltknecht sehr vermissen, sie war immer hervorragend. Mit dem Zitat von Prof. K. Brunner: «Man kann die Wahrheit nicht häufig genug wiederholen», gibt er uns noch einmal die Chance, einen Blick auf wesentliche Fehlentwicklungen der Bürokratie in der Schweiz und Europa zu werfen. Die anregenden Gedankengänge werden mir fehlen.

*Luis Frei, Uznach*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förllibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

# HUBLOT



**CLASSIC FUSION  
AEROFUSION MOONPHASE**



**HUBLOT**

BOUTIQUES

GENEVE • GSTAAD • LUZERN  
ZURICH • ZERMATT





*Beste Nachricht des Jahres 2016:* Der Riesenpanda ist gemäss der Roten Liste der Weltnaturschutzunion (IUCN) nicht mehr vom Aussterben bedroht.





## Wir sind 2016

Was hat dieses Jahr gebracht?  
Eine Bilanz in Gesprächen und  
Analysen.

- 34 **Forever Young!** Chris von Rohr  
über die Rolling Stones
- 36 **«Die Zeit der starken Männer»**  
John Andrews über die Weltlage
- 41 **Astrophysiker Stephen Hawking**
- 42 **Als Donald Wladimir traf**  
Christopher Buckley, Satiriker
- 43 **Henry Kissinger über Donald Trump**
- 44 **Die klügsten Köpfe** Sloterdijk, Shafak,  
Hürlimann, Sanders, Auwerx
- 46 **«Ich bin die Anti-Merkel»** Marine  
Le Pen, Chefin des Front national
- 49 **Lucky Luke vs. Donald Trump**
- 50 **Wenn Politiker durchdrehen**  
David Owen, Ex-Labour-Minister
- 52 **«Die Situation erinnert mich  
an 1968»** Harald Martenstein, Autor
- 54 **Kommentare des Jahres**
- 60 **«Wir streiten!»** Doris Leuthard sagt,  
was sie 2017 erreichen will
- 64 **Frauen von 2016**
- 66 **«Vom ganzen Land getragen»**  
Isabelle Emmenegger, Organisatorin
- 68 **«Hochinteressante Beobachtungs-  
stätte»** Ignazio Cassis, FDP-Politiker
- 72 **«Liebe zum Freilichtmuseum»**  
Flavia Kleiner, Operation Libero
- 74 **«Ich habe keine Angst»** Dominique  
Rinderknecht und Tamy Glauser
- 76 **«Die Vorteile werden überwiegen»**  
Ökonomieprofessor David Dorn
- 79 **Vittoria Illy, Kaffee-Unternehmerin**
- 80 **«Ich schaue nur Komödien»**  
Daniela Ryf, Ironman-Weltmeisterin
- 82 **Bauern der Zukunft**  
Christoph Mäder, Chefjurist Syngenta
- 84 **«Die Milchstrasse besiedeln»**  
Jürgen Schmidhuber, Informatiker
- 87 **«Warum führt man Tagebuch?»**  
Carel van Schaik, Anthropologe
- 90 **Wie singt man vom Aufbruch?**  
Die Pop-Klassiker von morgen
- 92 **Rufer aus der Wüste** Mohammed  
Moulessehoul alias Yasmina Khadra
- 96 **Mike Shiva, Hellseher und Esoteriker**
- 98 **«Und jetzt das Schlussmassaker»**  
Milo Rau, Theaterregisseur
- 102 **Marc A. Trauffer, Rockmusiker**
- 106 **«In Calgary half uns der Geheim-  
dienst»** Karl Frehsner, Ski-Coach

# Forever Young!

Die Rolling Stones sind die grösste Rock-'n'-Roll-Band der Welt. Seit über fünfzig Jahren scheinen die britischen Gaukler und Herumtreiber nahezu kein Moos anzusetzen. Eine Liebeserklärung.  
Von Chris von Rohr

Man darf von einer alten Rock-'n'-Roll-Band nicht erwarten, dass sie alle paar Jahre ins Aufnahme-Studio geht, sich aufreißt und abmüht, um ein neues Meisterwerk zu liefern – und das in einem Tonträgermarkt, der praktisch tot ist. Die heutige Generation erwartet, dass es Musik gratis oder als Beilage gibt. So beschlossen auch die Stones, dass es bedeutend mehr Spass macht, live aufzutreten und danach ein paar Tage im Studio mit Coversongs rumzuspielen. In einem gewissen Alter sollte Freude über allem stehen – wie uns das die leichtfüssigen, noch nicht dressierten Kinder vormachen. Und genau so beseligt und leidenschaftlich tönt das letzte Werk der Rollenden Steine, «Blue & Lonesome», mit alten Bluesperlen.

An diesem Dezembernachmittag stehe ich in der Denmark Street im Londoner West End. Der Himmel ist dunkelgrau, und die bleierne Luft ist nichts für sensible Lungen. Eines ist aber kristallklar: Die Rolling Stones konnten nur hier in diesem pulsierenden Moloch entstehen – nicht in Kalifornien und erst recht nicht in Bern oder Zürich.

## Die Welt bebte

Es gibt, vielleicht ausser den Beatles, keine andere Band, die mich dermassen geprägt hat. Ich sah die Rolling Stones zum ersten Mal im April 1967, kurz nachdem gerade ein ganzes Jahrzehnt explodiert war. Die Welt bebte. Es waren Zeiten des Aufruhrs, der Demonstrationen, Wirtschaftskrisen und Rassenunruhen. Ich erlebte kein Konzert im eigentlichen Sinne, da sich die Verstärkeranlagen gegen die schreienden und pöbelnden Fans kaum durchsetzen konnten. Zu Hause in meiner «Hall of Fame» habe ich noch einen hölzernen Klappstuhl, der die damalige Hallenstadion-Stuhlschlacht überlebt hat.

Vorletztes Jahr sah ich die Band mit dem genialen Zungen-Logo wieder auf ihrer «14 On Fire»-Tour, diesmal in brillanter Form und bei bester Akustik. Da war nach 52 (!) Jahren noch jede Menge Spielfreude, Leichtigkeit und das Wissen, wie man seine Musik am besten rüberbringt. Eine vollgereifte Rock-'n'-Roll-Band. Und dann diese Songs!

Sie verfolgen mich seit meiner frühesten Jugend, und ich verdanke ihnen einiges an Lebensschub und Träumerei. Unvergessen das melancholische «Ruby Tuesday», sozusagen das «Yesterday» der Rolling Stones, und das dunkle «Paint It Black». Ich lag auf meinem Bett. Unter mir eine violette, freakige Woll-

decke und in mir die grosse Ungewissheit, wie's mit meinem Leben weitergehen sollte. Zeit der Selbsterkundung. Was lag hinter dem Schleier? Es gab keinerlei Masterplan oder Lichtblick, aber natürlich jede Menge Sehnsucht nach einem wilden, freien Leben mit wilden, freien Mädchen. Der perfekte Soundtrack dazu: «Let's Spend the Night Together» und «She's a Rainbow». Heute weiss ich: Die Musik von den Stones, von Dylan oder von den Beatles war meine Landkarte, eine Bildung, die ich anderswo nie erhalten habe.

Momentan liegen vier Rolling-Stones-Bücher auf meiner Lesebank. Am umfassendsten und coolsten ist klar die grossartige Keith-Richards-Biografie «Life». Liebevoll, ausführlich, kompetent und packend wie eines seiner Riffs. Ich kann dieses Buch allen Musikliebhabern nur empfehlen, da man auch

einiges über die Gitarre als Instrument, über Spezialstimmungen, schwächende Drogen, Frauen sowie über die Innereien einer Rockband erfährt, und zwar auf äusserst witzige, unterhaltsame Art und Weise. Es ist eine extrem spannende Reise durch sechs Jahrzehnte. Kurz: eine der besten Musikerbiografien.

Aber auch das John-McMillian-Buch «Beatles vs. Stones – Die Rock-Rivalen» hat es in sich. Es zeigt, wie viel Gemeinsames diese zwei scheinbar so verschiedenen Jahrhundertbands haben. Anhand von Songs, Auftritten und vielen persönlichen Begegnungen werden die spannendsten Jahre beleuchtet. Ein Paradebeispiel auch dafür, wie die Bands und die PR-Maschinerie in den Sechzigern liefen. Für jeden, der damals schon Rockmusik hörte, ein Muss – aber auch für Jüngere, die vielleicht selbst musizieren, eine echte Bereicherung.



Mehr Feeling, Charisma und Authentizität geht nicht: Watts, Richards, Jagger, Wood (v.l.).



Nach dieser Lektüre fällt die Mick-Jagger-Autobiografie, die eigentlich gar keine selbstverfasste ist, etwas ab. Mick sagt, ihm sei die Zeit zu kostbar, um seine eigene Biografie zu schreiben, und er wolle nicht zurück-, sondern vorausblicken. Irgendwie verstehe ich ihn, denn ich weiss aus eigener Erfahrung, dass, wenn du's gut machen willst, mindestens 2000 Stunden draufgehen. Trotzdem ist die etwas nüchtern geratene Lektüre vom Rebell und Rockstar interessant, obwohl sie recht wenig über Mick als Menschen preisgibt. Klar ist: Der zeugungsfreudige Mann (acht Kids) hat eine dicke Abwehrmauer um sich gebaut. Er ist zwar auf der Bühne extrovertiert, sonst aber verschlossen – obwohl er sicher wortgewaltig und clever genug wäre, uns seine unglaubliche Geschichte zu erzählen.

### Gott, Sex, Tod

Unter dem Strich lässt sich sagen, dass Mick das absolute Bühnentier ist, sich aber privat eher konservativ gibt. Also das totale Gegenteil seines Bandkumpels Keith Richards, der den Rock 'n' Roll auch abseits der Bühne immer wieder verkörpert und lebt. Aber auch der obercoole Keith hat zwei Gesichter, wenn man genau hinschaut, und er wäre nicht der be-

kannte, verwilderte Rock-'n'-Roll-Pirat ohne den Krämer, Perfektionisten, genialen Frontmann und brillanten Geschäftsmann Mick!

Als Musiker, Textschreiber sowie als Blues-sänger und Mundharmonikaspieler wird Mick Jagger gerne unterschätzt. Der Mann hat einen eigenen, berausenden Gesangsstil, der aus der Not, bloss eine Allerweltsstimme zu haben, geboren wurde. Mick musste sich etwas einfallen lassen. Heute hören wir zwei Worte und wissen dass, es Mick Jagger ist – eine Klangmischung aus Dringlichkeit, Rotzigkeit und grosser Leidenschaft. Wir hören alles: Gott, Sex, Tod und das Universum. Das gelang auf diese Art nur ganz wenigen. Mehr Feeling, Charisma und Authentizität geht fast nicht.

Was der getriebene Marathon-Man immer wieder live abliefern, ist wie bei Angus Young, dem Gitarristen von AC/DC, schlicht unfassbar und bringt uns zum Staunen. Die Rolling Stones waren auch die erste britische Rockband, deren Sänger so richtig Dampf machte und das Mikrofon wie einen Phallus in die enge Hose schob und dazu wie ein Berserker tanzte. Ohne Jagger kein Jim Morrison, kein Axl Rose, kein Steven Tyler und keine Lady Gaga. Und sagen wir es ungefiltert: Unser

Leben wäre ohne Mick Jagger schlicht langweiliger gewesen. Aufgrund seiner androgynen Ausstrahlung wird er von Frauen und Männern gleichermaßen umschwärmt und vergöttert. Er war das männliche Sexsymbol des 20. Jahrhunderts.

Man kann diese Band mögen oder nicht, wer aber den Songtext zu «Sympathy for the Devil», «Jumpin' Jack Flash», «Brown Sugar», «Under My Thumb» oder «Satisfaction» liest, der muss einfach den Hut ziehen. Das ist Rock-'n'-Roll-Riffing und Strassenpoesie in höchster Vollendung, auf der Suche nach dem inneren Feuer.

Der Kampf der Dämonen gegen die heile Welt. Mit philosophischem Allerweltswortwitz reflektiert Mick gnadenlos unseren oft banalen Alltag. Da verschmelzen Verzweiflung und Erotik, ringt Strassenweisheit mit Gockelhaftigkeit. So entstand ein Lebens-Soundtrack ganzer Generationen. Es ist mehr als Musik. Es ist der Ringkampf des Lebens, der Kater der Vergänglichkeit gegen das Gefühl ewiger Jugend.

Das tragischste Buch zu dieser Band trägt den Titel «Sympathy for the Devil» und ist die Biografie über den Bandgründer Brian Jones. Es zeigt einen genialen, überbegabten und engelhaften Musiker, der sich immer mehr ins Abseits manövrierte. Schon die legendäre Blues-Ikone Alexis Korner warnte Brian Jones bei der Stones-Gründung: «Hol nicht beide in die Band, sie werden dir das Genick brechen.» Und genau so kam's. Die brennende, blonde Leuchtfigur, die zunehmend ins Drogengetto abdriftete, wurde auf tragische Weise systematisch aussortiert und war am Ende nur noch Gründer des «Club 27» – jenes Vereins bekannter Rockgrößen, die mit 27 Jahren starben (Jimi Hendrix, Janis Joplin, Jim Morrison und Kurt Cobain).

«Sympathy for the Devil» gewährt uns einen grandiosen Einblick in die fragilen Anfänge dieser Band und den Tanz all dieser Egos. Den Kampf zwischen Pan und Apollo, zwischen Ekstase und Eleganz, dem Perfekten und dem Unreinen. Wir verbeugen uns vor Apollo, doch wir sollten auch Sympathie für den Teufelsgitarristen und den gefallenen Engel empfinden. Dieser spielte nicht nur den Blues – er lebte ihn, bis zum bitteren Ende.

Heute sind Mick und seine Kumpane älter. Die Falten in ihren Gesichtern erzählen uns von einem wilden, aussergewöhnlichen Leben, und sie sind hart verdient. *Shine on boys, we love you!* Lasst uns sehnsüchtig weiterschwelgen, oder wie's im Song «Streets of Love» so schön heisst: «While lovers laugh and music plays / I stumble by and I hide my pain / The lights are lit, the moon is gone / I think I've crossed the Rubicon [...]»

Chris von Rohr, 65, ist Musiker, Produzent und Autor. Neuste CD mit Krokus: Big Rocks







«Das Gleichgewicht verschiebt sich»: Philippinischer Machthaber Duterte.



«Über die Köpfe der Eliten hinweg»: US-Präsident

## «Zeit der starken Männer»

Von Trump über «verrückte» Staatschefs bis zum Brexit und den Naxaliten: Der britische Journalist und Buchautor John Andrews fühlt der politischen Weltlage den Puls und benennt die gefährlichsten Konflikte, die uns im nächsten Jahr beschäftigen werden. *Von Urs Gehriger*

Er sass mit Jassir Arafat im Bunker und lockte Muammar al-Gaddafi mit seinen Fragen aus der Reserve. Über dreissig Jahre hat John Andrews als Korrespondent für den *Economist* aus allen Ecken der Welt berichtet, oft aus Krisenzonen. In Beirut wohnte er unmittelbar neben der US-Marines-Basis, als dort 1983 eine 6000-Kilogramm-Bombe 305 Menschen in den Tod riss. Es war nicht das einzige Mal, dass ihm Glück das Leben bewahrte. In seinem neuen Buch, «The World in Conflict», analysiert Andrews die Brandherde dieser Welt. Gemeinsam mit der *Weltwoche* hat er zum Jahresende den Globus gedreht und liess Krisen und Schlüsselfiguren des vergangenen Jahres Revue passieren.

**Welches Ereignis hat den konfliktgeprüften John Andrews 2016 komplett überrascht?**

Kein einzelnes Ereignis, sondern ein Prozess: der Aufstieg des Populismus. Er tauchte auf beim Brexit, bei der Wahl Donald Trumps, aber auch in Österreich, wo fast die Hälfte der Bevölkerung mit dem Rechtsausser-Politiker Norbert Hofer von den Freiheitlichen geflirtet hat. Populismus manifestierte sich dieses Jahr quer durch Europa. Dieser Prozess hat mich wohl deshalb überrascht, weil Leute wie ich ziemlich selbstgefällig geworden

sind. Wir betrachten die Vorteile der Globalisierung als selbstverständlich und haben dabei nicht bemerkt, dass sich viele Menschen zunehmend abgehängt und vergessen fühlen.

**Es gibt ein Zerwürfnis zwischen den Massen und den Eliten. Wie ist es dazu gekommen?**

Das Phänomen tritt besonders in der entwickelten Welt auf. Es ist ein Gefühl, dass es die frühere Generation besser hatte. Interessanterweise ist es eher die ältere Generation, die zum Populismus tendiert. Das Gefühl greift um sich, dass all die Wahrheiten und Werte der Nachkriegsgeneration keine Gültigkeit mehr haben. Gleichzeitig gewinnen autoritäre Figuren an Anziehungskraft, Männer wie Xi Jinping in China, Wladimir Putin in Russland, Recep Erdogan in der Türkei und nun Donald Trump in den USA. Wir leben in einer Zeit der «starken Männer». Ihre Attraktivität nährt sich von der Fähigkeit, über die Köpfe der Eliten hinweg die Massen anzuziehen mit, wie ich meine, oft simplifizierenden Lösungen.

**Die EU hat definitiv keinen «starken Mann». Wird der Brexit eine derart destabilisierende Wirkung entfalten, dass die EU letztlich auseinanderfallen könnte?**

Ja, dies ist absolut möglich. Der Brexit könnte der Schneeball sein, der eine Lawine auslöst.

Ausser die EU schafft es, den ursprünglichen Traum wiederzubeleben. Viele Leute haben vergessen, was der ursprüngliche Zweck der Union ist: Den Frieden in Europa zu zementieren. Die EU ist in der Krise, sie hat ein Manko an Führung. Es war ein grosser Fehler, dass sie sich zu rasch und zu weit ausdehnte. Auch die Einführung des Euro in so vielen Staaten erwies sich als Fehler. Man kann nicht massiv divergierende Wirtschaften in die Zwangsjacke einer Einheitswährung stecken, ausser man lebt in einem politischen Einheitsgebilde wie den USA. Eine politische Integration wäre inakzeptabel für ein Europa, das grundsätzlich noch immer aus Nationalstaaten zusammengesetzt ist.

**Ist die Renaissance des Nationalstaates ein weiteres Merkmal des Jahres 2016?**

Es handelt sich nicht um eine Wiedergeburt, denn der Nationalstaat ist nie gestorben. Der Nationalstaat war immer das fundamentale staatspolitische Element während der letzten 150 Jahre. Margaret Thatcher stellte bereits fest, dass es keine Vereinigten Staaten von Europa geben werde, weil wir ein Europa der Nationalstaaten seien. Das ist wahr. Die Franzosen wollen keine Deutschen sein. Die Deutschen keine Griechen. Und die Griechen bestimmt keine Deutschen.





Trump.



«Niemand hat eine Ahnung!»: Nordkoreas Diktator Kim Jong Un.

**Verlassen wir Europa für einen Moment und lassen den Blick in die Ferne schweifen. Ihr neuestes Buch trägt den Titel «The World in Conflict». Wie viele Konflikte gibt es derzeit auf der Welt?**

In meinem Buch definiere ich Konflikt als Meinungsunterschied zwischen Nationen, Völkern und politischen Bewegungen, welcher die Anwendung von tödlicher Gewalt beinhaltet. Gemäss Schätzungen der Organisation Warsintheworld.com, die ich als vertrauenswürdig erachte, gibt es zurzeit in 67 Ländern Konflikte, in welche 736 nicht-staatliche Gruppierungen involviert sind.

**Täglich liefern uns Medien eine Ration syrischen Elends in die Stuben. Jenseits der bekannten Brandherde, welches sind die Konflikte, die total vergessen gingen?**

Wahrscheinlich die Konflikte in Myanmar, wo die Volksgruppen der Karen und Shan für Autonomie oder Unabhängigkeit von der Zentralregierung kämpfen. Ein anderer ist der Konflikt der Naxaliten.

**Wer sind die Naxaliten?**

Maoistische Gruppierungen in Ostindien. Sie setzen sich aus Ureinwohnern verschiedener Regionen zusammen. Die Naxaliten fühlen sich von Landbesitzern ausgebeutet,

---

**«Es handelt sich nicht um eine Wiedergeburt des Nationalstaates, denn der ist nie gestorben.»**

---

welche ihnen Zugang zu Boden, Arbeit und Einkommen verwehren. Sie verstehen ihren Aufstand als eine Art Bürgerrechtskampf und bezeichnen sich selbst als Marxisten. Ich bezweifle, dass sie es wirklich sind. Ich

vermute, kaum jemand von ihnen hat je Engels und Marx gelesen. Dann gibt es natürlich in Afrika etliche Konflikte, über welche kein Journalist schreibt, entweder weil sie zu weit weg stattfinden – wie im Südsudan – oder ganz einfach weil die Welt die Nase voll hat von Afrika.

**Seit dem Zweiten Weltkrieg lässt sich ein interessanter Trend beobachten: Es sterben immer weniger Menschen in Konflikten. Was sind die Gründe für diesen Rückgang?**

Gemäss Berechnungen des norwegischen Peacebuilding Resource Centre gab es im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts durchschnittlich 55 000 Tote pro Jahr. Der Bürgerkrieg in Syrien wird die Zahl etwas nach oben treiben. Doch langfristig gehen die Opferzahlen zurück. Hauptsächlich, weil heute kaum mehr zwischenstaatliche Konflikte ausgetragen werden, die früher zu massiven Todesraten führten. Der letzte zwischenstaatliche Krieg, an den ich mich erinnern kann, war jener zwischen Russland und Georgien 2008. Wir haben ein paar eingefrorene zwischenstaatliche Konflikte, zum Beispiel jener zwischen Indien und Pakistan in Kaschmir.

**Ein buchstäblich eingefrorener Konflikt auf dem höchstgelegenen Schlachtfeld der Welt.**

Ab und zu taut er ein wenig auf. Man könnte auch argumentieren, dass der Konflikt zwischen Russland und der Ukraine ein zwischenstaatlicher Krieg ist. Ich bin allerdings der Auffassung, dass es sich dabei um eine eigene Konfliktkategorie handelt, den sogenannten Hybridkrieg, eine Mischform von offenen und verdeckten kriegerischen Aktionen. Während Russland offiziell ab-

streitet, dass es am Krieg teilnehme, entsendet es in Wahrheit eigene Soldaten, ohne Hoheitsabzeichen auf ihren Uniformen und ohne Nummernschilder an den Militärfahrzeugen. Aber die meisten Konflikte werden heute von nichtstaatlichen Akteuren ausgeführt. Sie überqueren staatliche Grenzen, ohne erkannt zu werden, wie es die Kämpfer des Islamischen Staates (IS) tun.

**Drehen wir am Globus und werfen einen Blick auf den wohl isoliertesten Flecken der Erde: Nordkorea. Im September hat die kommunistische Regierung den fünften und bisher grössten Atomtest durchgeführt. Wie ernsthaft ist die Bedrohung, die von Nordkorea für die Region und den Weltfrieden ausgeht?**

Die ehrliche Antwort lautet: Niemand hat eine Ahnung! Da niemand voraussehen kann, was Kim Jong Un im Schilde führt, muss man vermuten, dass ein nuklear bewaffnetes Nordkorea extrem gefährlich sein könnte. Und zwar nicht bloss für die direkten Nachbarn, sondern auch für die USA, denn mit der neusten Raketentechnologie ist Nordkorea fähig, die Westküste Amerikas zu treffen.

**Sehen Sie eine Möglichkeit, Nordkorea zu überzeugen, vom Abgrund wegzutreten?**

Ich denke, niemand verfügt über ein wirkliches Druckmittel mit Ausnahme Chinas. Doch auch Chinas Hebel ist nicht so gross, wie man oft vermutet. Peking fürchtet, dass eine Flut von Flüchtlingen nach China eindringen könnte, sollte das Kim-Jong-Regime einmal fallen. Ausserdem verfolgt China das Prinzip, sich nicht in Angelegenheiten anderer Länder einzumischen. Aber es gibt Dinge, die China tun könnte. Nord-

korea ist von Chinas Öl- und Kohlelieferungen abhängig. Peking könnte vortäuschen, es habe ein Problem mit den Ölpumpen. Es wäre kein offen deklariertes Druck auf Nordkorea, doch der «Trick» könnte Kim in seinem Verhalten mässigen. Aber letztlich wäre dies bloss eine kurzfristige Massnahme. Südkoreas ehemaliger Präsident Kim Dae Jung hat es mit

---

**«Wir haben es mit einem Phänomen zu tun, das ich den CNN-Effekt nenne.»**

---

der Sonnenscheinpolitik versucht und dafür im Jahr 2000 sogar den Friedensnobelpreis erhalten. Auch sie führte letztlich zu nichts. Niemand weiss, wie man mit Nordkorea umgehen soll, das Land scheint gegen Druck von aussen immun zu sein.

**Südkorea bezeichnet Kims Verhalten als «manischen Leichtsinns». Ist Kim tatsächlich leichtsinnig, oder ist der Rest der Welt unfähig, seine Gedanken zu verstehen?**

Ich vermute, Kim ist nicht leichtsinnig. Ein Tyrann, insbesondere ein ausgesprochen grausamer Tyrann, ist bereit, unzählige seiner Landsleute und selbst Teile seiner Verwandtschaft zugunsten der eigenen Ambitionen zu opfern. «Leichtsinnig» würde jedoch heissen, dass er absurde Risiken eingeht. Das hat er offenbar bis jetzt nicht getan. Jeder Nuklearversuch verschafft ihm mehr Erpressungsmacht gegen den Rest der Welt. Aus seiner Sicht ist das ein ziemlich rationales Verhalten.

**Unberechenbare Herrscher werden immer wieder als «Verrückte» oder «Wahnsinnige» bezeichnet. Gaddafi war so ein Beispiel oder auch Saddam Hussein. Wie oft hat ein Missverständnis oder mangelnde Kenntnis einer Kultur oder Persönlichkeit einen Konflikt verursacht?**

Der Sechstagekrieg 1967 war so ein Beispiel. Die Israelis und der Westen haben die Rhetorik von Nasser missverstanden. Nasser wollte nicht wirklich Krieg. Bei Gaddafi stellt sich die Frage: Wäre er tatsächlich bereit gewesen, die Hälfte seines Volkes in der Kyrenaika, dem Ostteil Libyens, zu massakrieren? Ich bezweifle es. Wir haben es mit einem Phänomen zu tun, das ich den CNN-Effekt nenne: Wenn genügend Fernsehbilder in die Stuben rieseln, drängt sich im Westen das Gefühl auf: «Wir müssen etwas tun.» Das Problem ist: Wir versuchen eine Situation in einem abgelegenen Brennpunkt gemäss eigenen Standards zu verstehen. Die Vorstellung, wir könnten helfen, im Nahen Osten Demokratien zu etablieren, ist abwegig.

Wenn du ein arabischer Leader sein willst, musst du respektiert werden. Um respektiert zu werden, musst du gefürchtet sein. Um gefürchtet zu sein, musst du skrupellos sein. Das gilt insbesondere für Führer, die aus einer religiösen Minderheit stammen. So war es bei Saddam Hussein. So ist es bei Baschar al-Assad.

**Im Mai hat mit Rodrigo Duterte ein weiterer «Verrückter» weltweit Schockwellen ausgelöst. Kaum zum philippinischen Präsidenten gewählt, entfesselte er eine blutige Anti-Drogen-Politik. Er nannte Barack Obama einen «Hurensohn» und wandte sich vom alten Verbündeten Amerika ab. Könnte Duterteres Annäherung an China und Russland das Kräftefeld im Südpazifik verändern?**

Das Gleichgewicht verschiebt sich bereits. Erstens durch den Aufstieg Chinas. China ist heute die grösste Wirtschaftsmacht der Welt. Es ist typisch für eine Wirtschaftsmacht, dass sie auch militärisch zum Machtfaktor avanciert. Bis anhin waren die USA



«*Intellektuelle Reformation*»: Autor Andrews.

der Sicherheitsgarant für Südkorea, Japan, die Philippinen, Taiwan und Thailand. Die verschiedenen Sicherheitsinteressen im Südchinesischen Meer werden zu stärkeren Friktionen zwischen China und den USA führen. Zweitens könnte sich das Gleichgewicht abermals verschieben, sollte Donald Trump – wie er dies im Wahlkampf immer wieder angekündigt hat – eine isolationistische Politik verfolgen.

**Im Wahlkampf äusserte Trump die Ansicht, dass die USA ihren asiatischen Verbündeten keinen Schutz mehr gewähren sollten, wenn diese dafür nicht mehr Geld bezahl-**

**ten. Und er warf die Frage auf: «Wäre es für Japan und Südkorea nicht irgendwie besser, Atomwaffen zu haben, wenn Nordkorea auch welche hat?»**

Japan und Südkorea aufzumuntern, eine Nuklearmacht zu werden, ist ziemlich leichtsinnig. Es wird interessant sein, ob er zurückrudern wird, wenn er einmal das Amt übernommen hat. Die wirtschaftlichen Verbindungen zwischen China und den USA sind sehr eng. China ist der grösste Gläubiger der USA. Deshalb hoffe ich, dass die beiden einen Modus Vivendi finden werden, so wie es bis jetzt der Fall war. Aber wenn Trump mit Tsai Ing-wen telefoniert, der Präsidentin von Taiwan, das von Peking als Teil Chinas angesehen wird, und darauf aggressive Tweets gegen China absetzt, verheisst dies keine ruhige Zukunft.

**Drehen wir die Weltkugel weiter. Im Januar wurde in Mexiko mit Joaquín «El Chapo» Guzmán der mächtigste Drogenboss der Welt verhaftet, nachdem ihm die Flucht aus einem Hochsicherheitsgefängnis gelungen war. Wie stark zernagen Drogenkriege Wirtschaft und Gesellschaften in Südamerika?**

Drogenhandel ist ein zersetzender Faktor, aber in einer Weise ist er auch sehr lebenswichtig. Die Drogenkriege sind verheerend, denn sie werden äusserst brutal geführt. Und sie bedrohen die Sicherheit des Staates, aber Millionen Menschen leben vom Drogenhandel. Ausserdem sind Drogenkriege die unausweichliche Konsequenz der Drogennachfrage in den Vereinigten Staaten. Solange diese Nachfrage nicht nachlässt, sehe ich kein Ende der Drogenkriege. Der Drogenhandel verseucht ganze politische Strukturen. Man sieht dies in Kolumbien, wo Präsident Juan Manuel Santos für die Friedensverhandlungen mit den Farc den Friedensnobelpreis erhalten hat. Es ist schwer vorstellbar, dass die gesamten Farc den Drogenhandel aufgeben werden. Drogenhandel ist eine gigantische Geldmaschine. Es wird immer politische Spannungen und brutale Verteilungskämpfe geben, in Kolumbien und allen Ländern, wo der Drogenhandel abgewickelt wird.

**Sprechen wir von einem weiteren interessanten Phänomen: In etlichen Ländern sind Regierungen aufgrund von Korruptionsskandalen kollabiert – in Guatemala, Ar-**

---

**«Zivilisten neigen viel eher zu machohaftem Verhalten als Generäle.»**

---

gentinien, letzten Sommer erwischte es Dilma Rousseff in Brasilien, jüngst wurde Park Geun Hye in Südkorea abgesetzt, und in Südafrika droht Jacob Zuma dasselbe





«Wehrhaftigkeit und Kooperation»: Frankreich im Ausnahmezustand.

**Schicksal. Früher hat man solche Skandale unter den Teppich gewischt, heute müssen die Verantwortlichen häufig abtreten. Weshalb?**

Es ist die Folge der digitalen Technologie. Die Menschen sind heute über alle Gesellschaftsschichten hinweg viel besser und rascher informiert. Für Machthaber und ihre Kumpane ist es schwieriger geworden, korrupte Machenschaften zu verstecken. Durch die sozialen Medien erzielen Nachrichten über Amtsmissbrauch rasch Breitenwirkung. Leute mobilisieren via Smartphones öffentliche Proteste. Es ist beeindruckend, was jüngst in den Strassen von Seoul geschah, wo während Wochen Hunderttausende Menschen einen derart massiven Druck ausübten, dass das Parlament gegen Park ein Amtsenthebungsverfahren wegen Korruption eingeleitet hat.

**Korruption ist ein Vorwurf, den wir im US-Wahlkampf oft gehört haben. Mit der Wahl Trumps war die Überraschung des Jahres perfekt. Wie hat er die Sensation geschafft?**

Hillary Clinton war eine sehr schlechte Kandidatin. Ihre letzten dreissig Jahre Politik hingen wie ein Schatten über ihrer Kandidatur. Es war einfach, sie wegen Ungereimtheiten in ihren früheren Ämtern an den Pranger zu stellen. Trump war sehr clever, wie er die sozialen Medien für sich nutzte. Er genoss Gratiswerbung. TV-Sender berichteten nonstop über ihn. Trotzdem kam die Niederlage Hillarys überraschend. Fast alle Meinungsforscher lagen falsch. Sie haben zu wenig genau hingeschaut, draussen im Land. Und of-

fenbar haben viele Befragte ihre wahre Meinung nicht preisgegeben.

**Auch beim Brexit spielte mit Boris Johnson eine charismatische Figur die Schlüsselrolle. Kritiker orten eine grassierende Personifizierung in der Politik.**

Boris Johnson ist eine enorm populäre und charismatische Persönlichkeit. Dass er sich ins Brexit-Lager schlug, hat den Entscheid der Briten, die EU zu verlassen, massgebend mitbeeinflusst. Die meisten Briten wussten nicht, wofür sie im Detail gestimmt haben. Anders als ihr in der Schweiz sind wir Referenden nicht gewohnt. Anders als das Referendum über die Unabhängigkeit Schottlands war die Brexit-Vorlage meines Erachtens zu komplex. Da ist es eine natürliche Folge, dass die Vorlage auf einzelne Themen hinuntergebrochen und von ausserordentlichen Persönlichkeiten dominiert wird.

**Zurück zu Trump. Er hat drei Generäle auf Schlüsselposten berufen. Einige Kommentatoren werten dies als eine gefährliche Militarisierung und eine potenzielle Gefahr für den Weltfrieden.**

Ich bin grundsätzlich der Auffassung, dass Generäle Kriege meiden. Sie haben Kriege hautnah miterlebt, und sie kennen die Grenzen dessen, was mit Waffen erreicht werden kann. Zivilisten dagegen neigen viel eher zu Draufgängertum und machohaftem Verhalten. Der designierte Verteidigungsminister James «Mad Dog» Mattis scheint mir eine gute Wahl zu sein. Sein anderer Übername lautet «Kriegermönch». Er ist ein besonnener Realist. Zwar sieht er im Iran einen zentralen Terrorexporteur, dennoch ist er der Auffassung, es wäre ein Fehler, das Atomabkommen zu zerreißen, wie es Trump im

Wahlkampf angekündigt hat. Und er hat Trump das Foltern ausgedreht.

**Ein Wort zu Rex Tillerson, dem neuen Aussenminister. Er ist seit Jahren Vorsitzender und CEO von Exxon. Man will einen guten Draht zu Putin haben. Taugt er zum Brückenbauer zwischen Washington und Moskau?**

Ich bin optimistisch. Trumps Präsidentschaft könnte zu einer Entspannung im Verhältnis zu Russland führen. Das wäre mit Clinton nicht der Fall gewesen. Ganz im Gegenteil. Der Konflikt mit Putin wurde zu einer persönlichen Angelegenheit. Clinton vermutet, Putin habe eine Verschwörung gegen sie angezettelt, weil sie die Rechtmässigkeit der Parlamentswahl 2011 in Zweifel gezogen hatte. Mit Tillerson kommt eine ganz andere Note in die Beziehung zu Russland. Tillerson kennt Putin aus persönlichen Begegnungen. Putin hat dem Erdöl-Tycoon den Freundschaftsorden für seinen Beitrag zur Entwicklung des Energiesektors verliehen. Tillerson ist es gewohnt, in problematischen Gegenden der Welt Handel zu treiben.

**Welche Konflikte könnten entschärft, möglicherweise sogar beigelegt werden, sollte es zu einer Annäherung zwischen Trump und Putin kommen?**

Der Krieg in Syrien könnte zu einem raschen Ende kommen. Wir scheinen uns bereits in diese Richtung zu bewegen. Einst forderte Amerika, Baschar al-Assad müsse zurücktreten, bevor Gespräche in Genf abgehalten werden könnten. Diese Bedingung hat Oba-

«Trump's Präsidentschaft könnte zu einer Entspannung im Verhältnis zu Russland führen.»

ma längst fallenlassen. Ein Regimewechsel ist kein Ziel mehr. Aber es stellt sich folgendes Problem: Wenn der Westen im Nahen Osten Boden zugunsten Russlands preisgibt, wird man das in Europa auch tun?

**Trump steht nicht mehr bedingungslos hinter dem Nato-Bündnis. Rückt dadurch Europa in den Machtradius Moskaus?**

Man kann der Auffassung sein, dass die Nato mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Zerfall der Sowjetunion ihren Zweck erfüllt hat. Und wenn Russland die Krim annektiert, kann man das aus Sicht Moskaus als vertretbar ansehen. Doch wenn man beobachtet, wie Russland in der Ukraine einen Hybridkrieg führt, dann haben die baltischen Staaten guten Grund zu grosser Besorgnis. Im Nato-Staat Estland sind beispielsweise 25 Prozent der Bevölkerung ethnische Russen. Würden die Nato-Partner bei einer Intervention Russlands den Balten zu Hilfe eilen, wie es Art. 5 der Nato-Charta



«Skrupellos»: Flucht vor dem IS im Irak.

vorsieht? Das ist keinesfalls sicher. Hinter der Zukunft der Nato steht ein grosses Fragezeichen. Neben mangelndem Wehrwillen fehlt auch der Wille bei den Nato-Partnern, genügend in die Verteidigung zu investieren.

**Die Zeichen für eine Annäherung zwischen Trump und Putin werden überschattet von jüngsten Schlagzeilen. US-Geheimdienste sprechen von «deutlichen Beweisen», dass Russland via Hacker-Attacken den US-Wahlkampf manipuliert habe, zugunsten von Donald Trump. Ohne tiefere Kenntnis der Umstände wischte Trump die Vorwürfe beiseite.**

Vielleicht musste er sie beiseitewischen. Sie könnten seinen Sieg diskreditieren. Ich denke, es ist klar, dass Russland in den Wahlkampf eingegriffen hat. Das ist ein sehr gefährlicher Präzedenzfall. Aber möglicherweise war es nicht das erste Mal. Cyberkrieg und Hackerangriffe können jederzeit und überall stattfinden, oft merkt man lange nichts davon. Ob sie letztlich effektiv sind, ist eine andere Frage.

**Sollten sich die russischen Cyberangriffe mitten ins Herz der amerikanischen Demokratie als wahr erweisen, müsste Trump gegenüber Putin reagieren. Wie?**

Eine sehr knifflige Frage. Am besten redet er nicht über seine Massnahmen. Kompliziert wird die Sache durch den Umstand, dass Russland seinen Einfluss weit in den Westen hinein spielen lässt und sogar europäische Parteien unterstützt. Marine Le Pen vom Front national sagt offen, ihr fehle diesbezüglich jede Alternative, weil Banken in Europa ihr kein Geld leihen

würden. Es ist klar, dass Russland alle Mittel in der Hand behalten wird, weiterhin eine Schlüsselrolle zu spielen.

**Sind Wirtschaftssanktionen ein taugliches Mittel, um Russland im Zaum zu halten?**

Die Russen sind diesbezüglich in einer Position der relativen Schwäche. Es ist unwahrscheinlich, dass der Ölpreis wieder ansteigt,

**«Letztlich muss die Lösung aus dem Inneren der muslimischen Welt selbst kommen.»**

was eine sehr schlechte Botschaft für die russische Wirtschaft ist. Putin braucht einen Feind, er muss sein eigenes Prestige aufmöbeln, indem er eine äussere Gefahr anvisiert. Und im Islamischen Staat, zu dessen Bekämpfung – und nur dazu – Russland offiziell in Syrien interveniert, hat er einen solchen Feind.

**Islamische Terroristen sind Feinde, die Russland und der Westen gemeinsam haben. Bei Anschlägen in Brüssel, Nizza und Berlin starben über 130 Menschen. Sind die europäischen Geheimdienste nicht gut genug, um solche Anschläge zu verhindern?**

Sie sind gut genug – bis sie versagen. Sie arbeiteten in jüngerer Zeit ziemlich gut in Grossbritannien, aber ziemlich schlecht in Belgien. Die Bedrohung durch den Terrorismus wird nie verschwinden. Wir brauchen Wehrhaftigkeit und Kooperation zwischen den Sicherheitsdiensten. Aber das allein reicht nicht. Europa muss seine muslimischen Gemeinschaften dringend integrieren.

**Kann das gelingen, wenn dauernd neue Migranten nach Europa einwandern?**

Leider nein. Die Zahl steigt wegen der Unruhen im Nahen Osten. Letztlich muss die Lösung aus dem Inneren der muslimischen Welt selbst kommen. Und das ist nur möglich durch eine Übereinkunft zwischen Saudi-Arabien und dem Iran. Wir im Westen bezahlen den Preis für den faustischen Pakt mit dem saudischen Königreich. Wir haben Zugang zu billigem Saudi-Öl, im Gegenzug garantiert der Westen dem Haus Saud Stabilität punkto Machtausübung. Derweil exportieren die Saudis eine extreme Form des Islam, den Wahhabismus, in alle Welt. Sie brauchen seit über dreissig Jahren Petrodollars, um überall auf der Welt Moscheen und Medressen zu finanzieren, was sehr gefährlich ist.

**Kann man die Saudis davon abhalten?**

Was helfen würde, ist ein tieferer Ölpreis. Je mehr Saudis und Katarer in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten, desto weniger Geld können sie zur Verbreitung des rigiden Islam im Ausland ausgeben. Aber eine intellektuelle Reformation tut not in der muslimischen Welt. Vergessen wir nicht, dass während der goldenen Zeit des Islam Muslime die intellektuelle und kulturelle Macht der Welt innehatten.

**Das ist eine Weile her. Ungefähr 800 Jahre.**

Stimmt. Es braucht eine intellektuelle Wiedererweckung des Islam. Der Ort, an dem diese ihren Ausgang nehmen könnte, ist die Al-Azhar-Universität in Kairo, wo Präsident al-Sisi in seiner Neujahrsansprache 2015 die geistlichen Führer aufforderte, eine tiefgreifende religiöse Reform an die Hand zu nehmen.

**Auf welchen Flecken des Erdballs sollten wir im neuen Jahr ein besonderes Augenmerk richten? Wo könnte demnächst ein Konflikt ausbrechen?**

Wir müssen uns vor einem möglichen Hybridkrieg in den baltischen Staaten in Acht nehmen. Im Südchinesischen Meer könnte die Aufschüttung künstlicher Inseln Konflikte auslösen. Aber ich denke, die Chinesen werden clever genug sein, die USA nicht zu sehr zu provozieren. Sie werden Inseln bauen, aber den freien Schiffsverkehr garantieren. So bleibt Nordkorea. Es könnte sein, dass ein Krieg unabsichtlich entflammt. Durch menschlichen Irrtum, mit verheerenden Konsequenzen.



**John Andrews: The World in Conflict: Understanding the World's Troublespots.** Economist Books. 320 S., Fr. 29.90





Essay

## Am gefährlichsten Punkt

In einigen hundert Jahren werden wir vielleicht Kolonien auf den Sternen errichtet haben, aber vorerst haben wir nur diese eine Erde. Sie ist in grosser Gefahr. Ich bin ein Optimist – wir können das schaffen. Aber es bedingt, dass die Eliten ein wenig Demut lernen. *Von Stephen Hawking*

Als theoretischer Physiker in Cambridge lebe ich schon seit vielen Jahren in einer ausserordentlich privilegierten Blase. Cambridge mit einer der bedeutendsten Universitäten der Welt ist eine ungewöhnliche Stadt. Die wissenschaftliche Community in ihrer Mitte ist noch exklusiver, die Mitglieder der kleinen internationalen Gruppe von theoretischen Physikern, mit denen ich seit Jahrzehnten zusammenarbeite, könnten versucht sein, sich für die Grössten zu halten. All das – sowie die Bekanntheit, die ich mit meinen Büchern erlangt habe, und die eingeschränkte Bewegungsfreiheit, die mit meiner Krankheit einhergeht – vermittelt mir den Eindruck, dass ich in einem besonders isolierten Elfenbeinturm sitze.

Die Kritik, die in den USA und in Grossbritannien an den Eliten laut wurde, gilt natürlich auch mir. Was immer man von der Entscheidung der britischen Wähler halten mag, der Europäischen Union den Rücken zu kehren, und von jener der Amerikaner, Donald Trump zu ihrem nächsten Präsidenten zu wählen – für viele Kommentatoren steht ausser Frage, dass es ein wütender Aufschrei von Leuten war, die sich abgehängt, von der Politik im Stich gelassen fühlen. Es war der Moment, in dem die Vergessenen ihre Stimme erhoben und die Ansichten und Empfehlungen von Experten und Angehörigen der Elite einfach nicht mehr hören wollten.

### Suche nach Alternativen

Auch ich habe mich mit Empfehlungen zu Wort gemeldet. Ich habe davor gewarnt, dass ein Brexit die wissenschaftliche Forschung in Grossbritannien beschädigen und uns zurückwerfen werde, doch die Wähler, jedenfalls ein hinreichend grosser Teil, haben mich genauso wenig beachtet wie all die Politiker, Gewerkschafter, Künstler, Wissenschaftler und Geschäftsleute, deren ähnlich geäusserte Besorgnis ignoriert wurde. Nun kommt es darauf an, wie die Eliten reagieren. Sollen wir die Entscheidung der Briten und Amerikaner als Ausdruck eines kruden, «postfaktischen» Populismus verurteilen und versuchen, die getroffenen Entscheidungen zu unterlaufen oder einzuschränken? Aus meiner Sicht wäre das ein grosser Fehler.

Die Ängste vor den Auswirkungen der Globalisierung und dem immer schnelleren technologischen Wandel sind absolut verständlich. Die Automatisierung von Produktionsprozessen

hat bereits zu einem Wegfall von Jobs in traditionellen Industrien geführt, die Vernichtung von Arbeitsplätzen wird auch die Mittelschicht in wachsendem Mass treffen. Am Ende werden nur anspruchsvollere Tätigkeiten im Pflegebereich, im kreativen Sektor und im Bereich von Aufsicht und Lenkung übrigbleiben. Dies wird die ohnehin wachsende globale ökonomische Ungleichheit weiter verschärfen. Das Internet bietet einigen wenigen die Möglichkeit, riesige Gewinne zu erzielen, ohne viele Mitarbeiter beschäftigen zu müssen. Das ist unvermeidlich, das nennt man Fortschritt, aber für Gesellschaften ist diese Entwicklung destruktiv.

Wir dürfen auch die Finanzkrise nicht vergessen, die uns allen vor Augen führte, dass sehr wenige Leute in der Finanzbranche enorme Gewinne erzielen können. Wir anderen garantieren diesen Erfolg und tragen die Kosten, wenn die Gier der wenigen aus dem Ruder läuft. Alles

### Die Migranten stellen Infrastruktur und Wirtschaft der Aufnahmeländer vor riesige Herausforderungen.

in allem leben wir in einer Welt, in der die Ungleichheit zunimmt und nicht abnimmt. Viele Menschen müssen feststellen, dass nicht nur ihr Lebensstandard sinkt, sondern auch die Chancen, überhaupt noch einen Job zu finden, immer geringer werden. Kein Wunder also, dass sie nach einer Alternative suchen, für die Trump und der Brexit offenbar stehen.

Eine weitere unvorhergesehene Konsequenz des allgegenwärtigen Internets und der sozialen Netzwerke ist die, dass Ungleichheiten heutzutage viel offensichtlicher sind als früher. Für mich sind die neuen technischen Kommunikationsmöglichkeiten ein grosses Glück. Ohne sie hätte ich in all den Jahren nicht arbeiten können. Es bedeutet aber auch, dass jedermann, sofern er Zugang zu einem Smartphone hat, sehen kann, wie die reichsten Menschen in den wohlhabendsten Ländern der Welt leben. Und da in Schwarzafrika heutzutage mehr Menschen Zugang zu einem Mobiltelefon als zu sauberem Wasser haben, heisst das, dass praktisch niemand mehr auf der Welt dieser Ungleichheit entkommen kann.

Die Folgen liegen auf der Hand: Die armen Landbewohner ziehen voller Hoffnung in die

Elendsviertel der grossen Städte. Und wenn sie dann feststellen, dass es das Instagram-Paradies dort nicht gibt, machen sie sich auf den Weg nach Europa, zusammen mit all den anderen Wirtschaftsflüchtlingen, die auf der Suche nach einem besseren Leben sind. Diese Migranten stellen Infrastruktur und Wirtschaft der Aufnahmeländer vor riesige Herausforderungen, die Toleranz nimmt ab, populistische Strömungen werden weiter angeheizt.

Für mich heisst das, dass wir alle zusammenarbeiten müssen – mehr denn je in der Geschichte der Menschheit. Wir stehen vor gigantischen Umweltproblemen: Klimawandel, Nahrungsmittelproduktion, Überbevölkerung, Rückgang der Artenvielfalt, Epidemien, Versauerung der Meere. All das macht deutlich, dass wir am gefährlichsten Punkt in der Entwicklung der Menschheit angelangt sind. Wir verfügen über die technologischen Mittel, unseren Planeten zu zerstören, haben aber noch nicht die Instrumente entwickelt, das zu verhindern. In einigen hundert Jahren werden wir vielleicht Kolonien auf den Sternen errichtet haben, aber vorerst haben wir nur diese eine Erde, und um ihres Erhalts willen müssen wir zusammenarbeiten.

Das verlangt, dass wir die Schranken innerhalb und zwischen den Nationen abbauen, nicht neue errichten. Gelingen wird das nur, wenn die politischen Führer der Welt erkennen, dass ihnen das Schicksal der allermeisten Menschen nichts bedeutet. Da sich die Ressourcen zunehmend in den Händen einiger weniger konzentrieren, müssen wir noch viel mehr teilen. Wenn nicht nur Arbeitsplätze, sondern ganze Industrien verschwinden, müssen wir den Menschen helfen, sich auf die neue Welt umzustellen, und sie dabei finanziell unterstützen. Wenn Bürger und Staaten mit der gegenwärtigen massenhaften Migration nicht fertig werden, müssen wir mehr in die globale Entwicklung investieren, denn nur so werden die Millionen Migranten sich dazu bewegen lassen, ihr Glück nicht in der Fremde zu suchen.

Wir können das schaffen, ich bin ein grosser Optimist, aber es würde bedingen, dass die Eliten – von London bis Harvard, von Cambridge bis Hollywood – die Lektionen der letzten Monate beherzigen und ein wenig Demut lernen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork  
Copyright <http://www.unlimited.world>

# Als Donald Wladimir traf

Privattreffen von Präsident Trump mit Präsident Putin am 14. Februar 2017 im Andreas-Saal des Kremls. Ein geheimer Mitschnitt ihres Gesprächs unter vier Augen.

Von Christopher Buckley

**Putin:** Nun, wie gefällt Ihnen Russland?

**Trump:** Sagenhaft. Der Wahnsinn. Und dieser Raum hier – unglaublich. Sie haben einen ausgezeichneten Geschmack, mein Freund. Ausgezeichnet.

**Putin:** Sie mögen Gold?

**Trump:** Sehr sogar. Wir haben irre viel Gold im Trump Tower verwendet.

**Putin:** O ja, der Tower stellt schon was dar. Echt. Ich habe ihn im Fernsehen gesehen.

**Trump:** Diese Kronleuchter hier. Wie viel haben die gekostet?

**Putin:** Weiss ich nicht, aber ich werde Ihnen die Information zukommen lassen.

**Trump:** Das wäre grossartig. Wir haben gerade ein neues Hotel in Washington aufgemacht, gleich neben dem Weissen Haus. Die Decken sind recht hoch. Da würden sich ein paar von diesen Babys fantastisch machen. Wenn wir mit diesen Staatsbesuchen anfangen – Staatsoberhäupter, Delegationen, Würdenträger und so weiter werden alle dort übernachten wollen. Perfekt, was? Sie können zu Fuss zum Weissen Haus rüberlaufen. Und wir machen ihnen einen Sonderpreis. Wenn Sie kommen – hoffentlich bald! –, kriegen Sie einen Superpreis. Sie werden sehr, sehr zufrieden sein. Garantiert.

**Putin:** Das ist äusserst grosszügig.

**Trump:** Grosszügigkeit ist eine meiner besseren Eigenschaften. Alle meine Eigenschaften sind grossartig, aber meine Grosszügigkeit, also wie soll ich sagen: Die schiesst durch die Decke. Das gilt für meine Freunde. Für Feinde? Ehrlich, Sie möchten lieber nicht mein Feind sein. Diese ins Hirn geschissenen – hey, Kumpel, Herr Dolmetscher! Ja, Sie! Übersetzen Sie das nicht! Was ich gegenüber Präsident Putin ausdrücken will, ist, dass diese Vollpfosten, die mich wegen der Trump-Universität angezeigt haben, also dass diese Leute sich sehr, sehr glücklich schätzen können, dass ich die Wahlen gewonnen habe. Warum? Weil wenn ich verloren hätte, würde ich ihnen alles entgegenschmeissen, was ich habe. Und ich habe wahnsinnig viel von eigentlich allem. Anwälte, Geld, Eier – such es dir aus, ich habe es. Verlass dich drauf, du willst es dir nicht mit mir verderben. Du landest direkt in Verlieristan. Wie ich gehört habe, gibt's in Russland auch ein Verlieristan? Das Gulag-Atoll oder so? Egal. Ist dieses noch in Betrieb? Will

ich doch hoffen. Am besten packt man alle Loser zusammen. Aus den Augen, aus dem Sinn. Und sie selbst sind dann auch glücklicher.

**Putin:** Warum haben Sie Frau Clinton nicht hinter Gitter gebracht, wie Sie im Wahlkampf sagten?

**Trump:** Ja, ich weiss, ich weiss. Meine Anhänger, die mich sehr lieben, geben mir ordentlich Zunder deswegen. Vor allem meine Alt-righters sind gar nicht happy. Die weissen Kerle, die sich die Trump-Universität nicht leisten konnten. Übrigens eine fabelhafte Einrichtung, diese Uni. Vergiss das Geseier darüber. Also, die sind auch nicht happy. Und die Waffenfreunde, die Kerle mit den Knarren? Sind sehr, sehr unhappy. Das willst du lieber nicht. Sie sind besser



«Anwälte, Geld, Eier – such es dir aus, ich habe es»: Trump und Putin.

bewaffnet als unser Militär. Aber ich habe eine Überraschung, die alle sehr glücklich machen wird. Ich ... nur unter uns beiden?

**Putin:** Ich kann ein Geheimnis bewahren. Sie wissen ja, ich bin vom KGB ausgebildet worden.

**Trump:** Das wusste ich nicht. Ich liebe KFC. Die extraknusprigen Hähnchenteile. Ich kann einen Jumbo-Eimer auf einmal verdrücken. Aber unter uns: Ich werde die Tochter einlösen. Chelsea.

**Putin:** Ja, das wäre eine Überraschung. Und mit welcher Begründung?

**Trump:** Rudy arbeitet dran. Er wird schon was finden. Sie hat im Wahlkampf ein paar sehr hässliche Sachen gesagt. Sie können mir glauben: Orange ist Chelsea Clintons neues Modeschwarz. Vielleicht ist ja Orange auch meine Lieblingsfarbe. Ihr wird es gut stehen.

**Putin:** Werden Ihnen die Medien keine Schwierigkeiten machen?

**Trump:** Was ich an Ihnen bewundere, ist Ihre Art, mit den Medien umzugehen. Ich würde einen meiner Hoden – die übrigens sehr, sehr gross sind – hergeben, wenn ich das auch könnte. Die Lügen, die die über mich verbreiten? Ekelhaft. Das sind widerliche Untermenschen. Ehrlich, ich frage mich, ob sie überhaupt Untermenschen sind. Eher Bakterien.

**Putin:** Unsere Medien zeigen mehr Respekt.

**Trump:** Vielleicht könnte ich mal Ihren Pressesprecher für fünf Minuten ausleihen, damit er ein paar neue Regeln für das Pressekorps im Weissen Haus aufstellt. Alles Drecksäcke. Wenn ich über sie drüber laufen würde – und glauben Sie mir, das würde ich fürs Leben gern tun, mit Golfschuhen, die mit den kleinen Stacheln. Also wenn ich das täte, ich würde sie gar nicht von den Sohlen abkratzen wollen.

**Putin:** Sollen wir die Gelegenheit nutzen, um über die Nato zu reden?

**Trump:** Die Nato? Warum nicht? Klar. Schiessen Sie los.

**Putin:** Was Sie während des Wahlkampfes über diesen Verteidigungspakt gesagt haben, war sehr erfrischend.

**Trump:** Meine Meinung? Ganz einfach. Genug schmarotzt, liebe europäische Freunde. Die sind Totalversager. Warum sollen wir für ihr Militär bezahlen? Wozu brauchen sie überhaupt ein Militär? Wann ist das letzte Mal jemand in Europa einmarschiert? Sagen Sie's mir –

wird Russland einmarschieren? Ich glaube nicht. Oder habe ich unrecht? Hab ich nie. Aber sagen Sie es mir.

**Putin:** (Nach einer Pause) Nein.

**Trump:** Na also, alles klar. Gar nicht kompliziert. Aber die Koreaner, nebenbei bemerkt. Die sind noch schlimmer. Die können nicht mal Handys und Waschmaschinen bauen, die nicht explodieren. Ver-sa-ger. Wie lange stehen unsere Soldaten schon dort drüben? Seit – was? – den zwanziger Jahren? Vielleicht hätten wir statt der demilitarisierten Zone lieber eine Mauer bauen sollen. Da hat keiner dran gedacht. Wären wir heute in dieser Lage, wenn wir eine Mauer hochgezogen hätten? Glaube ich nicht. Das kapiert doch jedes Kind.

**Putin:** Sie sind sehr scharfsinnig.

**Trump:** Dankeschön. Sie sind sehr nett, Dmitri.

**Putin:** Wladimir.



**Trump:** Weiss ich doch. Der Jetlag. Aber ich sage Ihnen: Sie sind ein grossartiger Typ. Und das sage ich nicht, weil Sie mich ein «Genie» und «enorm talentiert» genannt haben. Bin ich ja auch. Immer noch. Und ich habe nie den Scheiss abgekauft, mit dem sie hausieren ging, dass Sie ihre E-Mails gehackt hätten. Also wirklich! Ich glaube, dass Russland – ein grossartiges Land, ein sagenhaftes Land – Wichtigeres zu tun hat, als 650 000 E-Mails zu lesen und sich Fotos vom Pimmel dieses Idioten Anthony Weiner anzusehen. Ekelig. Ekelhafte Leute, alle zusammen. Die gehören alle in den Knast. In orangefarbenen Anzügen.

«Extraktusprig. Das wäre grossartig. Sie sind ein fantastischer Gastgeber.»

**Putin:** Möchten Sie etwas Kaviar? Er ist sehr gut.

**Trump:** Ganz ehrlich: Kaviar ist nicht meine absolute Leibspeise. Meine Frau Melania, die Sie übrigens wahnsinnig bewundert, beschmiert unseren Sohn Barron jede Nacht mit Kaviar.

**Putin:** Ihre Frau ist sehr attraktiv, mein Kompliment. Warum macht sie das mit Ihrem Sohn? Weil er ungezogen ist?

**Trump:** Nein, aber so kriegt er keine Pickel. Mitesser? Akne? Habe ich als Kind nie gehabt. Wahrscheinlich, weil ich so sauber war. Was ich Ihnen noch sagen muss: Barron glaubt, dass Sie über Wasser gehen können.

**Putin:** Wirklich?

**Trump:** O ja. Er ist Ihr Fan *numero uno*. In seinem Zimmer hängt ein Poster von Ihnen. Jenes, auf dem Sie kein Hemd tragen und ein Gewehr so halten, als ob Sie gleich einen Bären erlegen wollten. Übrigens eine Pose, die Ihnen sehr schmeichelt. Die nackte Brust und die Flinte. Wäre nichts für mich. Ich habe nicht die richtigen Brustwarzen. Ich sage nicht, dass irgendwas mit meinen Warzen nicht stimmt. Ich habe sehr gute Brustwarzen. Irre Brustwarzen. Sie passen nur nicht so recht in einen Rambo-Kontext. Also dieser Kaviar, und ich bin sicher, dass der ganz toll ist, gibt's den jetzt zum Mittagessen?

**Putin:** Ich habe gerade gegessen.

**Trump:** Okay, kein Problem.

**Putin:** Wenn Sie wollen, lasse ich diesen Eimer knuspriger Hähnchenschenkel holen.

**Trump:** Extraktusprig. Das wäre grossartig. Sie sind ein fantastischer Gastgeber.

**Putin:** Ich gebe Ihnen Kaviar mit, damit Ihre Frau den kleinen Barron einschmieren kann. Ein Geschenk von Onkel Wlad.

**Trump:** Da wird er ganz aus dem Häuschen sein.

**Christopher Buckley** war Chefredaktor des *Esquire* und Redenschreiber von George Bush senior. Heute ist er ein erfolgreicher Autor von politischen Satiren.

Aus dem Englischen von **Wolfgang Koydl**

## Politik

# «Eine ausserordentliche Gelegenheit»

Donald Trump habe die Möglichkeit, als sehr bedeutender Präsident in die Geschichte einzugehen, sagt Henry Kissinger.

**H**enry Kissinger, die graue Eminenz der amerikanischen Aussenpolitik, hat es im US-Wahlkampf abgelehnt, eine Wahlempfehlung abzugeben. Kurz vor Weihnachten bezog er erstmals Position.

**Was denken Sie nun über den gewählten Präsidenten Donald Trump?**

Ich habe Trump nie als Präsidentschaftskandidaten gesehen, bis er einer geworden ist. Nach den ersten Auftritten dachte ich, er sei ein Phänomen, das rasch vorübergehen würde. Aber ich rechne ihm hoch an, dass er einen Aspekt der amerikanischen Lage richtig analysiert und eine Strategie gegen die Führung seiner eigenen Partei und gegen die vorherrschende Meinung entwickelt hat. Jetzt ist es seine Herausforderung, die gleichen Fähigkeiten auf die internationale Bühne zu übertragen.

**In einem Interview [mit *The Atlantic*] sagten Sie, mit Donald Trump könnten neue Möglichkeiten entstehen, aber auch ernsthafte Entgleisungen. Wie lautet Ihre Einschätzung heute?**

Donald Trump ist ein Phänomen, das das Ausland bisher noch nicht gesehen hat. Also war es eine schockierende Erfahrung, dass er gewählt wurde, gleichzeitig ist es eine aussergewöhnliche Chance. Und ich glaube, er hat die Möglichkeit, als sehr bedeutender Präsident in die Geschichte einzugehen, denn jedes Land muss sich nun zweierlei vor Augen führen: erstens die Erkenntnis, dass sich Amerika unter dem abtretenden Präsidenten im Prinzip aus der internationalen Politik zurückgezogen hat, so dass man seine eigenen Überlegungen über die eigenen Bedürfnisse anstellen musste. Und zweitens, dass hier ein neuer Präsident ist, der viele ungewöhnliche Fragen stellt. Und aufgrund der Kombination von partiellem Vakuum und neuen Fragen kann man sich vorstellen, dass etwas Aussergewöhnliches und Neues



Henry Kissinger.

«Ich denke, dass er eine Reihe von Themen zur Sprache gebracht hat, die ich als wichtig erachte, sehr wichtig.»

daraus hervorgeht. Ich sage nicht, dass es das wird. Ich sage, es ist eine ausserordentliche Gelegenheit.

**Haben Sie eine Vorstellung, was seine ausserpolitische Vision ist?**

Ich denke, er handelt nach einer Art Instinkt, die eine andere Form der Analyse ist als meine eher akademische. Ich finde, dass er eine Reihe von Themen zur Sprache gebracht hat, die ich als wichtig erachte, sehr wichtig, und wenn man sie richtig in Angriff nimmt, können sie zu Erfolgen führen.

**Sie haben Präsidenten beraten. Wähler haben über Trump gesagt: Da er selbst keine Regierungserfahrung habe, könne er diese mit**

**guten Beratern wettmachen. Ist das wirklich möglich?**

Ein Präsident muss einige Kernüberzeugungen haben. Er kann diese nicht von Beratern bekommen. Aber er kann nie alles wissen. Es liegt in der Natur des Präsidentenamtes, dass die meisten Leute, die du triffst, etwas von dir wollen. Also ist es schwierig, einen objektiven Rat zu bekommen. Aber das hängt sehr von der Persönlichkeit des Präsidenten ab.

**Welchen Rat würden Sie Donald Trump bezüglich seinen Beratern und seinem neuen Amt als Präsidenten geben?**

Etwas vom Schwierigsten für einen Präsidenten ist, die Routinegeschäfte von entscheidenden Aufgaben, die eine Langzeitwirkung haben, zu unterscheiden und sich nicht in einen bürokratischen Grabenkrieg über Nebensächlichkeiten reinziehen zu lassen, fokussiert zu bleiben und seinen Kopf frei zu halten für das, was entscheidende Aufgaben sind, die er erfüllen muss.

Das Interview ist ein Ausschnitt eines Gesprächs, das CBS-News mit Kissinger am 18. 12. 2016 führte.

**Henry Kissinger**, 93, prägte von 1969 bis 1977 als Sicherheitsberater und Aussenminister massgeblich die US-Aussenpolitik. Bis heute gilt er als einer der besten Kenner der Weltpolitik.

Aus dem Amerikanischen von **Urs Gehrig**

# Die klügsten Köpfe dieses Jahres

Es war kein Jahr der grossen Denker. Viele hielten sich für unbequem und originell, waren aber bloss Mitschleicher des Konventionellen. Hier fünf löbliche Ausnahmen.

Von Christoph Mörgeli

**Peter Sloterdijk, 69** — Bis vor kurzem Rektor der Staatlichen Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe, hakt der Philosoph auch dort ein, wo es weh tut. Sein diesjähriger E-Mail-Roman «Das Schelling-Projekt» ist eine bemerkenswerte Kritik an der pseudowissenschaftlichen Gender-Ideologie und den dafür verpulverten Forschungsgeldern. Sloterdijk hat auch das Buch «Was geschah im 20. Jahrhundert? Unterwegs zu einer Kritik der extremistischen Vernunft» publiziert. Jeder einzelne dieser Dutzend Essays öffnet einen Riesenstrass neuer Debatten. Einen bedenkenswerten Beitrag zur Extremismusforschung bildet etwa der Ausdruck «Ära der Übertreibung zufälliger Standpunkte». Im Magazin *Cicero* rechnete Sloterdijk scharf mit der Flüchtlingspolitik von Bundeskanzlerin Angela Merkel («Wir schaffen das!») ab. Auch anderswo meinte er: «Das rückwirkende Vortäuschen von Strategien, die es nicht gab, ist eine bedenkliche Form des Regierens.» Nun rudere Merkel zurück und sei einen «Teufelspakt» eingegangen: Sie habe die hässlichen Arbeiten an Erdogan delegiert, der die «nötige Grobheit» besitze, «um die europäischen Sensibilitäten zu schonen». Aussch. Das sitzt. Die deutsche Regierung habe sich «in einem Akt des Souveränitätsverzichts der Überrollung preisgegeben»; diese Überrollung gehe «Tag und Nacht weiter». Sloterdijs «Lob der Grenze» – so sein wörtlicher Begriff – steht einmalig in der Geschichte bundesdeutscher Intellektueller der Nachkriegszeit. Sloterdijk bleibt unerbittlich: Souveränität sei das «Gegenteil von Hartherzigkeit, nämlich die Prämisse für die Fähigkeit zu helfen». Zum Zustand der Medien meinte Sloterdijk im *Cicero*: «Der Lügenäther ist so dicht wie seit den Tagen des Kalten Krieges nicht mehr», die «angestellten Meinungsäusserer» würden fürs Sich-gehen-Lassen bezahlt. Gross war der Aufschrei der Angesprochenen, die dem Karlsruher Philosophen jetzt vorwerfen, er stelle sich an die Spitze einer «konservativen Revolution».

**Elif Shafak, 45** — Die schöne Autorin lebt mit ihrer Familie öfter in London als in Istanbul, ist aber das derzeit beste Exportprodukt der krisengeschüttelten Türkei. Sie schreibt sowohl in türkischer wie in englischer Sprache und forscht als Politologin an der Kingston University. Selbst in Romanform erfordert es nicht wenig Mut, Autoritäten des

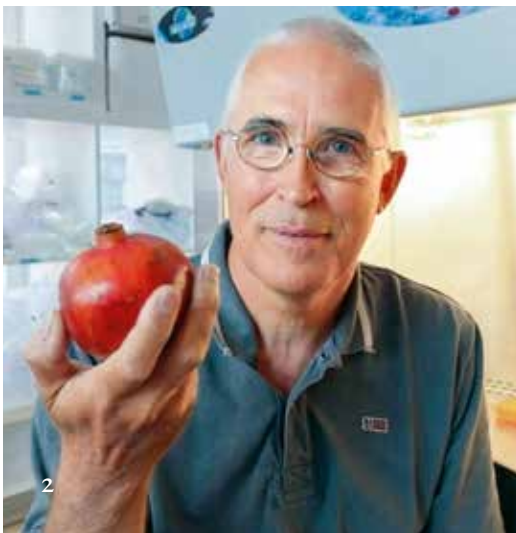
türkischen Staates in Frage zu stellen oder gar offen zu kritisieren. Man spürt bei Shafak so etwas wie einen Schwanengesang auf das türkische Grossbürgertum, das laizistisch, weltläufig und den westlichen Werten zugewandt sei. Es ist beklemmend, bei jeder Zeile zu ahnen, dass diese moderne Welt durch die fortschreitende Islamisierung zum Untergang verdammt sein könnte. Elif Shafaks politische Ansichten sind die einer distanzierten türkischen Intellektuellen und darum nicht immer ganz punktgenau. So dürfte sie sich täuschen, wenn sie die Meinung äussert, die Türkinen und Türken hätten das Vertrauen in die Regierung verloren. Aber ihre Romane sind überaus lesenswert und leben von der Spannung zwischen dem modernen polyglotten Nomadentum und den patriarchalisch-islamischen Familienstrukturen ihres Heimatlandes. Im «Bastard von Istanbul» wagte sich Shafak 2006 an den armenisch-türkischen Konflikt und ortet auf der einen Seite viel «Selbsthass», auf der anderen viel «Selbstmitleid». Von wunderbarer Leichtigkeit bei aller stofflichen Dichte und Tragik ist ihr neuester Roman, «Der Geruch des Paradieses». In einer Wohngemeinschaft in Oxford diskutieren drei ganz unterschiedliche junge Frauen über Liebe, über Schuld und vor allem über den Glauben. «Heute stellen Frauen in vielen Teilen der Welt die interessantesten Fragen zum Islam, dem Glauben, Reformen, Zweifel, Feminismus und Gleichberechtigung der Geschlechter», schrieb die Autorin der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: «Wenn wir zurückgehen, wenn wir den Säkularismus verlieren, wenn Gesellschaften religiöser und fanatischer werden, werden Frauen eindeutig mehr verlieren als Männer.»

**Thomas Hürlimann, 66** — Thomas Hürlimann bleibt unter den Schweizer Schriftstellern die Stimme mit der grössten intellektuellen Substanz. Fragen zu Kunst, Geschichte und Theologie beantwortet er ebenso souverän wie zu Politik und politischen Milieus. Zwar blieb ein grösseres literarisches Werk 2016 aus – was wir mehr vermissen als den hundertsten angedrohten Roman *Adolf Muschgs* –, aber mit seinen öffentlichen Verlautbarungen hat Thomas Hürlimann seine präzise Fähigkeit zur Analyse einmal mehr unter Beweis gestellt. CVP-Präsident Gerhard Pfister täte gut daran, bei seinem Zuger Landsmann nachzufragen, was den politischen

Katholizismus ausmacht. Die Antwort dürfte lauten: ganz sicher nicht das Drängeln in die «dynamische Mitte» gemäss suizidalem Giftrezeptbuch des Christlich-Sozialen Kurt Furgler. In einem vielbeachteten Interview im *Tages-Anzeiger* hat Thomas Hürlimann die derzeitige Kapitulation des Christentums wie folgt beschrieben: «Wo früher das Kreuz hing, hängt heute das Rauchverbot.» Sogar im Strassenverkehr ersetze der Verkehrskreisel typischerweise die Kreuzung, sagte er zur NZZ. Hürlimanns Fazit: Im Abendland läuteten die Totenglocken. Die Kirchen seien leer. Gott sterbe. Ob reformierte oder katholische Andachtsräume – es werde nur noch mit nichtsagendem Kitsch möbliert. Die Ethik solle vom Glauben dispensieren. Ein symbolisches Flüchtlingsboot müsse die Kanzel ersetzen. Die Gesellschaft formiere sich zu einer einzigen Sekte von Abfalltrennern, Veganern und Gender-Fanatikern. Die meisten heutigen Predigten seien nicht mehr als ein «moralisches Grunzen». Thomas Hürlimanns Wortmeldungen sind kein Grunzen. Sondern das Brüllen eines verwundeten Löwen.

**Bernie Sanders, 75** — Es war der Knaller im Demokratenlager des diesjährigen US-Wahlkampfes: E-Mail-Leaks belegten, dass die Parteiführung den Kandidaten Bernie Sanders gegenüber Hillary Clinton massiv benachteiligt hatte. Wer noch eines Beweises bedurfte, dass das verknöcherte, machtbesessene Establishment mit allen Mitteln gegen den linken Rebellen Bernie Sanders ankämpfte, fühlte sich nun bestätigt. Wer noch nicht ahnte, dass Hillary auf ihrem Weg ins Weisse Haus zu jedem erlaubten und unerlaubten Trick greifen würde, wusste es jetzt besser. Viele Jungwähler und linke Demokraten wandten sich enttäuscht ab und versagten Hillary die Unterstützung. Ihr Konkurrent Sanders wurde so zum Totengräber ihrer Kandidatur und hat den Sieg der Republikaner mitsamt dem neuen Präsidenten Donald Trump erst ermöglicht. Sozialreformer Sanders bewies durchaus Vordenkerqualitäten, und die von ihm geforderten Sozialreformen elektrisierten viele Amerikaner. Sein «demokratischer Sozialismus» ist in den USA zum Glück nicht mehrheitsfähig, die vermutete Nähe der Clintons zur Wall Street war es aber ebenso wenig. Bernie Sanders ist als Kind jüdischer Einwanderer aus Polen in Brooklyn aufgewachsen – laut *Focus* wurde er 2016 zum erfolgreichsten





Vordenkerqualitäten: Peter Sloterdijk (1), Johan Auwerx (2), Elif Shafak (3), Bernie Sanders (4), Thomas Hürlimann (5).

jüdischen Präsidentschaftskandidaten der amerikanischen Geschichte. Mit seinem Konzept einer Art Gemischtwarenladen zwischen Marktwirtschaft und staatlichen Sozialleistungen begeisterte er jedenfalls weit über Erwarten viele Anhänger.

**Johan Auwerx, 58** — Der Alterungsprozess, dem wir alle unterworfen sind, beruht auf der begrenzten Teilungsfähigkeit unserer Zellen (Seneszenz). Im Jahr 2016 empfing der gebürtige Belgier Johan Auwerx den renommierten Marcel-Benoist-Preis, auch bekannt als Schweizer Nobelpreis. Seit 1920 zeichnet der Bundesrat damit die hervorragendsten Wissenschaftler unseres Landes aus. Es sind

meistens Naturwissenschaftler. Zu Recht, denn in der Regel sind nur Naturwissenschaftler hervorragende Wissenschaftler. Der Mediziner und Molekularbiologe Auwerx leitet als Inhaber des Nestlé-Lehrstuhls für Energiestoffwechsel seit 2008 eine Forschergruppe am Laboratory of Integrative Systems Physiology der ETH Lausanne. Sein Team forscht am wichtigen Problem, welcher Mechanismus die Seneszenz in den Mitochondrien auslöst, den eigentlichen Kraftwerken unserer Zellen. Fehlfunktionen dieser Mitochondrien spielen nämlich eine bedeutsame Rolle im Alterungsprozess. Im April wies die Gruppe um Professor Johan Auwerx in der führenden Zeitschrift *Science* nach, dass der vitaminähnliche Meta-

bolit Nikotinamid-Ribosid (NR) bei Mäusen die Regeneration bei Muskeln, Haut und Gehirn verbessert und ihr Leben verlängert. Ob dieser Wirkstoff allerdings auch die Funktion kranker Zellen ankurbelt, müssen weitere Forschungen zeigen. Weltführend arbeitet das Labor auch am Verständnis des Leberstoffwechsels und anderer hochkomplexer biologischer Zusammenhänge. Johan Auwerx' Forschungsarbeit hat ganz konkrete praktische Auswirkungen auf unsere Lebensqualität: Je mehr wir über die Beziehung von Nährstoffen und Körperzellen wissen, desto erfolgreicher können Fettleibigkeit, Herz-Kreislauf-Leiden oder Stoffwechselkrankheiten wie Diabetes behandelt werden. ○



«Unabhängigkeit ist nicht Isolation»: Politikerin Le Pen.

## «Ich bin die Anti-Merkel»

Marine Le Pen hat realistische Chancen, im nächsten Jahr Präsidentin von Frankreich zu werden. Sie wolle ein Referendum zum Austritt ihres Landes aus der EU organisieren, die Annäherung an Russland vorantreiben und die Einwanderung stoppen, sagt sie. *Von Stuart Reid*

Marine Le Pen ist mit der Politik aufgewachsen. Seit ihrem dreizehnten Lebensjahr mischte sie bei den Kampagnen ihres Vaters Jean-Marie Le Pen, des Gründers des Front national, mit. Von Beruf Rechtsanwältin, begann sie ihre politische Ochsentour 1998 mit der Wahl in den Regionalrat. Dreizehn Jahre später, 2011, verdrängte sie ihren Vater von der Spitze des Front national und distanzierte sich von seinen extremsten Positionen.

Schliesslich schmiss sie ihren Vater aus der Partei, weil dieser darauf beharrte, dass der Holocaust bloss ein «Detail in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs» sei. Seither verleihen die Migrationskrise in Europa, die Terroranschläge von Paris und Nizza, der Brexit und der europaweite Vormarsch von EU-Skeptikern Marine Le Pen ständig Auftrieb. Gemäss Meinungsumfragen zählt sie zu den Favoriten bei den französischen Präsidentschaftswahlen 2017, ihre Zustimmungsrates liegt zurzeit etwa doppelt so hoch wie

jene des amtierenden Präsidenten François Hollande. Marine Le Pen empfing uns im letzten September in Paris zum Gespräch.

**In ganz Europa gewinnen Anti-Establishment-Parteien wie der Front national an Terrain. Wie erklären Sie sich das?**

Ich glaube, das Streben nach Freiheit ist ein Grundanliegen der meisten Menschen – und viele Menschen in Europa, aber auch viele Amerikaner haben das Gefühl, dass die Politiker nicht mehr das Gemeinwohl vertreten, sondern Partikularinteressen. Es ist die Rückweisung eines Systems, das nicht mehr den Menschen dient, sondern zum Selbstzweck verkommen ist.

**Gibt es gemeinsame Faktoren des Erfolgs bei Donald Trump in den USA und Ihnen?**

Ja. Aber es gibt Gemeinsamkeiten sowohl zum Aufstieg von Donald Trump wie auch zu dem von Bernie Sanders. Beider Aufstieg verdankt sich der Ablehnung eines Systems. Bernie Sanders wurde zwar von sei-

ner Partei nicht nominiert, aber sein Erfolg war nicht vorgesehen. In vielen Ländern findet eine Rückbesinnung auf die Nation statt. Dies bedeutet zugleich die Ablehnung einer wilden Globalisierung, die sich heute wie eine neue Form von Totalitarismus anfühlt. Der Krieg aller gegen alle bringt nur einigen wenigen Gewinn.

**Sie haben gesagt: «Alles ausser Hillary» – mit anderen Worten: Sie waren für Trump?**

Ich meinte es so, wie ich es gesagt habe: Jeder Kandidat war meiner Meinung nach besser als Hillary Clinton. Mein Ziel ist es, Präsidentin der Französischen Republik zu werden, ich konzentriere mich auf die Interessen Frankreichs. Ich muss mich nicht in die Amerikaner hineinversetzen, um mir eine Meinung darüber zu bilden, ob mir diese oder jene Innenpolitik besser passen würde. Das Einzige, was mich interessiert, sind die Folgen der US-amerikanischen Politik für Frankreich, wirtschaftlich wie sicherheitspolitisch. Und da stelle ich fest: Frau Clinton



war für das Transatlantische Freihandelsabkommen (TTIP), Mr Trump ist dagegen – auch ich bin dagegen. Ich stelle fest, Frau Clinton gehört zu jenen, die Krieg in die Welt tragen, sie stand hinter dem Krieg im Irak, in Libyen, Syrien – und dies hatte äusserst schwerwiegende Folgen für mein Land.

Die Region wurde destabilisiert, der islamische Fundamentalismus hat an Macht gewonnen und eine gigantische Migrati-

---

### «Leider hat sich die EU nach und nach zu einer europäischen Sowjetunion entwickelt.»

---

onswelle ausgelöst, welche die EU überflutet. Herr Trump will eine Rückbesinnung der Vereinigten Staaten auf ihr natürliches Revier. Frau Clinton drängt auf die Exterritorialität von US-Recht. Ich denke, das ist inakzeptabel für Menschen, die unabhängig bleiben wollen. Das alles sagt mir: Die Politik, die Donald Trump verspricht, ist eher im Interesse Frankreichs.

### Frankreichs Arbeitslosenquote liegt bei über 10 Prozent. Für die G-7-Staaten ist das der zweithöchste Wert. Welche Lösungen schlagen Sie vor?

Heute schlägt ja jeder die Lösungen vor, die der Front national schon immer vertreten hat. Sogar der ehemalige sozialistische Minister Arnaud Montebourg forderte, dass «made in France» den Vorzug behält. Tatsächlich ist die Arbeitslosenquote sogar noch höher und wird mit statistischen Tricks frisiert, indem man zum Beispiel Praktika, Vorruhestand, Teilzeitarbeit zur Vollbeschäftigung zählt. Für die Arbeitslosigkeit gibt es viele Gründe. Hauptgrund ist der freie Handel, der uns in einen unlauteren Wettbewerb versetzt mit Ländern, die Sozial- und Umweltdumping betreiben. Wir müssen unsere strategischen Unternehmen davor schützen.

Dann gibt es das Sozialdumping in Frankreich selber, wenn Immigranten zu niedrigen Kosten hereingeholt werden. Und schliesslich gibt es das monetäre Dumping. Der Euro – die Tatsache also, dass wir keine eigene Währung mehr haben –, bringt unsere Wirtschaft in eine extrem schwierige Situation. Der Internationale Währungsfonds hat errechnet, dass der Euro für Frankreich um 6 Prozent unterbewertet und für Deutschland um 15 Prozent überbewertet ist. Das ist eine Differenz von 21 Prozent in der Wettbewerbsfähigkeit, die wir gegenüber unserem Hauptkonkurrenten in Europa verlieren.

Und dann hat es auch mit dem Verschwinden des «strategischen Staates» zu tun, dieses gaullistischen Modells, das star-

ke Impulse gab und unsere industriellen Champions hervorgebracht hat. Frankreich ist ein Land der Ingenieure, der Forscher. Im kommerziellen Bereich sind wir nicht so gut. **Wenn Sie gewählt würden, träten Sie für die Abschaffung des Euro ein?**

Was ich wünsche, sind Verhandlungen. Alle EU-Länder sollten sich an den runden Tisch setzen. Wir sollten zurückfinden zur sogenannten europäischen Währungsschlange, also zur Politik der siebziger Jahre, welche die Wechselkursschwankungen begrenzte. Wir sollten ein System finden, das es jedem Land erlaubt, in einem bestimmten Rahmen die Währung seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen anzupassen. Ich will es in Sanftmut tun.

Vielen Ländern ist es bewusst geworden, dass sie mit dem Euro nicht fortfahren können, weil er sie zu einer Sparpolitik zwingt, die sie offensichtlich in eine Rezession führt. Ich verweise auf ein neues Buch des Ökonomen Joseph Stiglitz, der sich klar zu diesem Thema äussert. Der Euro ist mit ein Grund für die hohe Arbeitslosigkeit in einigen Ländern der EU. Entweder kommen wir durch Verhandlungen zu einer einvernehmlichen Lösung, oder dann werden wir halt per Referendum entscheiden, wie wir die Kontrolle über unsere Währung zurückgewinnen.

### Ziehen Sie ein Referendum über einen «Frexit» in Betracht?

Ich ziehe es in Betracht. Das französische Volk wurde 2005 verraten. Damals hatte es eine europäische Verfassung klar abgelehnt, die ihm dann trotzdem sowohl von rechten wie von linken Politikern aufgezwungen wurde. Ich bin Demokrat. Ich denke, es ist allein Sache des französischen Volkes, über seine Zukunft zu entscheiden, über alle Fragen, welche die Souveränität, die Freiheit und die Unabhängigkeit betreffen. Deshalb: Ja, ich will ein Referendum zu diesem Thema organisieren. Ich will aber auf jeden Fall auch Verhandlungen, und je nachdem was dabei herauskommt, werde ich sagen: «Hört mal, ich habe bekommen, was ich wollte, ich

---

### «Das Modell Merkels mag den Deutschen vielleicht behagen, aber für die Nachbarländer ist es fatal.»

---

denke, wir sollten in der Europäischen Union bleiben» – oder halt eben nicht.

### Welche Lehre haben Sie aus dem Erfolg der britischen Brexit-Kampagne gezogen?

Erstens: Wenn das Volk etwas will, ist nichts unmöglich. Und zweitens: Wir wurden belogen. Es hiess, der Brexit wäre eine Katastrophe, die Börsen würden kollabieren, die Wirtschaft würde zusammenbrechen, die Massenarbeitslosigkeit explodieren. Nichts davon ist passiert. Die Banken flöten heute:

«Ah, wir haben uns geirrt.» Nein, sie haben uns angelogen. Aber die Leute haben die Methoden erkannt, mit denen sie terrorisiert werden. Das britische Volk hat bei der Abstimmung ein grosses Mass an Reife gezeigt. **Wäre Frankreich nicht wirtschaftlich isoliert, wenn es den Euro verliesse?**

Genau das warf man General de Gaulle 1966 vor, als er die volle Integration in die Nato auflöste. Unabhängigkeit ist nicht Isolation. Ich stelle fest, dass Frankreich viel mächtiger war, als es eigenständig und nicht eine Provinz der Europäischen Union war.

### Immerhin hat die Europäische Union den Frieden nach zwei Weltkriegen bewahrt.

Dieses Argument wird durch ewige Wiederholung nicht besser. Es ist nicht die Europäische Union, die den Frieden gebracht hat, sondern umgekehrt, es ist der Frieden, der die Europäische Union ermöglicht hat. Im Übrigen war dieser Frieden auch nie perfekt. Denken Sie an den Kosovo, die Ukraine – es ist nicht so einfach. Leider hat sich die Europäische Union nach und nach zu einer europäischen Sowjetunion entwickelt, die alles entscheidet und mit dem demokratischen Prozess bricht. Man muss sich nur einmal vor Augen halten, was Herr Juncker sagte: «Gegen die europäischen Verträge gibt es keinen demokratischen Entscheid.» Alles ist in dieser Formel gesagt. In den Weltkriegen haben wir für unsere Unabhängigkeit gekämpft, und jetzt sollen wir kein freies Volk mehr sein, nur weil ein paar unserer Führer dies so für uns entschieden haben?

### Was denken Sie zur deutschen Führungsrolle der letzten Jahre in Europa?

Das ist eine logische Folge des Euro. Der Euro wurde von Deutschland für Deutschland geschaffen und passt zu Deutschland. Frau Merkel tritt zusehends so auf, als wäre sie die Dirigentin der EU. Sie hat uns ihre Ansichten aufgezwungen, nicht nur in wirtschaftlichen

Thurgauer Moeckli  
100% Handmade Swiss Quality

Ein DANKE an die Kunden  
Ein DANKE an die Mitarbeiter  
Ein DANKE an die Familie

Wir wünschen Ihnen eine erfüllte Weihnachtszeit  
www.tg-moeckli.ch

Fragen. Sie hat Deutschland eine Million Migranten auferlegt. Die besten wird sie behalten, die anderen werden innerhalb der EU verteilt. Es gibt ja keine Binnengrenzen mehr. Diese Situation ist völlig inakzeptabel. Das Modell Merkels mag den Deutschen vielleicht behagen, aber für die Nachbarländer ist es fatal. Ich bin die Anti-Merkel.

**Was denken Sie über den Stand der Beziehungen zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten?**

Heute unterwirft sich die französische politische Elite den Vorgaben von Merkel oder Obama. Frankreich hat verlernt, seine Interessen zu verteidigen, einschliesslich der kommerziellen und industriellen Interessen. Ich bin für eine gewisse Distanz zu den Grossmächten USA und Russland gleichermassen, ohne Feindschaft, aber auch ohne Unterwerfung. Wir haben das Recht, unsere Interessen zu verteidigen, die Vereinigten Staaten haben dieses Recht, Deutschland soll seine Interessen verteidigen, Russland ebenso.

**Sie haben schon gefordert, Frankreich solle sich mehr Russland unter Putin annähern. Können Sie uns das erklären?**

Erstens ist Russland ein europäisches Land. Frankreich und Russland haben eine gemeinsame Geschichte und sind sich kulturell sehr nahe. Auch strategisch spricht alles dafür, unsere Beziehungen zu Russland zu vertiefen. Der einzige Grund, warum wir das nicht tun: Die USA verbieten es. Ausserdem denke ich, dass die Vereinigten Staaten einen Fehler machen, wenn sie den Kalten Krieg neu aufleben lassen. Sie drängen Russland damit China in die Arme, und ich glaube nicht, das dies von Vorteil ist, weder für die Vereinigten Staaten noch für den Rest der Welt.

**Gemäss den jüngsten Umfragen könnte es in der zweiten Runde eine Stichwahl zwischen Ihnen und dem Kandidaten der Republikaner geben. In der Vergangenheit vereinigten sich stets alle anderen Parteien im Kampf gegen den Front national. Wäre Ihre Seite überhaupt zu einer Allianz bereit – und wenn ja, mit wem?**

Es liegt nicht an mir, das zu entscheiden. Bei dieser Präsidentschaftswahl geht es um einen ganz grundsätzlichen Entscheid: Halten wir an unserer Zivilisation fest, oder verabschieden wir uns von ihr? Deshalb glaube ich, dass es Menschen jeglicher politischer Couleur gibt, von rechts bis links, die mit mir einverstanden sind und die sich uns anschliessen können.



«Verlust der Rechte von Frauen»: Strand in Nizza.

**Unter Ihrer Führung hat sich der Front national sehr deutlich vom extremistischen Kurs distanziert, den er unter Ihrem Vater hatte. Was hat Sie zu diesem Richtungswechsel bewogen?**

Der Front national war einmal eine Protestpartei, eine Oppositionspartei. Doch je mehr Macht der Front national bekam, desto mehr wurden wir in die Verantwortung eingebunden. Das ist ein natürlicher Prozess, wenn man denn seine Ideale wirklich umsetzen will. Tatsächlich wird eine politische Bewegung immer auch von ihren Führungsfiguren beeinflusst. Ich habe einen anderen Weg gemacht als mein Vater. Ich bin aus einer anderen Epoche, habe meinen Charakter; er ist ein Mann, ich bin ich eine Frau.

**Wie soll sich Frankreich vor Terroranschlägen wie jenem in Nizza vom 14. Juli schützen?**

Im wesentlichen Punkt hat man überhaupt nichts getan: Wir müssen die Migration stoppen, in deren Schoss Terroristen infiltrieren. Die automatische Einbürgerung von Ausländern, die in Frankreich geboren werden,

**«Die Rechte gelten für das Individuum, nicht für das Kollektiv.»**

muss gestoppt werden. Dieser Automatismus hat Franzosen wie die Terroristen Kouachi oder Coulibaly produziert, die in offener Feindschaft mit Frankreich leben. Das gilt wohl gemerkt nicht für alle Immigranten, ich verallgemeinere nicht; aber wir müssen die Einbürgerungen kontrollieren.

Bei Doppelbürgern, die eine Verbindung zu Terrororganisationen haben, muss die Ausbürgerung möglich sein. Es ist besonders wichtig, die Ausbreitung des islamischen Fundamentalismus auf unserem Territorium zu unterbinden. Die französische Classe politique hat aus wahltaktischen Gründen den roten Teppich für die Islamisten ausgerollt; man liess es zu, dass diese sich in Mo-

scheen und Kulturzentren ausbreiteten, die zum Teil vom Ausland finanziert worden sind. Wir müssen die Herrschaft über unsere Grenzen zurückgewinnen – ich sehe nicht, wie wir sonst effizient gegen den Terrorismus vorgehen könnten.

**Halten Sie an Ihrer Aussage fest, laut der ausser dem Islam keine andere Religion problematisch ist?**

In Frankreich unterliegen alle Religionen strikte den Regeln des Säkularismus. Viele Muslime halten sich daran und bringen das auch klar zum Ausdruck. Aber einige, und ich denke hier natürlich an den islamischen Fundamentalismus, können

es nicht akzeptieren, aus einem einfachen Grund: Sie glauben, dass die Scharia, das religiöse Recht also, höher steht als alle anderen Formen des Rechts oder der Normen, der französischen Verfassung inklusive. Das dürfen wir nicht zulassen. Seit über einem Jahrhundert, seit das Gesetz über den Säkularismus eingeführt wurde, ist dieses Prinzip stets respektiert worden. Dass jemand versucht, Frankreich religiöse Gesetze aufzuzwingen und gar die Verfassung zu verbiegen – das ist neu. Diese Gruppen von islamischen Fundamentalisten tun genau das. Wir müssen das Problem beim Namen nennen. Wir müssen kompromisslos auf dem Respekt gegenüber unserer Verfassung und unseren Gesetzen beharren. Und, ehrlich gesagt, die französische Classe politique ist einfach zu bequem dafür. Wir erkennen es am Verlust der Rechte von Frauen, den wir heute auf französischem Territorium erleben. In Frankreich gibt es heute wieder Orte, wo Frauen sich nicht mehr kleiden können, wie sie wollen.

**Sie reden von der Freiheit, sich zu kleiden – wie halten Sie es mit dem Burkini-Verbot?**

Das Problem ist, dass der Burkini kein Badeanzug ist. Er ist eine islamistische Uniform. Er ist eine von vielen Möglichkeiten, die der islamische Fundamentalismus erfunden hat, um uns den Stinkefinger zu zeigen. Wenn wir akzeptieren, dass Frauen dieser islamistischen Zwangsbekleidung ausgesetzt werden, folgt gleich der nächste Schritt. Die Forderung nach getrennten Bereichen in öffentlichen Institutionen wie Schwimmbädern wird dann unweigerlich kommen. Und als nächstes dann zweierlei Recht für Männer und Frauen. Wer das nicht erkennt, hat nichts begriffen vom Kampf gegen den islamischen Fundamentalismus, mit dem wir heute konfrontiert sind.

**Müsste man nicht gerade deshalb die Integration von Muslimen in Frankreich forcieren?**

Was bedeutet das, Integration? Heisst es, dass wir nebeneinander leben, jeder mit seinem eigenen Lebensstil, seinen Codes, seinen Sitten,



seiner Sprache? Nein, das französische Modell ist das Modell der Assimilation. Die individuelle Freiheit erlaubt es nicht, die wichtigsten Prinzipien der französischen Zivilisation in Frage zu stellen. In Frankreich akzeptieren wir das Konzept des willigen Opfers nicht. Das französische Strafrecht lässt es zum Beispiel nicht zu, dass Menschen sich selber schädigen.

Wir akzeptieren das nicht, weil es die grossen Errungenschaften unserer Zivilisation untergräbt, etwa die Gleichheit von Mann und Frau und die Ablehnung des Kommunitarismus, also einer Parallelgesellschaft, die nach ihren eigenen Regeln und Gesetzen lebt. Im angelsächsischen Raum ist das bis zu einem gewissen Grad möglich, bei uns nicht. Die Angelsachsen haben das Recht, ihr Modell zu verteidigen, aber wir haben das Recht, unser System zu verteidigen.

### Das amerikanische Integrationsmodell hat sich aber nicht schlecht bewährt.

Es liegt nicht an mir, das zu beurteilen. Dies ist eine amerikanische Angelegenheit. Ich möchte dieses Modell nicht für uns. Es ist die Folge der Geschichte der Vereinigten Staaten. Gemeinschaften aus aller Herren Länder haben in Amerika Neuland besetzt, die USA wurden als Nation dafür geschaffen, Menschen aufzunehmen, die von überall her kamen. Das ist nicht der Fall in Frankreich. Frankreich ist ein uraltes, gewachsenes soziales und rechtliches Gebilde. Nichts gilt durch Zufall.

Der Laizismus ist die Formel, mit der wir die religiösen Konflikte überwunden haben, die das Land einst mit Feuer und Blut überzogen. So etwas stellt man nicht leichtfertig in Frage. Ich verlange nicht, dass mein Stil anderen aufgezwungen wird, aber ich möchte nicht, dass andere entscheiden, ob mein Modell das richtige ist. Wenn ich aus dem Ausland höre, Frankreich sei ein Auslaufmodell, dann empöre mich das. Ich verurteile das US-amerikanische Modell nicht. Aber ich will, dass das meinige auch respektiert wird.

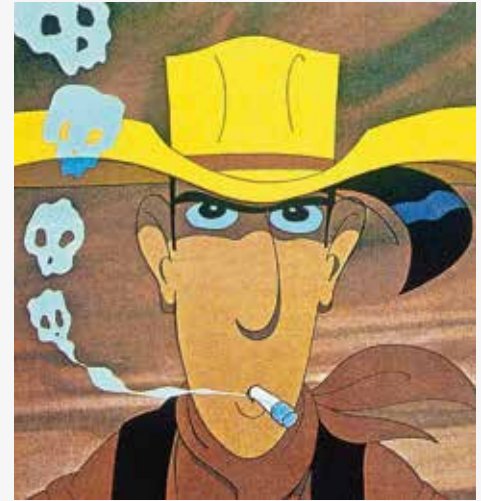
Ich denke, dass der Kommunitarismus den Samen von Konflikten zwischen den verschiedenen Gemeinschaften in sich trägt. Und ich will nicht, dass mein Land in Konflikten zwischen den verschiedenen Gemeinschaften aufgerieben wird. Ich anerkenne nur Individuen. Die Rechte gelten für das Individuum, nicht für das Kollektiv. Der freie Wille gehört zum Individuum. Es sind Individuen, die sich assimilieren – und in keinem Fall Gemeinschaften.

Aus dem Französischen von Alex Baur  
© Council on Foreign Relations, publisher of *Foreign Affairs*. All rights reserved. Distributed by Tribune Content Agency.

## Amerika

# Aus der Hüfte geschossen

Beide feierten 2016 ihren 70. Geburtstag: Lucky Luke und Donald Trump. Auch der neue US-Präsident ist ein Cowboy.



Vertreter eines amerikanischen Urtyps: Donald Trump, Lucky Luke.

Der Mann ist siebzig geworden und zieht immer noch schneller als sein Schatten. Lucky Luke, der einsame Cowboy, der ewig coole Westernheld, den Kinder genauso lieben wie erwachsene Comic-Fans. Sein locker sitzender Colt hängt lässig an seiner Hüfte. Und da ist der andere, der ebenfalls siebzig Jahre alt geworden ist und schneller twittert als sein Schatten. Lucky Donald, der glückliche Trump, der in der Nacht seine Kurznachrichten in die Welt pfeffert und damit treffsicher den linksliberalen Mainstream auf Trab hält.

Donald und Luke verbindet mehr als nur ihr Alter. Sie sind beide Vertreter eines amerikanischen Urtyps: des Cowboys, der das Recht in die eigene Hand nimmt und sich alleine gegen die scheinbar Übermächtigen stellt. Lucky Luke verfolgt korrupte Richter und gierige Eisenbahnbarone. Donald Trump schießt gegen die Wall-Street, die Medien und das eigene Partei-Establishment. Zwei Outlaws, die vor allem jemandem vertrauen: sich selbst.

Fast kurios mutet es an, dass die Schöpfer dieser amerikanischen Ikone beide Franzosen waren: der Zeichner Morris (Maurice de Bevere), der sechs Jahre in den Staaten lebte, und Goscinny, einer der Asterix-und-Obelix-Väter. Die Lucky-Luke-Comics ragen wie ein vergangener Zeitzeuge in die Gegenwart. Im Mundwinkel des Cowboys hängt eine selbstgedrehte Zigarette, die er kaum einmal

freiwillig ablegt. Er raucht auf dem Pferd, in der Badewanne oder am Bar-Tresen. Erst in den jüngeren Ausgaben, die der 1977 verstorbene Goscinny nicht mehr selber verfasste, wurde die Zigarette klammheimlich politisch korrekt durch einen Grashalm ersetzt.

### Faule Mexikaner

Auch sonst hätten die Tugendwächter zu tun. Die beiden Lucky-Luke-Macher parodierte alles, was ihnen vor den Zeichenstift kam. Indianer, versoffene Iren oder der regelmässig auftauchende Mexikaner. Er lehnt an der Hauswand, hat den weiten Sombrero über das Gesicht gezogen und döst und döst. Die Karikatur des arbeitscheuen Hispanic ist nicht weit entfernt von Trumps Auslassungen, Mexikaner würden Drogen und Kriminalität ins Land schleppen.

Bei Lucky Luke sind die Daltons die ewigen Widersacher, die vier kriminellen Brüder, die sich wie ein faules Ei dem anderen gleichen. Donald Trumps Lieblingsfeinde sind die Clintons. Und so wie das Comic-Vorbild die Daltons immer aufs Neue ins Gefängnis bringt, kündigte Trump vor laufenden Kameras an, wenn er gewählt würde, würde er einen eigenen Staatsanwalt einsetzen – und «You'd be in jail», dann würde sie, Hillary, im Knast landen. Davon lässt er nun doch ab. Wie Lucky Luke schießt der politische Cowboy Trump zwar gerne aus der Hüfte – aber Blut fliesst keines.

Peter Keller

# Wenn Politiker durchdrehen

Es reicht nicht, Politikern nur auf die Finger zu sehen, wenn bei ihnen etwas nicht stimmt. Der Arzt und frühere Labour-Minister David Owen diagnostiziert eine gefährliche Persönlichkeitsstörung bei Präsidenten, Premiers und Kanzlern: das Hybris-Syndrom. *Von Wolfgang Koydl und Muir Vidler (Bild)*

Im Pub nebenan trank schon Charles Dickens sein Pint, der Maler Francis Bacon hatte hier einst ein Atelier, und vor den Fenstern treibt träge die Themse vorbei, die es von hier nicht mehr weit zur Nordsee hat. Es ist ein geschichtsträchtiger Ort, an dem Lord David Owen lebt, und auch er selbst hat hier Geschichte geschrieben: Mit der «Limehouse Declaration» – getippt von seiner Ehefrau – brachen Owen und drei Mitstreiter 1981 mit der Labour-Partei und gründeten die Social Democratic Party, die das einbetonierte britische Zwei-Parteien-System aufbrechen sollte. Es war ein radikaler Schritt, denn bis dahin hatte der frühere Aussenminister als künftiger Labour-Star gegolten.

Seit 1969 wohnt der heute 78-Jährige hier in Limehouse, lange bevor es schick – und teuer – wurde, in die alten Docklands zu ziehen. In die aktive Politik mischte sich Owen erst im zurückliegenden Jahr wieder ein, als der frühere Europafreund zum allgemeinen Erstaunen die Brexit-Kampagne unterstützte. Er selbst sieht das gelassener: «Ich bin und bleibe Europäer», beteuert er, «aber ich will keinen europäischen Bundesstaat.» Doch mit der Einführung des Euro seien die Weichen unumkehrbar in diese Richtung gestellt worden. Gut möglich, dass Europas Politiker dabei von jenem Syndrom gelehrt wurden, das der gelernte Neurologe Owen diagnostiziert und beschrieben hat: Sie überschätzten sich ebenso blind wie masslos.

## Lord Owen, was genau muss man sich unter dem Hybris-Syndrom vorstellen?

Seit Sigmund Freud galt allgemein, dass ein Mensch mit einer Persönlichkeit geboren werde, die sich dann nur noch bis zum Alter von etwa achtzehn Jahren ändern könne. Dann war sie fertig und unveränderbar. In den Weltkriegen konnte man aber beobachten, dass auch Stress die Persönlichkeit beeinflusst. Doch erst im Irakkrieg erhielt diese Beobachtung allgemeine Anerkennung, auch in der Rechtsprechung. Heute akzeptiert praktisch die ganze medizinische Welt, dass die sogenannte posttraumatische Belastungsstörung ein medizinisches Syndrom ist.

## Das ist die Belastungsstörung nach Kriegen. Was aber bedeutet das Hybris-Syndrom zum Beispiel in der Politik?

Es bedeutet, dass auch durchaus gute Menschen, die demokratisch gewählt wurden

oder die im Militär oder in der Wirtschaft in Führungspositionen gelangen, von ihrer Macht berauscht, ja trunken werden können, wie es Bertrand Russell einmal genannt hat. Es kann jeden treffen: Politiker, CEOs, Universitätsrektoren, Schuldirektoren.

## Sprechen wir von Narzissten?

Es hängt schon mit komplizierten psychiatrischen Diagnosen wie narzisstischen Persönlichkeitsstörungen zusammen. Aber ich spreche lieber von Hybris. Das Konzept wurde zuerst von den alten Griechen beschrieben, bei denen auf die Selbsterhöhung immer die Nemesis, die Vergeltung, folgte. Hochmut kommt vor dem Fall. Hybris klingt nicht so anrühlich wie Narzissmus. Kein Leader würde zugeben, dass er ein Narzisst ist. Eine Hybris zu haben, schon eher – das können Sie mir glauben. Ich war schliesslich selber mal Politiker.

## Sind Politiker denn besonders gefährdet, dieses Syndrom zu entwickeln?

Ganz und gar nicht. Ich war die letzten zwanzig Jahre in der Geschäftswelt, und ich habe dieses Syndrom auch dort studieren können. Gerade in der Finanzwirtschaft ist es sehr aus-

## «Bei Tony Blair kann man den genauen Tag bestimmen, an dem die Hybris begann.»

geprägt. Anders könnte man die Finanzkrise von 2008 auch gar nicht verstehen. Die Bankenwelt war damals voll von Chief Executives, die stapelweise Hybris hatten. Die Finanzzentren London und New York gedeihen ja erst richtig mit diesem hohen Oktanpegel.

## In Diktaturen kann man sich die Selbstüberschätzung leicht vorstellen, man denke nur an den Nordkoreaner Kim Jong Un. Aber in unseren demokratischen Gesellschaften sind solche Anfälle von Hybris in der Politik doch wohl eher selten.

Ob demokratisch oder nicht – das kommt, gerade bei Regierungschefs, öfter vor, als man denkt. Hybris ist ein wesentliches Element der Torheit, wie sie die Historikerin Barbara Tuchman beschrieben hat: wenn man eine Politik, die sich nachweislich als undurchführbar erwiesen hat, mit perverser Hartnäckigkeit weiterverfolgt. Das ist gekoppelt mit dem Unvermögen, die Richtung zu wechseln, weil man dann ja einen Fehler zugeben müsste.

Als typische Symptome der Hybris beschreiben Sie unter anderem Selbstverherrlichung, Erhöhung des eigenen Selbst, die Identifizierung der eigenen Person mit der Organisation, die man leitet, den Gebrauch des königlichen Pronomens «wir» statt des «ich», Rechenschaft nur gegenüber Gott, Verlust von Realitätssinn. Ich kann mir nicht helfen, aber das klingt wie eine perfekte Beschreibung von Sepp Blatter, dem Ex-Chef des Fussballverbandes Fifa.

Es widerstrebt mir, oberflächliche Ferndiagnosen zu stellen. Mir geht es ganz allgemein darum, dass man diesen diagnostischen Rahmen benutzt, um die Anfälligkeit von Personen für das Syndrom rechtzeitig zu erkennen und zu benennen. Ich habe zusammen mit dem amerikanischen Psychologen Jonathan Davidson insgesamt vierzehn Symptome aufgelistet. Wer drei oder vier davon zeigt, ist theoretisch gefährdet. So wäre es wahrscheinlich nicht schlecht für die Türken, sich ihren Präsidenten Erdogan mal im Lichte dieser Erkenntnisse anzusehen. Herrscher wie er können überall auftauchen, und wir müssen uns dieser Tatsache bewusst sein. Aber wir müssen auch wissen: Wenn man das Syndrom rechtzeitig entdeckt, kann man es eindämmen.

## Wer hätte denn den frühen Erdogan eindämmen können? Und wie?

In der Politik ist das schwierig, aber in der Geschäftswelt kann man etwa Mentorenprogramme für künftige, potenzielle CEOs einrichten. Wenn beispielsweise ältere Manager bei Nachwuchskräften Tendenzen zur Hybris erkennen, können entweder sie selbst oder andere noch steuernd eingreifen. Aber in der Politik kann Anmassung viel grösseren Schaden anrichten. Was tut man da?

Nun, in einer Demokratie haben wir das System der Gewaltenteilung. Im amerikanischen System etwa liegt die wichtigste Kontrolle darin, dass ein Präsident nicht mehr als zwei Amtszeiten haben kann. Amtszeitbeschränkungen sind vermutlich die effektivste Art und Weise, das Syndrom in Schach zu halten. Ich hätte das auch gern in meinem Land. Der andere Kontrollfaktor sind natürlich die Wähler, die einen an Selbstüberschätzung leidenden Politiker in die Wüste schicken können.

## Woran erkennen denn die Wähler, wenn bei ihrem Regierungschef etwas aus dem Ruder läuft?



Man kennt das Muster von Karrierepolitikern, die ihr Erfolg ausserordentlich selbstbewusst macht. Zugleich werden sie sehr herablassend gegenüber allen Ratschlägen, die ihren eigenen Überzeugungen zuwiderlaufen. Manchmal lehnen sie sogar generell jeden Rat ab und beginnen auf eine Art und Weise zu agieren, die die Realität negiert. Normalerweise folgt dann die Nemesis auf dem Fusse. Das sehen wir gerade in unserer eigenen Geschichte in Grossbritannien.

**Hybris bei den Briten? Die gelten doch gemeinhin als kühl und pragmatisch. Sollen sie nicht besser gegen solche Emotionen gefeit sein?**

Wir hatten im letzten Jahrhundert vier Premierminister, bei denen man eindeutig das Hybris-Syndrom identifizieren konnte. David Lloyd George entwickelte es zweifellos nach 1919, als ihn sein Kabinett nicht mehr kontrollieren konnte. Aber 1922 wurde er von seinem konservativen Koalitionspartner gestürzt. In den dreissiger Jahren verfestigte sich bei Neville Chamberlain die unerschütterliche Überzeugung, dass nur er imstande sei, mit Hitler richtig umzugehen. Chamberlain war im Zusammenhang mit seiner Appeasement-Politik geradezu verblendet. Aber im Mai 1940 warfen ihn seine eigenen Abgeordneten aus dem Amt.

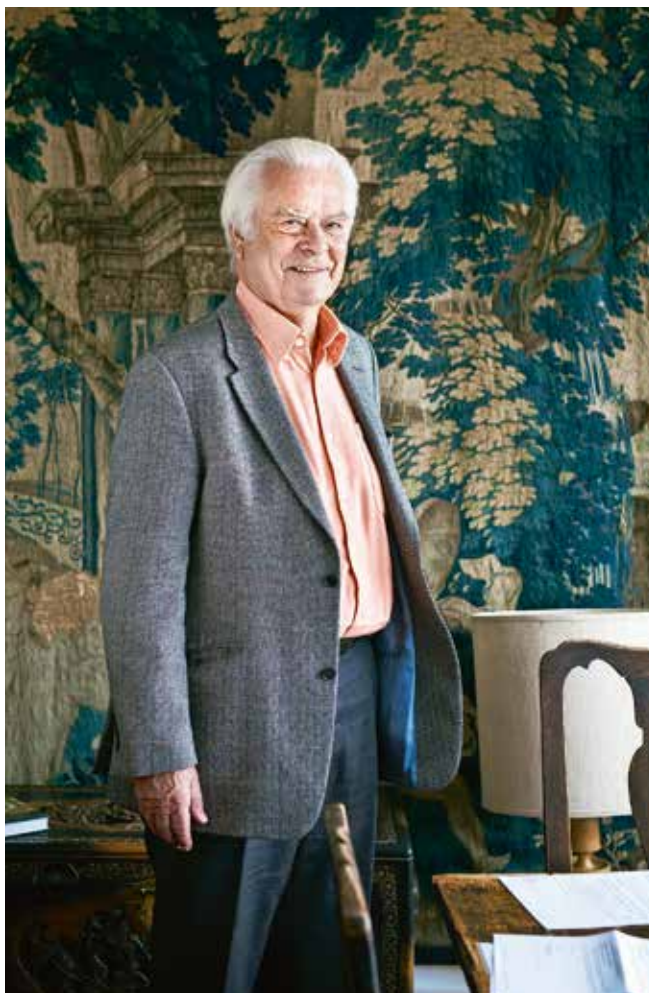
**Das ist lange her. Gibt es Fälle aus der jüngeren Vergangenheit?**

Margaret Thatcher, aber ihr Fall ist komplizierter. Sicher, sie war aussergewöhnlich hochmütig, aber sie hatte sich im Griff, sie geriet nicht ausser Kontrolle. Das änderte sich erst zwei Jahre vor ihrem Sturz. Aber eben: Sie wurde von der eigenen Partei gestürzt. Dasselbe widerfuhr Tony Blair. Er würde es zwar abstreiten, aber auch er wurde von seiner eigenen Partei verleugnet. Bei ihm kann man sogar den genauen Tag bestimmen, an dem die Hybris begann: Unmittelbar nach seinem ersten Wahlsieg begann er, am Cabinet Office vorbei, eigene, nur ihm verantwortliche Leute in die Downing Street zu holen. So schuf er das von ihm bewunderte amerikanische Präsidialsystem, eine Maschine, mit der er total unkontrolliert Entscheidungen treffen konnte. Fortan wuchs seine Hybris stetig an, bis zu dem Tag, an dem er aus dem Amt getrieben wurde.

**Blicken wir auf den Kontinent. Angela Merkel und ihre einsamen Entscheidungen? Ein Fall von Hybris?**

Sie haben recht. Viele verstehen das nicht, denn Frau Merkel wird von vielen bewun-

dert. Auch ich bewundere sie. Aber als demokratische Politikerin brach sie EU-Regeln, ohne auch nur im Ansatz irgendjemanden zu konsultieren – weder in der eigenen Regierung noch in der EU. Vor fünf Jahren hätte sie das nicht getan, da war sie noch nicht so lange an der Macht. **Die Hybris wächst, wenn sie nicht eingedämmt wird. Sie zeigt sich in Ungestüm, Beratungsresistenz, Inkompetenz, Unaufmerksamkeit, Verachtung für andere. Das hört sich irgendwie nach Donald Trump an – und der ist noch keinen einzigen Tag im Amt. Wenn er schon so an-**



«Charisma ist wichtiger als Urteilsvermögen»: Polit-Legende Owen.

**fängt, wie sieht es dann bei ihm in vier Jahren aus?**

Man darf ihn nicht nur nach den Äusserungen im Wahlkampf beurteilen. Mein Rat ist, keine voreiligen Schlussfolgerungen zu ziehen. Wartet ab, das ist alles noch in Arbeit und noch längst nicht fertig.

**Aber wenn Sie ihn mit den Augen eines Arztes betrachten, müssen Sie doch mindestens Anzeichen von Narzissmus bei ihm entdecken?**

Wie Sie wissen, vermeide ich dieses Wort lieber. Aber ganz sicher sehe ich bei ihm Zeichen von Hybris. Aber die Frage stellt sich doch anders: Ist er von der Machtfülle berauscht? Hindert sie ihn daran, vernünf-

tige Entscheidungen zu treffen? Leute mit dieser Art von Selbstüberschätzung erfahren im Laufe ihres Lebens oft einen massiven Realitäts-Check. Trump widerfuhr dies mit seiner Insolvenz. Er hatte viel Glück damals, denn er stand mit seinem Business nur einen Schritt vor dem Abgrund. Man darf fragen: Hat er etwas daraus gelernt? Wird er solche Risiken nie wieder eingehen? Wird er sich unter Kontrolle halten? Wir wissen es nicht. Wir müssen abwarten. Was wir sehen, ist, dass er immer nur ein Ziel verfolgt: ganz oben zu stehen.

**Also ruhig abwarten und Tee trinken.**

Er scheint eine schnelle Auffassungsgabe zu haben, er lernt rasch. Natürlich wird er Fehler machen, möglicherweise sogar schwerwiegende. Für mein Buch über Krankheiten von Leadern in Politik, Militär und Business habe ich mehrere amerikanische Präsidenten untersucht. Ich glaube, Trump ähnelt am meisten Theodore Roosevelt. Auch dieser Präsident barst vor Energie, er war umstritten, er war kein Freund des Big Business, sondern brach Kartelle auf. Und merkwürdigerweise war Roosevelt ein Mann, der Wort hielt. Als er sagte, dass er nicht mehr kandidieren werde, hielt er sich daran. Ich weiss wirklich nicht, was mit Donald Trump passieren wird, und daher bin ich vorsichtig mit Vorhersagen. Aber es wird sicher eine holperige Fahrt werden.

**Wie erklären Sie es sich, dass jemand wie er Präsident der Vereinigten Staaten wurde?**

Amerikas Probleme sind ungeheuer gross. Ich habe in den letzten Jahren verfolgt, wie sich dieses grossartige Land verändert hat. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ich halte es für unfassbar, wie sich die Demokratische Partei in den USA derart in die Abhängigkeit von der Wall Street begeben konnte. Ich musste während meines Lebens mitansehen, wie die Politik immer mehr herabgesetzt wurde. Überall, nicht nur in Amerika. Heute ist alles erlaubt, keiner schert sich um die Wahrheit. Natürlich ist Politik ein hartes Geschäft. Sie ist ein Kampfsport, nichts für zartbesaitete Seelen. Aber die Grundlage der amerikanischen und der europäischen Politik sind ihre Werte. Wenn die verschwinden, dann Gnade uns Gott.

**Was hat zu diesem Werteverfall geführt?**

Geld, Habgier, Geiz, ein höchst unreifer Persönlichkeitskult, eine Agenda, die von toxischen Medien getrieben wird. Charisma ist wichtiger als Urteilsvermögen, Blenden zählt mehr als Zuverlässigkeit. Viele Elemente haben dazu beigetragen. Aber am meisten ist es die Gier nach Geld. ○

# «Ein sehr, sehr schönes Land»

Harald Martenstein, 63, einst links aussen, aber längst überzeugter Laissez-faire-Liberaler, gehört zu den besten und erfolgreichsten deutschen Autoren. Als bekennender «alter weisser Mann» schreibt er mit grosser Heiterkeit gegen die Dogmen des Justemilieu an. *Von Roger Köppel und Dirk Lässig (Bild)*

Er schreibt so leicht und ehrlich, dass er Dinge sagen kann, für die andere in Deutschland gesteinigt werden. Seine eleganten Texte richten sich gegen die Neigung vieler Kollegen, die Wirklichkeit durch eine Wunschvorstellung derselben zu ersetzen. Harald Martenstein lebt in Berlin und in der Uckermark. Das Gespräch fand in Berlin statt, im wunderschönen «Café Einstein», Stammhaus, an der Kurfürstenstrasse 58.

**Herr Martenstein, Sie haben eine interessante Biografie: Was muss man über Sie wissen, um Sie zu verstehen?**

Ich bin aufgewachsen in Mainz, katholisch. Auch die Fastnacht spielte natürlich eine gewisse Rolle. Da mussten sich die Honoratioren den Spott der Bürger anhören, ohne zu zeigen, dass sie sich ärgern. Man stritt, hinterher gab man sich die Hand. Zweitens: Ich war als junger Mensch ein paar Jahre bei der Kommunistischen Partei (KP), die ich, zum Liberalen geläutert, wieder verliess. Von dieser KP-Erfahrung – Druck und Tricks – zehre ich heute noch. Drittens: Ich schätze die Imperfektion. Das Streben nach einer idealen Welt ist verständlich, hat aber viel Unheil angerichtet. Es ist vernünftiger, aus dem Unvollkommenen das Beste zu machen. Die einzige Ideologie, der ich etwas abgewinnen kann, ist der Pragmatismus.

**Dann müsste Angela Merkel, die Königin des Durchwurstelns, für Sie eine geradezu ideale Politikerin sein.**

Frau Merkel hat grosse Qualitäten. Der Verzicht auf aufgeblasenheit und das Uneitle gefallen mir an ihr. Sie kommt mir intelligenter vor als andere Kanzler. Auch die Art, wie sie die deutsche Stellung in der EU managt, mag ich; sie macht es vorsichtig und bescheiden im Ton.

**Aber?**

Merkels berühmter Satz «Wir schaffen das» hat mich sofort misstrauisch gemacht. Kann man das vorher schon so genau wissen? Letztlich wissen wir doch alle: Eigentlich schaffen wir nie so richtig, was wir uns vornehmen. Wir scheitern ja bereits oft in der Vorweihnachtszeit bei der Beschaffung von passenden Geschenken. Dabei ist so ein Weihnachtsfest im Vergleich mit einer grossen Zuwanderung eine überschaubare Aufgabe. Man könnte vielleicht sagen: «Hoffentlich schaffen wir



«Ich vermute, Merkel verwechselte das, was in den Medien stand, mit der Volksstimmung»: Autor Martenstein.

das.» «Wir schaffen das» hat als Satz ja fast schon totalitäre Züge. Mach ein Ausrufezeichen hinter den Satz, dann klingt das nach Strammstehen.

**Was war Ihr erster Gedanke nach dem Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt?**

Mein erster Gedanke war: Nun also ist es passiert, was so viele befürchtet haben. Ich finde, dass wir jetzt auf keinen Fall hysterisch werden dürfen. Freiheit, Rechtsstaat, Toleranz, das alles ist nicht verhandelbar. Ich spüre einen inneren Widerstand, diese Toten politisch zu instrumentalisieren. Wäre Merkels Grenzöffnung denn richtig gewesen, wenn sich kein einziger Terrorakt ereignet hätte? Auch dann nicht.

**Wer Merkels Politik kritisiert, gilt in Deutschland rasch als Populist.**

Das ist ein leeres Allzweckwort gegen Mei-

nungen, die man nicht gerne hört. Ich glaube, dass Merkel im Grunde eine Populistin ist. Schauen Sie nur all ihre Wendungen an: weg vom liberalen Wirtschaftsprogramm, dann der Atomausstieg. Und jetzt erleben wir die nächste Wendung, von der Willkommenskanzlerin zur Abschiebepolitikerin.

**Was treibt Merkel an?**

Offenbar sind es die Umfragen und die Medien. Bei der Entscheidung, die Grenzen zu öffnen, Ende 2015, einer Entscheidung, die schnell fallen musste und vielleicht gar nicht anders fallen konnte, war das Echo der Medien sehr positiv. Ich habe etwas Kritisches geschrieben damals, und einige Reaktionen von Kollegen waren so, als ob ich den Einmarsch in Polen gefordert hätte.

**Inzwischen hat das gedreht.**

Stimmt. Wenn ich mir meine damaligen



skeptischen Texte anschau, dann ist das heute Mainstream. Ich vermute, Merkel verwechselte das, was in den Medien stand, mit der Volksstimmung. Deutschland aber ist keine Redaktionskonferenz des *Spiegels*.

### **Hat die Flüchtlingspolitik mit der historischen deutschen Schuld zu tun?**

Es stimmt, dass es in Deutschland fast schon wie eine exotische Ansicht klingt, wenn ein Politiker sagt, er wolle sich vor allem für die Interessen der hier lebenden Bevölkerung einsetzen.

### **Ist Merkel angezählt?**

Sie hat in den ersten Tagen richtig gehandelt, als sie die Flüchtlinge reinliess, aber sie hat es zu lange laufen lassen. Das war ein Fehler der grösseren Art. Gegen die Masseneinwanderung von Leuten zu sein, deren Namen man oft nicht mal kennt, hat nichts mit Abschottung und Nationalismus zu tun. Der dümmste Satz des letzten Jahres war: «Wir können unsere Grenzen nicht sichern.» Es gibt genug Länder, die es schaffen, auf eine Weise, die mit den Menschenrechten vereinbar ist. Es ist das Gegenteil einer humanitären Politik, wenn man Verbrecher ins Land lässt, und das ist unvermeidlich, wenn an den Grenzen nicht kontrolliert wird. Die Opfer krimineller Einwanderer sind auch Menschen.

### **Man sieht die Auswirkungen bereits.**

Es läuft eine Meinungsschlacht um die Auslegung der Kriminalitätsstatistiken. Wie man so eine Statistik in Deutschland deutet, hängt stark vom politischen Standpunkt des Betrachters ab. Aber alle Anzeichen deuten darauf hin, dass es einen Anstieg von Ausländerkriminalität gibt. Die Hälfte der Gruppenvergewaltigungen wird von Männern ohne deutschen Pass begangen, das waren zuletzt etwa 200.

### **Generell hat man den Eindruck, dass die Debatte in Deutschland offener geworden ist, auch weil es jetzt eine Partei wie die AfD gibt, die von rechts die Szene etwas aufmischt, meiner Ansicht nach im demokratisch legitimen Bereich.**

Seit es Demokratien gibt, gehört auch das Konservative dazu. In Deutschland machen viele noch heute keinen Unterschied zwischen Nazis und Konservativen, sogar liberale Positionen gelten bei manchen als illegitim. Was sollen die Leute eigentlich machen, die mit der Flüchtlingspolitik nicht einverstanden sind? Sollen die einen Guerillakrieg anfangen? Da zieht man die Gründung einer Partei doch vor.

### **Wie sehen Sie die AfD?**

Es ist legitim, dass es diese Partei gibt. Ich sehe da auch viel Abstossendes, und wo die Partei letztlich landen wird, am rechten Rand oder ungefähr da, wo heute die CSU ist, weiss niemand. Was mich beunruhigt: Die Tabuisierung von Antisemitismus und

Ausländerhass könnte durch die Existenz einer solchen Partei aufgeweicht werden. Dinge werden hoffähig, die völlig zu Recht nicht hoffähig sind.

### **In allen Demokratien sind Protestparteien auf dem Vormarsch. Wie deuten Sie das?**

Die Situation erinnert mich an 1968. Die Inhalte sind entgegengesetzt, aber gewisse Parallelen sind auffällig. Es gibt eine Allianz der etablierten Parteien, der Staatsintellektuellen und der meisten Medien; ein Establishment, das in der Regel total abblockt und die Diskussion verweigert. Damals wurden alle, die im Protest der Studenten auch berechnete Anliegen erkannten, als Kommunisten und Knechte Moskaus diffamiert. Linke Sozialdemokraten, Haschrebellen, Pazifisten, Terroristen, alles wurde in einen Topf geworfen. Das ist heute oft ähnlich. In der grossen Anti-Establishment-Strömung finden Sie heute harte Rassisten, Leute, die Flüchtlingsheime anzünden; Sie finden aber auch Gemässigte, Menschen, die einfach gegen die Regie-

---

### **«Wir alle stehen auf den Schultern alter weisser Männer, sogar die Feministinnen.»**

---

rungepolitik sind. Man kann die nicht alle als heimliche Faschisten verteufeln.

### **Glauben die Deutschen noch an die EU?**

Es gibt ein verbreitetes Unbehagen, wie überall. Aber die EU hat uns Deutschen die Möglichkeit geboten, uns zu Europäern zu erklären – wunderbar. Schon war man die problematische deutsche Identität los. Die Zustimmung zur EU ist hier sicher immer noch grösser als in anderen Ländern. Vielleicht bleibt am Ende eine Rumpf-EU aus Deutschland und Luxemburg übrig. So ein Euro würde gut funktionieren.

### **Sie waren während der Wahlen in den USA. Was ist Ihr Eindruck?**

Trump ist das mehr oder weniger zufällige Ergebnis gefrusteter Wählerschichten und enttäuschter Proletarier. Jeder Besenstiel wäre gewählt worden, Hauptsache, der Besenstiel ist gegen das Establishment. Trumps Kabinett besteht ja hauptsächlich aus Millionären und Generälen. Da bin ich skeptisch, ob die Erwartungen seiner Wähler aus dem Rostgürtel erfüllt werden. Der Vergleich mit Berlusconi drängt sich auf.

### **Haben Sie Angst vor Trump?**

Ein bisschen. Nicht wegen der politischen Ausrichtung, aber weil er so sehr von seinen Emotionen gesteuert zu sein scheint.

### **Was ist bei Trump für Sie die erhellende, bezeichnende Anekdote?**

Seine Wähler! Ich war in einem Saloon im Süden, da standen viele Hispanics herum. Die waren von Trump begeistert, obwohl er

eine Mauer gegen ihresgleichen bauen will. Sie sagten: «Der Mann hat Eier, er sagt, was er denkt, das ist ein echter Typ.» Sie dockten ausgerechnet bei Trumps Machotum an, das ihm so oft vorgeworfen wurde.

### **Was ist das Problem der linken Parteien?**

Die Linke hat ihre Erkenntnisse immer aus theoretischen Texten abgeleitet. Um über das Proletariat Bescheid zu wissen, musste man keinen von denen kennen. Die Linke hatte ausserdem zu viel Erfolg, alle sind heute Sozialdemokraten. Das führt zu Denkfaulheit. Man merkt das daran, wie sie heute gegen den Populismus argumentieren. Die seien halt dumm und blöd. Was ist denn das für ein Niveau? Da würde sich Marx im Grab umdrehen.

### **Sie haben viele kritische Texte gegen den Feminismus geschrieben. Was stört Sie eigentlich daran?**

Im Grossen und Ganzen war der Feminismus ein Segen. Fragwürdig wird der Feminismus, wo er auf Herabsetzung der Männer hinausläuft. Wie oft musste ich schon Artikel lesen, in denen gesagt wurde, alles Unheil dieser Welt hänge mit alten weissen Männern zusammen. So ein Quatsch. Schauen wir uns doch nur an, von wem die grossen medizinischen Ideen stammen, die Menschenleben retten; die grossen sozialen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften, die grossen Erfindungen: alles alte weisse Männer. Wir alle stehen auf den Schultern alter weisser Männer, sogar die Feministinnen.

### **Wie kam es zum dramatischen Reputationsverlust des alten weissen Mannes, der einst als weise galt?**

Wir waren einfach zu tolerant und duldsam. Wir sind halt gelassen. Alte weisse Männer sind gar nicht so aggressiv, ausser Trump.

### **Sie haben eine Moralshow moderiert. Gibt es eine Moralbesessenheit der Deutschen?**

Der Deutschen insgesamt? Nein. Aber es gibt Moralisten und Gutmenschen. Ein Gutmensch nimmt keinerlei Rücksicht. Weil er das vermeintlich Richtige vertritt, gibt er sich die Lizenz, unmoralisch zu handeln. Ganz anders der wirklich gute Mensch: Er tut Gutes, ohne viel Aufhebens zu machen.

### **Zum Schluss: Was ist das Grossartige an Deutschland?**

Deutschland ist ein sehr, sehr schönes Land. Es ist ein vielfältiges Land, es ist nicht langweilig. Was ich immer gut gefunden habe, trotz allen Fragwürdigkeiten: das Skrupulöse, die Gebrochenheit, die dieses Land hat. Die Gedenkkultur, über die man sich auch lustig machen kann, finde ich schon sehr respektabel. Wie die Deutschen sich den Verbrechen ihrer Vorfahren gestellt, wie sie die Selbst-Infragestellung zu einem Teil ihres Selbstverständnisses gemacht haben, das ist beeindruckend. ○

# Gebot der Zukunft

Während der Westen döst, weitet Russlands Präsident Wladimir Putin seine Einflussphäre aus. Der Brexit und die Wahl von Donald Trump sind politische Muntermacher. Im Inland entlarven die bürgerlichen Parteien ihren Schulterschluss als Fiktion. Das Wichtigste aus allen Lebensbereichen.



Das Vernünftige ist einmal mehr der Feind des Eurokratischen.

## Ausland

### Wetterleuchten im Westen

Von Hansrudolf Kamer

Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht.» Gebrochen ist er im Jahr 2016 in Amerika und Europa. Was sich schon länger zusammengebraut hatte, kulminierte in der Wahl Donald Trumps und in der britischen Entscheidung, aus der Europäischen Union auszutreten. Weder im kriselnden Europa noch im gelähmten Amerika waren die Zeichen an der Wand gelesen und verstanden worden.

Das Jahr endet mit den Bildern aus Aleppo, die zeigen, wie brutal sich Inkompetenz im Weissen Haus und bei den händeringenden Europäern rächen kann. «It is entirely inexcusable to try to combine the unready hand with the unbridled tongue», hatte einst Theodore Roose-

velt Anfang des letzten Jahrhunderts sinniert. Worte und Taten sollten in Einklang stehen. Gegen dieses elementare Gebot hat der abtretende Grossredner allzu oft gesündigt.

Der Brexit war Ausfluss des Wahlversprechens von David Cameron, eine Volksabstimmung abzuhalten. Gezwungen war er dazu nicht – seine Labour-Vorgänger Tony Blair und Gordon Brown hatten ihr Gelöbnis eines Plebiszits zum Euro seinerzeit einfach kompostiert. Doch Cameron wollte die recht virulente EU-Opposition in seiner Partei zum Schweigen bringen. Mit einer Schlappe rechnete er nicht.

Nicht gerechnet hatte er aber auch mit dem bornierten Verhalten der andern EU-Regierun-

gen und Brüssels. Mit einem vernünftigen Angebot an Cameron hätte Berlin zwei Fliegen auf einen Schlag treffen können: die Briten vom Austritt aus der EU abhalten und unter diesem Vorwand dringend notwendige Reformen durchsetzen. Doch das Vernünftige ist einmal mehr der Feind des Eurokratischen.

### Merkels Einsamkeit

Unter dem Strich ist das Ergebnis für Britannien gut, für die EU schlecht. Wer sich schon im Loch befindet, sollte aufhören zu graben, doch die Kommission will London nun bestrafen und aussperren. So schwächt sich Europa weiter. Die EU muss künftig ohne eines ihrer wichtigsten und militärisch potentesten Mitglieder auskommen, Deutschland ohne einen politischen Verbündeten.

Es wird einsam um Angela Merkel, die deutsche Kanzlerin. Sie hat sich dazu durchgerungen, eine weitere Amtszeit anzuhängen und punkto Langlebigkeit ihren Ziehvater Helmut Kohl einzuholen. Als ihr Blick über die politische Landschaft Germaniens schweifte, musste sie sich wohl als alternativlos vorgekommen sein. Wer soll sie denn herausfordern?

Sie hätte sich, für einmal, an Frankreich orientieren können. François Hollande erspart der Grande Nation, seinem Lager und seiner Partei eine quälende Demütigung. Sein Verzicht öffnet der Linken die Chance, in den Präsidentenwahlen im Frühling doch noch die zweite Runde zu erreichen und Marine Le Pen auszustechen. Ein Zweikampf François Fillon gegen Manuel Valls gäbe Frankreich eine «echte» Wahl zwischen politischen Richtungen.

Während Europa weiter an Potenz und Ansehen einbüsste, gelang es Russland nicht, seinen Marktwert zu steigern. Das Regime Putins leidet unter Reformschwäche und dem niedrigen Erdölpreis. Nur erste Signale am Jahresende schienen Preiskorrekturen nach oben anzudeuten. Von aussen betrachtet, sitzt Putin zwar fest im Sattel. Seine Annexion der Krim war erfolgreich, und die Umwelt wird sich daran gewöhnen. Weder der Westen noch sonst wer wird sie ihm streitig machen.

Strategisch hat er den Marsch der Nato gegen Osten blockiert, indem die Ukraine keine reale Option mehr hat. Mit Georgien ist das weniger klar, und die Allianz hat halbherzig begonnen, Osteuropa militärisch zu stärken. Putins Konzeption von gegenseitig akzeptierten Interessensphären der Grossmächte scheint das Gebot der Zukunft zu sein. Diese Entwicklung ist we-



niger russischer Stärke und Schläue als vielmehr grenzenloser westlicher Mattheit zu verdanken.

Im Fernen Osten begann das Jahr mit Börsenturbulenzen. In China kamen erneut Zweifel am wirtschaftspolitischen Management der Führung auf, die vor allem von der Furcht eines politischen Kontrollverlusts angetrieben wird. Auch Chinas Partielite steht unter Druck.

Am Personenkult um den grossen Führer Xi Jinping und an seiner Politik kam ungewohnte parteiinterne Kritik auf. Die Antwort darauf war eine neue Repressionswelle. Bei Amtsantritt hatte Xi noch versprochen, er werde dem Markt eine entscheidende Rolle geben und die Herrschaft des Rechts etablieren.

Noch zur Zeit der Olympischen Spiele 2008 hatte der Westen sich eingeredet, dass sich das Reich der Mitte langfristig auf einem Weg hin zur Marktwirtschaft – vielleicht sogar Demokratie – bewege. Inzwischen sind diese Illusionen verflogen. Im Handelsbereich ist das WTO-Mitglied zum habituellen Regelbrecher geworden – ohne auf nennenswerten Widerstand zu treffen.

Deshalb war es überfällig, dass Trump gegen das Jahresende hin die alte China-Politik der USA auf den Prüfstand stellte. Zwar gibt es tausend Experten, die finden, das sei brandgefährlich, noch waghalsiger als einst die Herausforderung Moskaus durch Ronald Reagan. Doch zu den grossen Verlierern des Jahres gehört auch die Expertokratie.

Aufstieg und Triumph Donald Trumps waren allerdings phänomenal im eigentlichen Sinn des Wortes. Der Amateur kämpfte gegen alle, gegen beide Parteien, die Medien und die ganze Industrie der Meinungsumfragen. Er nahm kein Geld vom Staat, finanzierte sich selber, und zwar so «sparsam», dass er dreimal weniger ausgab als «crooked Hillary». Auch «low-energy Jeb Bush» hatte viele Millionen seiner Spender in den Sand gesetzt.

Nun, regieren ist nicht das Gleiche wie Wahlen gewinnen – siehe Barack Obama. Doch wer will Trump im Voraus verdammen, nach all den Fehlprognosen und Schmähungen? Wer mit Würde den Jahreswechsel bewältigen will, sollte sich zuerst einmal Asche aufs Haupt streuen. O

## Inland

# Konfusion in Bern

Von René Zeller

Es war nicht alles schlecht im Lande Schweiz. Bei der Rückblende auf das Kalenderjahr 2016 sind zwei Höhepunkte zu benennen. Erstens hat der Standort Schweiz seinen guten Ruf behauptet. Dem starken Franken zum Trotz rattert der Wirtschaftsmotor leidlich, vitale KMU-Betriebe und Start-ups zeugen von der grossartigen Vitalität und Innovationskraft unseres Kleinstaats. Zweitens hat die Schweiz in diesem Jahr mit dem Gotthard-Basistunnel einen wunderbaren Koloss eingeweiht, der das Prädikat Jahrhundertprojekt zweifellos verdient. Im Wettbewerb um zeitgemässe Infrastrukturprojekte ist die Schweiz Weltklasse – auch wenn sie es selber mitunter übersieht.

### Volk beweist Augenmass

Freude bereitet hat 2016 auch der Souverän. Viermal wurde er auf eidgenössischer Ebene an die Urne gerufen – direktdemokratische Donnerschläge blieben aus. Im Februar machten die Stimmberechtigten mit ihrem Nein zur Durchsetzungsinitiative (58,9 Prozent) klar, dass die SVP ausländerpolitisch über keinen Freipass verfügt. Im Juni wurden überrissene Regulierungsforderungen wie «Pro Service public» und «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen» versenkt. Deziert sagte der Souverän im September auch nein zu einem finanzpolitisch unverantwortlichen Ausbau der AHV, wogegen das unter dem Eindruck der Terrorgefahr verschärfte Nachrichtendienstgesetz eine klare Mehrheit fand (65,5 Prozent). Schliesslich verwarf der Souverän das Ansinnen der Grünen, mit einem übereilten Atomausstieg die Energiesicherheit zu gefährden.

Dem Volk darf man attestieren, dass es Augenmass bewiesen hat. Gleiches lässt sich leider von den eidgenössischen Räten nicht sagen. Die im Wahljahr 2015 eingeleitete Kurskorrektur – von Mitte-links zu Mitte-rechts – hatte die Hoffnung genährt, dass bürgerlich-liberale Lösungen wieder zur Regel würden. Man hoffte, dass die SVP als weitaus wählerstärkste Kraft vermehrt den sachpolitischen Kompromiss anpeilt. Das hätte bedingt, dass FDP und CVP ihrerseits alte Grabenkämpfe überwinden würden. Die parlamentarischen Mehrheiten dafür waren gegeben. Doch bald zeigte sich, dass der Wille zum Schulterchluss gegenüber der Selbstprofilierung zurückstehen musste.

Sinnbildlich dafür waren die peinlichen Versuche, bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative zu kooperieren. Die von den Wirtschaftsdachverbänden moderierten Ge-

» Fortsetzung auf Seite 56

## Society

# Mein Telefonat mit Donald Trump

Vor einigen Jahren war ich am Rande mit dabei, als eine Zeitschrift entwickelt wurde, in der es um New York gehen sollte (der Auftraggeber war Dietrich Mateschitz, Mehrheitsbesitzer von Red Bull). Auf jeden Fall war meine Über-



legung: Wenn New York, dann Donald Trump. Meine Kollegen fanden die Idee gut, und ich bekam den Job, ein *One-on-One*-Interview mit Trump zu führen. Ein paar Dutzend Tage, Anrufe und E-Mails später hatte ich den Namen und die Nummer von Trumps sogenannter rechter Hand, *personal assistant* und Firmensprecherin. Er sei, sagte mir diese, nicht uninteressiert. Ich müsse mich bloss beweglich zeigen – das Gespräch werde möglicherweise mit kurzem Vorlauf stattfinden. «No problem», sagte ich, ich würde den Flieger nehmen und am nächsten Tag am Empfang des Trump Tower stehen. Bloss am selben Tag sei schwierig (das Jahr war 2007, und die Concorde flog nicht mehr).

«Für diesen Mist habe ich keine Zeit»  
Ungefähr vier Monate und zahlreiche Nachhak-Aktionen später piepste mein Mobiltelefon, und auf dem Bildschirm war eine Nummer zu sehen, die mit +1 212 begann. «Mr. Trump is ready to talk to you», er sei bereit, mit mir zu sprechen, sagte seine

rechte Hand sozusagen. «Morgen um 10 Uhr in seinem Office?», fragte ich. «Machen Sie Witze? In zehn Minuten am Telefon», erwiderte sie. Das sei das Beste, was sie tun könne, und eigentlich ziemlich viel, wenn man bedenke, dass Mr. Trump schwer beschäftigt sei und sowieso kaum Leute treffe, sondern fast alles am Telefon erledige. Ich war gerade in Paris, um mir die neuste Mode anzusehen, doch das war allen Beteiligten egal, so sah es aus.

Zehn Minuten später – Catwalk hin, Models her – und nur Sekunden nach Mr Trumps Begrüssungsworten («Machen Sie schnell, ich habe zu tun») schoss ich meine erste Frage in seine Richtung: «Was würde Ihre Mutter über Sie sagen?» – «Okay, Mark, ist das so eine Art Fragebogen?», fragte er zurück und hatte recht. Ich hatte so eine Art Fragebogen aufgestellt in den vergangenen zehn Minuten; weil ich gemeint hatte, ich würde mein Tiefeninterview im Flieger über dem Atlantik vorbereiten. «Okay, Mark, für diesen Mist [*this crap*] habe ich keine Zeit, senden Sie meiner Assistentin Ihre Punkte.» Am nächsten Morgen waren seine Antworten – tatsächlich seine, ausser seine «rechte Hand» imitiert seinen Duktus perfekt – in meiner Mailbox. *Mark van Huisseling*

## Wissenschaft

# Hohepriester

**H**irnforscher sagen, wie LSD wirkt. Hirnforscher erklären, dass der Verstand elektrische Wellen aussendet. Hirnforscher wissen, wie Schauspieler Gefühle imitieren. Blätterte oder klickte man sich



Feuernde Neuronen.

2016 durch die Wissenschaftsseiten der Medien, begegneten einem angebliche neurologische Durchbrüche auf Schritt und Tritt. Hirnforscher scheinen die Hohepriester der Gegenwart zu sein. Wenige sind so vorsichtig wie

Frank Rösler. «Wir haben in der ganzen Hirnforschung bisher keinen Einstein, nicht einmal einen Newton», so der Neuropsychologe. Doch Hirnforscher wollen nun gar das Menschheitsrätsel des Bewusstseins gelöst haben. Dieses sei «unabdingbar an Hirnaktivität gebunden», verkündete der deutsche Neurologe Gerhard Roth. «Ohne Ihr Gehirn sind Sie nichts», dozierte sein nordamerikanischer Kollege Christof Koch.

Solche ultimativen Deutungen machen stutzig. Zum einen ist fraglich, ob das Bewusstsein überhaupt erforscht werden kann. Denn Wissenschaft beruht auf Beobachtung und Beschreibung. Ihre Welt ist das Objektive. Bewusstsein kann aber nur subjektiv erlebt werden. Es ist von aussen weder beobachtbar noch beschreibbar. Zum anderen sind es immer Menschen, die Wissenschaft betreiben. Wer sagt, die letzten Geheimnisse des Geistes zu kennen, behauptet also letztlich, dass das Gehirn das Gehirn verstehen kann. Das ist aber ein logischer Widerspruch. Denn ein System kann ein anderes nur dann gesamthaft erfassen, wenn es komplexer ist als dieses. Doch das Gehirn ist nicht komplexer als das Gehirn.

Früher glaubten die Menschen, der Geist stecke in den Ventrikeln, den Hohlräumen im Kopf. Heute lacht man über solches – und erklärt das Bewusstsein zur Folge feuernder Neuronen. Doch Überheblichkeit könnte sich rächen. Matthias Eckoldt, Chroniker der Gehirnwissenschaften, mahnt: «Kein Zeitalter – sicher auch nicht das unsrige – ist gegen das feixende Kopfschütteln späterer Generationen gefeit.»

Alex Reichmuth

» Fortsetzung von Seite 55

sprache entpuppten sich als Leerlauf. Das führte in der parlamentarischen Beratung zu einem Prozess der bürgerlichen Selbstzerfleischung, zur radikalen Nichtumsetzung des Volksentscheids vom Februar 2014 und zu einer unheiligen Allianz von FDP und SP. Man kann sich nicht erinnern, dass eine Volksinitiative jemals so viele Verlierer zurückgelassen hat.

### Ramponierte bürgerliche Vernunft

Die SVP steht mutterseelenallein im Regen, die Befürworter der Masseneinwanderungsinitiative fragen sich, warum sie künftig noch abstimmen sollen, des Freisinns Ruf als Stimme der bürgerlichen Vernunft ist ramponiert. Und die europapolitische Ratlosigkeit ist total.

So endet das Jahr mit dem leidigen Befund, dass Konfusion herrscht im Bundeshaus.

Wechselnde Allianzen prägen das Bild, in der Rentenreform setzen die schlaunen Sozialdemokraten darauf, dass ihnen die CVP als Steigbügelhalterin dienen wird. Die Ausnahme von der Regel bildet der nicht minder bedeutsame Kampf um die Unternehmenssteuerreform III. Wenigstens hier hält der bürgerliche Schulterschluss.

Wer bringt Ordnung in die verworrene Gemengelage? Die Führungsrolle läge bei der Regierung. Doch diese agiert ebenfalls wankelmütig. Man hätte meinen können, mit dem Eintritt von SVP-Bundesrat Parmelin werde die Landesregierung bürgerlicher. Sichtbar ist das bisher nicht geworden. So bleibt mit Blick auf die Zukunft nur die Hoffnung, dass die Politik 2017 wenigstens der brummenden Wirtschaft keine weiteren Hürden in den Weg stellt. ○



Die Leistung ist besser als die Stimmung: Eröffnungsfeier für den Gotthard Basistunnel.

## Wirtschaft

# Ein fast unheimlicher Exportboom

Von Beat Gygi

**W**er hätte nach dem Frankenschock von 2015 und dem damit verbundenen Umsatz- und Margendruck in den Firmen so etwas erwartet: 2016 war für die Schweizer Wirtschaft das Jahr des Exportbooms. In den ersten drei Quartalen haben die hiesigen Unternehmen Güter im Wert von fast 160 Milliarden Franken ausgeführt und im Gegenzug für fast 130 Milliarden Franken Waren importiert. Gegen den Herbst hin erbrachten die Handelsleute eine wahre Rekordleistung, als der Exportüberschuss im dritten Vierteljahr 10 Milliarden Franken übertraf. Noch nie zuvor

hatte die Schweiz in einem einzigen Quartal so viel mehr ausgeführt als eingeführt. Das steht in bemerkenswertem Kontrast zur weitverbreiteten Meinung, der Franken sei überbewertet und belaste so die auslandorientierten Unternehmen.

### Leistung birgt auch Gefahren

Noch pikanter ist allerdings, dass dieser Exportboom fast versteckt vor sich ging. Er fiel nicht besonders auf, weil in der Öffentlichkeit eher die Sorgen und Nöte jener Firmen die Diskussionen beherrschten, welche die Fran-



kenaufwertung noch nicht verdaut hatten. Vor allem in den Maschinenbau-, Elektro- und Metallbranchen sind viele Unternehmen immer noch mit allzu schwachen Margen unterwegs, sie sind auf der Suche nach Kostensenkungen, neuen Produkten oder neuen Standorten, zum Teil eben im Ausland. Vom allgemeinen Empfinden her scheint die Schweizer Wirtschaft noch an starkem Muskelkater zu leiden. Die Maschinen- und Elektronik-Exporte haben erst diesen Herbst wieder ein leichtes Plus erreicht, nachdem sie mehr als zwei Jahre lang am Schrumpfen gewesen waren.

Aber der Exportboom zeigt doch, dass die Leistung besser ist als die Stimmung – wer bringt denn die Exportwirtschaft derart voran? Es sind seit längerem die Chemie- und die Pharma-Industrie, die mit grosser Ausdauer die Aussenhandelszahlen fast stetig höher und höher treiben und dabei ihre hohe Ertragskraft halten können. Ohne grosses Aufheben zu machen, haben sie mittlerweile ihr Exportvolumen auf mehr als das Dreifache der Maschinen- und Elektro-Industrie gesteigert. Dass dies so diskret vor sich geht, hängt etwa damit zusammen, dass ein beträchtlicher Teil des Chemie- und des Pharma-Handels innerbetrieblich zwischen in- und ausländischen Standorten eines Konzerns erfolgt – zum Teil aber auch damit, dass diese Branchen vergleichsweise stark automatisiert sind und das Wachsen und Schrumpfen weniger stark mit dem Thema Arbeitsplätze verbunden ist als in anderen Industriezweigen.

Die tolle Leistung der starken Exporteure hat für die Wirtschaft aber auch ihre Gefahren. Es kann sein, dass sich neben den fitten Branchen andere Zweige dann eine umso schwächere Produktivität leisten können, weil sie ein wenig mitgezogen werden. Es gibt jedenfalls Anzeichen dafür, dass sich die Arbeitsproduktivität der Schweiz übers Ganze gesehen seit etwa einem Jahrzehnt schlechter entwickelt als in vielen anderen Industrieländern. Zu den Branchen, die von den Arbeitsplätzen und vom Stellenwachstum her besonders ins Gewicht fallen und deshalb genauer angeschaut werden müssen, zählen die Gesundheitsberufe, deren Belegschaften seit 2008 fast um 40 Prozent zugenommen haben. Stark zugelegt haben auch die Freiberufler und die Wissenschaftler (16 Prozent) sowie die Branchen Erziehung und Unterricht (15 Prozent). Aus dieser Sicht kann man sagen: Die starken Exportbranchen sorgen mit Auslandsgeschäften für Produktivitätswachstum, im Inland widmet sich dagegen der staatsnahe Sektor dem Beschäftigungswachstum. Wie gesund diese Kombination ist, ist unter Ökonomen zurzeit umstritten, aber es gibt einige, die darauf hinweisen, dass die Stärkung des Franken die Kaufkraft der Schweizer derart gehoben hat, dass diese die schwache Produktivität noch gar nicht so richtig merken. ○

## Kultur

# Analoge Wende

Von Rico Bandle

Eine kleine Meldung sorgte vor wenigen Wochen international für Aufsehen: Erstmals gaben in Grossbritannien die Kunden mehr Geld für Vinyl-Langspielplatten aus als für Musik-Downloads oder -Streams. Die Verkäufe des totgeglaubten Mediums haben sich im Ursprungsland der Popmusik innerhalb eines Jahres verdoppelt, die Ausgaben für Downloads hingegen brachen ein.

Bei der Interpretation solcher Momentaufnahmen ist immer Vorsicht geboten. Die Statistik deckt sich hier allerdings mit der subjektiven Wahrnehmung. Auch in der Schweiz tauchen in den Prospekten der Elektronikmärkte plötzlich erstaunlich oft Plattenspieler auf. Zunehmend trifft man auch hier auf Leute, die stundenlang von der unerreichten «Klangwärme» der analogen Speichertechnik schwärmen.

Eine Wende zum Analogen ist nicht nur in der Musik feststellbar, sondern auch in der Fotografie und in der Kunst. Manchmal steht hinter dem Phänomen schlicht Nostalgie, zum

Beispiel wenn Foto-Apps auf dem Mobiltelefon vergilbte Analog-Bilder nachahmen. Viel öfter geht es aber um etwas, das rational schwer zu fassen ist: um Entschleunigung, um echtes, taktiles Erleben.

## Inseln der Konzentration

Weltweit erleben Museen und Konzerthallen einen Boom. Für das Live-Erlebnis, um das Original gesehen zu haben, sind die Leute bereit, horrend Preise zu bezahlen und stundenlang anzustehen. Und dies, obschon jedes Kunstwerk zu Hause über das Internet in Hochauflösung einsehbar ist und die volldigitale Unterhaltungselektronik mittlerweile eine Qualität erreicht hat, die jener im Konzert- oder Kinosaal kaum noch nachsteht.

Überall werden spektakuläre neue Museen oder Konzerthallen erstellt. Die Kulturbauten sind die Kathedralen unserer Zeit, die eben eröffnete Elbphilharmonie in Hamburg ist das beste Beispiel dafür. Das Bedürfnis nach Ge-

»» Fortsetzung auf Seite 58

## Sport

# Spektakel abgesagt

**H**uh!» Der Schlager des Sportjahres kommt aus Island – einer Insel, auf der Trolle, Elfen und Gnome leben und Fussball mehrheitlich in Hallen gespielt wird. Mit dem Achtelfinalsieg gegen England sorgten die Nordländer für das dramaturgische Highlight an der EM-Endrunde in Frankreich. Der Name des Siegtorschützen könnte aus einem Märchen stammen: Kolbeinn Sigthorsson. Aus Schweizer Sicht blieben die Wunder aus. Xherdan Shaqiri gewann zwar mit seinem Ausgleichstor im Achtelfinal gegen Polen den Schönheitspreis, doch weil Granit Xhaka den entscheidenden Penalty neben das Tor setzte, muss das Turnier trotz freundeidgenössischen Wohlwollens als verpasste Chance archiviert werden. Auch sonst hatte das europäische Gipfeltreffen grosses Steigerungspotenzial: Albaner, Österreicher, Slowaken, Ungarn, Isländer, Nordiren und Waliser verkörperten zwar die kulturelle Vielfalt der Alten Welt und trugen zu einem stimmungsfrohen Happening bei, sportlich hatten sie aber wesentlich weniger zu bieten als folkloristisch.

Die Aufstockung des Teilnehmerfelds von 16 auf 24 Teams und die überproportional grosse Zahl von kleineren Nationen erhöh-

ten den Wert der rustikalen Defensivarbeit. Bei einem Modus, in dem sich vier von sechs Gruppendritten für die K.-o.-Runde qualifizierten, war allein das Toreverhindern für viele das Nonplusultra.

Trotzdem endete das Turnier versöhnlich und mit einem verdienten Sieger: Portugal. Doch Cristiano Ronaldo, der Coverboy des Triumphs, erlebte nach einer rüden Attacke des Franzosen Dimitri Payet den Titelgewinn seiner Kollegen im Lazarett. Just der Ausfall des grossen Stars war rückblickend aber mitentscheidend für den portugiesischen Finalerfolg. Er hob Solidarität und Kampfgeist der Lusitaner auf ein meisterliches Niveau und brachte die Franzosen wesentlich mehr aus dem Konzept als ihre Gegner. Er war auch Sinnbild eines Turniers im fussballerischen Halbdunkel. Denn für die grosse Spielkunst gab es ebenso wenig Platz wie für kreative Freidenker. Fast sehnsüchtig erinnerte man sich an die Offensivshow der WM 2014 in Brasilien. In Frankreich dagegen wurde das Spektakel abgesagt. Und wer die angedrohte Aufblähung des WM-Tableaus auf 48 Mannschaften vor Augen hat, kann eine grosse Befürchtung nicht negieren: Fortsetzung folgt. *Thomas Renggli*

meinschaftserlebnissen wird meist als ausschlaggebend für den gegenwärtigen Konzert- und Museumsboom genannt.

Unterschätzt wird dabei ein weniger offensichtlicher, aber mindestens ebenso wichtiger Aspekt: Klassische Theater- oder Konzertdarbietungen sind die letzten Inseln in einer Welt der ständigen Erreichbarkeit. Mobiltelefone sind während der Vorstellungen ausgeschaltet, niemand kann etwas von einem verlangen, der ganze Lärm des Alltags ist weg. Die wohlthuende Möglichkeit, sich zwei oder drei Stunden ohne jegliche Ablenkung auf einen Text oder eine Darbietung zu konzentrieren, ist zum stärksten Argument für die klassische Kultur geworden.

Der grosse Publizist Frank Schirrmacher (1959–2014) erkannte im Analogen einen seltenen Raum, in dem man sich der Überwachung noch entziehen kann. Die Film-Streaming-Plattform Netflix weiss ganz genau, welche Filme wir schauen, an welcher Stelle wir auf den

Pausenknopf drücken. Gleiches gilt beim Online-Buchhändler Amazon, der via das E-Book-Lesegerät Kindle registriert, ob wir ein Buch zu Ende lesen, wie schnell wir vorankommen. Dass Internetdienste erkennen, welche politischen Zeitungsartikel wir anklicken, versteht sich von selbst. Papier oder Vinyl hingegen sind Medien, die keine Datenspuren hinterlassen – Medien der Rebellion, der Freiheit.

Natürlich will niemand mehr die Annehmlichkeiten der digitalen Welt missen. Auf dem Mobiltelefon auf Millionen von Musikstücken zugreifen zu können, vom Sofa aus die grösste Videothek der Welt auf Abruf zu haben, ständig in Echtzeit über Geschehnisse aus aller Welt informiert zu sein – das alles ist schon wahnsinnig praktisch. Aber eben: nur praktisch.

Zunehmend stellt sich heraus: Digital steht für Effizienz, analog für Genuss. Die hohe Nachfrage nach Langspielplatten, Konzert- oder Museumskarten dürfte noch lange anhalten. ○

## Gesellschaft

# Altern mit Snapchat

Von Claudia Schumacher

**E**in kleines weisses Gespenst vor gelbem Grund: Das war das Jahr 2016. Es hiess Snapchat und machte auch den Teilen der Bevölkerung, die das Gefühl bislang noch nicht gekannt hatten, erschreckend klar: Ihr seid alt.

Immer wieder gibt es diese technischen Entwicklungen, von denen man hofft, sie einfach ohne eigene Beteiligung aussitzen zu können. «Das Pferd wird bleiben, das Automobil ist nur eine Neuheit – eine Mode!» – ähnlich andersherum scheint es langsam, aber sicher auch mit Snapchat zu verlaufen. Aber was ist das überhaupt?

Snapchat ist das eine soziale Medium zu viel. Facebook, Twitter, Instagram: Drei Kanäle kann man als Vollzeit arbeitender Mensch gerade noch so bespielen. Aber ein vierter? In dem man auch noch ganze Videos teilen soll? Selbst die mitteilungsbedürftigsten Social-Media-Nutzer kommen aus dem Hinterherhecheln nicht mehr raus.

Auf der rein sachlichen Ebene handelt es sich um einen Instant-Messaging-Dienst zur Nutzung auf Smartphones und Tablets. Man kann dort Fotos oder kurze Videos an seine Snapchat-Freunde schicken. Nachdem sie angesehen wurden, verschwinden die Clips wieder – darum das Gespenst, ein Firmen-Maskottchen namens «Ghostface Chillah», benannt nach dem Rapper Ghostface Killah der Hip-Hop-Gruppe Wu-Tang Clan. Im April 2016 sahen hundert Millionen aktive Nutzer zehn Milliarden Videoclips pro Tag auf Snapchat an.

### Hasenohren anlegen

Vielen, die älter als 25 Jahre alt sind, fällt es schwer, den Hype zu begreifen. Am besten lässt man sich von einem Teenager zeigen, wie Snapchat funktioniert. «Schau, was für geile Filter!», hört man dann und kriegt Fotos von der halbwüchsigen Person mit Hundeschauze oder Hasenohren gezeigt, denn auch das gehört zentral zu Snapchat: ulkige Fotobearbeitungsmöglichkeiten. Teenies teilen Videos, ihre «Story», in der sie sich in der Banalität des Alltags inszenieren, als handle es sich um einen Drehtag im Leben eines Hollywoodstars. Ein Foto vom Obstmarkt, dann ein Selfie aus dem Fitness-Studio, noch ein Selfie neben der besten Freundin auf der Couch. Wow, was für eine Geschichte!

Dass der Vorwurf der Banalität, der zugegebenermassen auch schon Facebook, Twitter und Instagram ereilte, nicht gerecht ist, wollen einige mutige Journalisten beweisen. So snappen sie von Sportereignissen oder von ihren Reportagen: Snapchat, der neue Live-Ticker, schliesslich lassen sich die Videos auch

## Film

# Melancholischer Abgesang



Zeituntypisch: «Hell or High Water».

**D**ie Tragödie des langlebigsten Kino-Genres, des Western, ist die technische Intelligenz. Das ist von besonderer Ironie, da das Kino eine Erfindung technischer Intelligenz ist: Der Western als «Opfer» der (technischen) Revolution, die ihre Kinder frisst. Denn sie strebt die Schöpfung einer Illusions-Welt an, die die wirkliche übertreffen soll. Vor diesem Hintergrund ist es fast rührend, wie die amerikanische Filmindustrie – und sie ist und bleibt nun mal führend auf der Welt – versucht, ihr ältestes und ureigenstes Genre am Leben zu halten, es nicht in die Grube hinabfahren zu lassen.

Immer wieder gab es Versuche, den Western mit dem aktuellen Stand der Technik zu versöhnen, nur folgte das jugendliche Publikum nicht. Es hungerte nach «fettem» Augenfutter, nach wilden Technikexzessen, die nurmehr wilde Action, Fantasy und Science Fiction einlösten, die neuen Zauberwelten der Superhelden und «Star Wars»-Abenteurer. Gewaltige *pyrotechnics* und keine Cowboys, die mit wortkarger Melancholie auf dem Rücken ihrer Pferde durch die Prärie reiten. Die Reanimationsversuche des Western sind auch in diesem Jahr alle gescheitert, von Quentin Tarantinos «The Hateful Eight» bis zum Remake von «The Magnificent Seven».

Dass sich die älteste, volkstümlichste Kinogattung in die Gegenwart übertragen lässt, ohne dass sie Schaden nimmt, bewies in diesem Jahr ausgerechnet ein Europäer, der Engländer David Mackenzie, mit seinem hinreissenden melancholischen Abgesang auf die Freiheit individuellen Lebens: «Hell or High Water». Was dieses Opus über zwei jugendliche Bankräuber und zwei alte Texas-Ranger, die hinter ihnen her sind, so ungewöhnlich, ja fast zeituntypisch macht, ist der konsequente Verzicht auf jegliche Tricksereien und cineastische Mätzchen. Es hat nur Interesse an den Menschen und ihren sozialen Problemen. Es ist ein Meisterwerk an Dialogkunst, die zusehends unter der Technik verschüttgeht. Schon dafür gehört es gefeiert. *Wolfram Knorr*





Das eine soziale Medium zu viel: Snapchat-CEO Evan Spiegel.



Wow, was für eine Geschichte! Snapchat-Fotos (Mitte: Kim Kardashian).

mit Sprachnachrichten veröffentlichen. In Berlin haben sich Journalistenschüler im Rahmen eines Projekts auf Snapchat sogar mit dem Holocaust befasst. Kein Thema zu ernsthaft für das kleine ADHS-Gespens, das nach spätestens zehn Sekunden wieder abwesend ist. Auch Politiker nutzen mittlerweile vermehrt Snapchat und vergraulen mit ihrer unbeholfenen Art die jungen Wähler.

Aber keine Sorge: Wer bei Snapchat nicht mitmachen will, hat es nicht schwer. Man kann sich dort durchaus anmelden und ein Profil anlegen – und nach einer halben Stunde

immer noch nicht begriffen haben, wie es funktioniert. Einfach die Augen zumachen, bis der Spuk vorbei ist, wird aber eher nicht funktionieren: Bereits im März 2017 will Snap Inc., das Unternehmen hinter dem boomenden Snapchat, mit einer Bewertung von 20 bis 25 Milliarden US-Dollar an die Börse gehen. Vielleicht also besser doch die Brust raus, Falten glattstreichen, Selfie machen – und ein paar hübsche Hasenohren reinretuschieren, bevor man seine «Story» mit seinen «Freunden» teilt. Altwerden ist halt auch nicht mehr das, was es einmal war. ○

## Zu Tisch

# Inländervorrang in der Küche

Zurzeit wird leidenschaftlich über den Zweiten Frühling des Nationalstaats diskutiert und jene, die immer wissen, was gut und was schlecht für die Menschen ist, und den Nationalstaat als gefährlichen Rückfall in finstere Zeiten sehen. Nimmt man die Küchen der Welt als Geigerzähler gesellschaftlicher Strömungen, gibt es diese Rückbesinnung auf die Qualität der Nähe schon längst, und niemand braucht sich davor zu fürchten. Wobei es beim kulinarischen Inländervorrang natürlich nicht um das Personal geht, sondern um etwas Übergeordnetes: um Ideen und Zutaten.

Die Franzosen halten die französische Küche seit je für den Leitstern des Hochgenusses, verarbeitet werden vor allem Produkte aus dem eigenen Land. Für die Italiener ist das genauso, nur ist ihr Zentrum der Welt nicht Foie gras und Poularde de Bresse sondern Pizza und Ragù alla bolognese – je nach Region. Die Spanier haben mit dem Aufstieg der Molekularküche ab 1990 ebenfalls einen kulinarischen Nationalstolz entwickelt und mit grossem Aufwand weltweit etabliert. 2004 kam das «Manifesto» für die New Nordic Cuisine, das – ebenfalls politisch gewollt und gefördert – ein neues Küchenverständnis in den skandinavischen Ländern etablieren sollte. In Peru besann man sich auf die eigene Scholle, die vom Pazifik über die Anden bis zum Amazonas – von null bis 6000 Meter über Meer – ein fantastisches Reservoir an Köstlichkeiten bereithält: Fische, Pflanzen, Früchte, Kartoffeln, Tiere und selbst essbare Bakterien.

Und die Schweiz? Zum «Koch des Jahres 2016» wählte der «Gault Millau» Nenad Mlinarevic, der beschlossen hatte, dass in seiner Küche nur noch Schweizer Produkte verarbeitet werden. Schon vor Jahren hatte man in der legendären Zürcher «Alpenrose» damit begonnen, selbst den Produzenten des Nüsslisalats – aus der Region, natürlich – in der Speisekarte zu nennen. Heute wirbt die Migros mit dem Slogan «Aus der Region. Für die Region», und der Durchschnittskunde fragt an der Fleischtheke: «Woher kommt das?» In der Welt der Kulinarik ist das eine entscheidende Frage, weil das, was aus der Nähe kommt, oft besser schmeckt, eine nachvollziehbare Geschichte hat und vertrauenswürdig ist. Der Vorrang des Inländischen ist in der Küche längst vollzogen, er hat das Essen an vielen Orten auf der Welt interessanter gemacht. *David Schnapp*

# «Wir haben Konflikte. Wir streiten!»

Doris Leuthard wird zum zweiten Mal Bundespräsidentin. Hier verrät sie, was sie 2017 erreichen will, wer alles nach ihrem Amt schiebt, wie im Bundesrat gerungen wird und dass sie gerne Liebesromane liest. Von Philipp Gut, Hubert Mooser und Thomas Buchwalder (Bild)

Sie war die vielleicht beliebteste Präsidentin der CVP, sitzt seit gut zehn Jahren in der Landesregierung und wird 2017 die Schweiz im In- und Ausland als Bundespräsidentin repräsentieren: Doris Leuthard. Die Instinktpolitikerin aus dem aargauischen Freiamt macht auf dem Berner Politparkett seit Jahren *bella figura*, selbst wenn sie im Gegenwind steht. Derzeit kämpft die Vorsteherin des Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) für ihre Energiestrategie 2050, die SVP sammelt Stimmen für ein Referendum. Im Februar will Leuthard die Abstimmung über die neue Verkehrsfinanzierung gewinnen.

Wir treffen die frischgewählte Bundespräsidentin am frühen Vormittag an ihrem provisorischen Amtssitz in der Berner Kochergasse. Die Atmosphäre ist locker und entspannt, auf kritische Fragen antwortet Leuthard mit einem entwaffnenden Lächeln. Zugleich macht sie deutlich, dass sie sich von niemandem drängen lässt, auch nicht von der eigenen Partei. Spekulationen über einen möglichen Rücktritt nach dem Präsidialjahr begegnet die Bundesrätin mit der Aussage, Druck von aussen wirke auf sie «eher kontraproduktiv. Und das wissen meine Leute auch.»

**Frau Leuthard, nach Ihrer Wahl zur Bundespräsidentin haben Sie gesagt, die Schweiz von morgen zu gestalten, beginne mit einer Vorstellung, einem Bild im Kopf. Welches Bild der Schweiz schwebt Ihnen denn vor?**

Die Schweiz der Zukunft wird sicher noch mehr Einwohner haben, aber die Digitalisierung und die Veränderungen der Mobilität werden die grösseren Herausforderungen sein. Die Welt wird technischer werden. Das wird bei vielen Menschen das Bedürfnis nach Wärme und Geborgenheit, aber auch nach der Natur wecken. Gerade in einer hochtechnisierten Welt werden Wohnlichkeit und Grünflächen wichtig sein.

**Viele Leute fühlen sich angesichts des rasanten Wandels in der globalisierten Wirtschaft verunsichert. Welchen Spielraum hat die Politik überhaupt noch?**

Seit der Finanzkrise hat die Politik wieder mehr Einfluss gewonnen, mehrere Banken mussten gerettet werden. Auch die Nationalbanken sind weltweit nicht mehr so

unabhängig, das finde ich persönlich aber nicht so gut. In der Finanzkrise hat es viele Verlierer gegeben. Ich erwarte daher von den Regierungen, dass sie ihre Verantwortung wahrnehmen und den Menschen eine Perspektive bieten und Reformen realisieren, statt zu reden. Die Balance zwischen Wirtschaft und Politik muss stimmen.

**Sind Sie selbst denn mit dieser neuen Welt vertraut? Haben Sie digital aufgerüstet?**

Nein, das kann man nicht sagen, ich bin nicht auf Facebook und Twitter. Dafür habe

---

**«Man kann sich als Bundesrat gut verstecken und die Führung der Verwaltung überlassen.»**

---

ich keine Zeit. Aber ich muss mich damit befassen, damit ich es verstehen kann. Für die jungen Menschen ist das ganz normal. Als ich neulich in Kanada war, versandten alle jungen Journalisten noch schnell ein paar Bilder oder Videos via Snapchat, das wird bei uns wohl bald die Norm sein. Allerdings muss ich sagen, dass ich mich in meiner herkömmlichen Welt noch ziemlich wohl fühle.

**Wie lange möchten Sie die Schweizer Politik noch mitgestalten?**

Jetzt möchten Sie wieder über meinen Rücktritt reden? Bei der Feier zu meinem Bundespräsidium 2017 habe ich erfahren, dass Emil Welti sechsmal Bundespräsident war. Wenn ich in die Nähe davon kommen möchte, müsste ich noch einige Zeit weitermachen.

**Dann bekämen die FDP und die SP wohl ein Problem.**

Wahrscheinlich andere auch! Meine Partei hätte wohl auch Freude, wenn es wieder einmal einen Wechsel gäbe. Ich lese immer wieder, dass es viele gibt, die Interesse haben an meinem Job.

**Wir hören, dass vor allem die FDP und die SP Ihr Departement übernehmen möchten.**

Das mag sein. Aber ich entscheide selber, wann ich gehe.

**Aber es gibt auch das Parteikalkül.**

Das würde bei mir nichts nützen, das wäre eher kontraproduktiv. Und das wissen meine Leute auch.

**Ist das Ihr Charakter? Schalten Sie auf stur, wenn Druck kommt, bauen Sie Gegendruck auf?**

Ich höre Argumenten gern zu, aber seine Unabhängigkeit kann man nur wahren,

wenn man sich eine Schicht Teflon wachsen lässt. Sonst wäre man ja auch gegenüber Lobbyisten und allen möglichen Interessengruppen empfänglich. Dies wäre eines Regierungsmitglieds unwürdig.

**Spüren Sie, dass etwa eine Simonetta Sommaruga nach Ihrem Departement schiebt?**

Sie hat sich schon als Parlamentarierin für Uvek-Themen interessiert. Aber ich fühle mich nicht gedrängt.

**Sie werden also nicht gemobbt?**

(Lacht) Nein, das werde ich nicht.

**Sie werden zum zweiten Mal Bundespräsidentin. Was bringt das eigentlich, ausser Ehre und etwas fürs Ego?**

Primär viel mehr Arbeit. Man muss die Bundesratssitzungen intensiver vorbereiten, und wir haben schon mehrere Klausuren vereinbart. Sie können also auch thematisch Einfluss nehmen und die politische Agenda besser steuern. Das ist wichtig, denn man kann sich als Bundesrat auch gut verstecken und die Führung der Verwaltung überlassen. Wichtig ist schliesslich die Stimmung im Gremium und eine gute Zusammenarbeit, auch mit dem Parlament. Ich werde mich dafür einsetzen, dass der Bundesrat eine gute Akzeptanz in der Bevölkerung hat.

**Mit dieser guten Stimmung im Bundesrat ist es so eine Sache. Natürlich ist es wichtig, dass die Bundesräte effizient zusammenarbeiten, aber die Schweiz hat ja keine Regierung wie andere Länder, wo der Wahlsieger die Mannschaft stellt. Die grossen Parteien sind alle vertreten, unterschiedliche Ansichten und Interessen prallen aufeinander. Sind Sie da nicht etwas allzu sehr im Wohlfühlmodus?**

Sie glauben wohl, dass wir Konflikte nicht austragen. Aber das passiert. Wir streiten! Deshalb haben wir auch das Mitberichtsverfahren, und es gibt keine Sitzung ohne solche Mitberichte. Diese bedeuten ja, dass man nicht einverstanden ist und es anders haben möchte. Man muss also diskutieren, aber wir machen das nicht mit der Keule in der Hand und nicht mit dem Zweihänder. Im Bundesrat geht es gesittet zu, bei uns muss man argumentieren.

**Wie muss man es sich vorstellen, wenn Sie streiten?**

Es gibt eine klare Ordnung, wer das Wort erhält. Wer einen Mitbericht macht und somit offiziell sagt, er sei nicht einverstan-





«Ich werde nicht gemobbt»: CVP-Bundesrätin Leuthard.

den, der darf zuerst reden. Danach dürfen die anderen reden und am Schluss derjenige, der das Geschäft vertritt. Dann sieht man schon, wie die Meinungen sind. Und am Schluss wird, wenn nötig, abgestimmt.

### **Wurde zur Zeit von Christoph Blocher und Pascal Couchepin anders gestritten als heute?**

Nicht wesentlich anders, aber man muss natürlich auch eine Lösung finden wollen, und diese beiden Kollegen waren grosse Kontrahenten. Deshalb gab es auch viel mehr Abstimmungen.

### **War es lustiger?**

Nein, das finde ich nicht.

### **Im Parlament gibt es wechselnde Allianzen, CVP und FDP neigen einmal nach rechts, dann nach links. Wie ist es im Bundesrat?**

Das ist auch so eine vereinfachte Vorstellung! Es sind eben nicht alle Fragen nach dem Schema «rechts oder links», «bürgerlich oder nicht bürgerlich» einzuordnen. Wir denken nicht in diesen Kategorien, sondern wägen ab, ob etwas richtig oder falsch ist und zu einer Lösung für die Menschen beiträgt.

### **Die Linken wollen mehr Staat, die Rechten eher weniger. Wenn Sie von «richtig» oder «falsch» reden: Welches ist denn Ihr innerer Kompass, nach welchen Grundüberzeugungen richten Sie sich?**

Für mich ist klar: Den Staat braucht es nicht überall. Gerade bei Finanzfragen können Sie dem Bundesrat nicht vorwerfen, er wolle nicht sparen und dehne die Staatsaufgaben aus. Wenn wir dies tun müssen, ist es, weil es das Parlament verlangt. Haben Sie je ein Budget des Bundesrats gesehen, das vom Parlament unterschritten worden wäre? Der Bundesrat ist – gemäss Ihrer Denkweise – bürgerlicher als der Nationalrat und der Ständerat.

### **Sie geben doch auch viel Geld aus: Bei der Energiestrategie 2050 haben Sie alle gekauft, indem Sie überall Subventionskassen aufgemacht haben.**

Mehr erneuerbare Energie braucht einen befristeten Anschlag. Wir erhöhen den Netzzuschlag von 1,5 auf 2,1 Rappen/kWh. Das sind zirka 360 Millionen Franken. Bei der Beratung hat das Parlament, nicht der Bundesrat, beschlossen, für die bestehende Wasserkraft 0,2 Rappen während fünf Jahren aus dem Fördertopf auszuschütten. Das sind nochmals 120 Millionen Franken.

### **Wie viele neue Beamte müssen Sie anstellen, um die Energiestrategie umzusetzen?**

Das Bundesamt für Energie wird, insbesondere auch zur Umsetzung der vom Parlament neu eingefügten Fördertatbestände, zwischen sechs und neun Stellen schaffen müssen.

### **Christoph Blocher hat den Vorschlag gemacht, auch die Kernkraftwerke zu subventionieren.**

Da habe ich, ehrlich gesagt, etwas gestaunt. Jemand, der urbürgerlich sein will, fordert plötzlich noch mehr Staat. Damit würde alles teurer. Schon für Kaiseraugst musste der Staat wegen der Motion verschiedener Parlamentarier, unter ihnen auch Nationalrat Blocher, 350 Millionen Franken zahlen. Vielleicht setzt er jetzt einfach diese Politik fort.

### **Es geht doch darum, dass alle gleich lange Spiesse haben.**

Die bestehenden Kraftwerke haben wir nicht unterstützt, und die Unterstützung für die Grosswasserkraftwerke hat das Parlament beschlossen, nicht der Bundesrat. Die meisten Förderinstrumente bestehen schon, wir dehnen die Subventionen nicht stark aus.

### **Das Problem ist der verzerrte Markt: In diesem hochsubventionierten Umfeld haben die AKW keine Chance mehr.**

Die Verzerrung findet aber nicht in der Schweiz statt, sondern in der EU. Die Schweiz kann sich dem nicht entziehen. An den internationalen Strombörsen können Sie heute für zirka 4 Rappen Strom kaufen, da sind wir derzeit nicht konkurrenzfähig. So sind die Gewinne im Handel weggebrochen, die in den 2000er Jahren jährlich rund eine Milliarde Franken betragen. Darum

---

### **«Ich fühle mich in meiner herkömmlichen Welt noch ziemlich wohl.»**

---

glaube ich, dass wir ein Stück weit nachziehen müssen mit dieser Förderung, damit wir einigermaßen mithalten können. Aber unsere Massnahmen bleiben etwa im Vergleich mit Deutschland sehr bescheiden.

### **Wie weit sind Sie mit Ihrer persönlichen Energiewende?**

Ich brauche nicht viel Energie. Wir heizen mit Wärmepumpe und haben in den letzten zehn Jahren den Stromverbrauch um rund fünfzig Prozent reduziert.

### **Gesellschaften wie die Alpiq wollen ihre Anteile an ihren Stromanlagen ins Ausland verkaufen. Was werden Sie dagegen unternehmen?**

Ich finde nicht, dass der Staat sich da einmischen sollte. Jedes Unternehmen muss zuerst einmal für sich selber entscheiden, ob es Teile seiner Wasserkraftanlagen ins Ausland verkaufen will. Dann muss man aber auch bedenken: Alpiq gehört schon heute zu einem Viertel den Franzosen. Man darf sich also auch nicht zu sehr darüber aufregen, wenn Kraftwerke an ausländische Interessenten verkauft werden. Ich bin aber über-

zeugt, dass es genug Schweizer Interessenten gibt. Die Schweizer Vertreter im Alpiq-Verwaltungsrat haben die Mehrheit und auch ein Herz für eine Schweizer Lösung. Wenn Schweizer Interessenten gute Offerten einreichen, gehe ich davon aus, dass man diese berücksichtigen kann. Mir ist vor allem wichtig, dass die Arbeitsplätze erhalten bleiben. Entscheidend ist ausserdem das Netz. Wir wollen, dass die Übertragungsleitungen in Schweizer Händen bleiben.

### **Die SVP hat berechnet, dass die Energiestrategie 2050 insgesamt 200 Milliarden Franken kosten wird.**

Die Rechnung ist völlig falsch.

### **Wie rechnen denn Sie?**

Unsere Rechnung, die im Gesetz verankert ist, sieht folgendermassen aus: Der Netzzuschlag, den die Konsumenten für die Förderung der erneuerbaren Energien bezahlen, steigt von 1,5 auf 2,3 Rappen. Ein durchschnittlicher Haushalt zahlt heute 75 Franken pro Jahr für den Netzzuschlag, künftig werden es 115 Franken sein. Die Förderung ist zudem befristet. Der notwendige Ausbau des Stromnetzes – derzeit im Parlament – wird auch etwas kosten, wir gehen von Kosten zwischen 14 und 18 Milliarden Franken bis 2050 aus. Das ist alles. Wir sind also weit von dem entfernt, was die SVP vorgerechnet hat.

### **Wie kann es eine solche Differenz geben?**

Die SVP hat eine Lenkungsabgabe mitberechnet. Diese ist aber bis zur Stunde noch nicht beschlossen. Es ist sehr fantasievoll, Teile der Energiewende fest einzukalkulieren, die noch nicht einmal beschlossen worden sind.

### **Sie legen die Hand ins Feuer, dass es nicht teurer kommt als von Ihnen jetzt geschildert?**

Wir haben die Kosten zur Energiestrategie 2050 ins Gesetz geschrieben, dort kann jeder selber nachrechnen.

### **Die Lenkungsabgabe soll ja einst die Fördermassnahmen ablösen. Wird sie denn kommen oder nicht?**

Hier ist das Finanzdepartement von Bundesratskollege Ueli Maurer zuständig. So viel kann ich dazu sagen: Die Urek [die Energiekommission, die Red.] des Nationalrats wird im Januar entscheiden, ob es eine Energielenkungsabgabe geben wird.

### **Kann die Energiestrategie 2050 überhaupt ohne Stromabkommen mit der EU funktionieren?**

Wenn wir im europäischen Strommarkt nicht integriert sind, dann werden Unternehmerinnen wie zum Beispiel Frau Martullo-Blocher für den Strom mehr zahlen müssen. Gegenwärtig schenkt das noch nicht ein. Aber das wird sich in den kommenden Jahren ändern. Je grösser der EU-Energie-Binnenmarkt wird, desto un-



günstiger wird für uns als Aussenstehende die Preissituation. Darum halten wir daran fest, dass wir ein Stromabkommen mit der EU brauchen.

**Man erlebt es alle Tage auf der Strasse: Stau, wohin man blickt. Die Zuwanderung bleibt hoch. Müssen wir uns damit abfinden, dass die Politik nicht in der Lage ist, den Bürgern freie Fahrt zu garantieren?**

Der Strassenverkehr nimmt nicht nur wegen der Zuwanderung zu, sondern weil

---

**«Ich werde mich im nächsten Jahr darum bemühen, die Normalität mit der EU wiederherzustellen.»**

---

Arbeits- und Wohnort immer weiter auseinanderliegen und die Bevölkerung sehr mobil ist. Ein grosser Teil des Verkehrs ist Freizeit- und Einkaufsverkehr.

**Und mit dem neuen Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrsfonds (NAF), über den wir im Februar abstimmen, schaffen Sie Abhilfe?**

Was wir bauen und an Engpassbeseitigungen mit dem neuen Fonds vornehmen können, löst das Problem nicht zu hundert Prozent. Wir kämpfen mit endlos langen Verfahren, Beschwerden ziehen sich über Jahre hin. Der Gubristtunnel ist ein Paradebeispiel dafür. Hier haben wir viele Jahre wegen Rechtsverfahren verloren, auch wegen Gemeinden, die ihre Interessen wahren. Das ist legitim, verzögert aber den Ausbau und erhöht die Kosten. Damit müssen wir in der Schweiz ein Stück weit leben. Wichtig ist jetzt aber, dass wir mit dem neuen NAF mehr Transparenz, Planungssicherheit und Geld bekommen. Dann können wir die Engpassbeseitigungsprojekte konsequent vorantreiben. Ich befürchte jedoch, dass es weitere Einsparungen und Verzögerungen geben wird. Der Güterverkehr wie der Personenverkehr werden nach wie vor zu fast 70 Prozent auf der Strasse abgewickelt. Und der Strassenverkehr wird in den kommenden Jahren weiter wachsen.

**Sie sagen selbst, dass auch mit dem neuen Strassenfonds die Probleme nicht vollkommen gelöst werden können. Wäre es also nicht dennoch angezeigt, bei der Zuwanderung den Hebel anzusetzen?**

Wie gesagt, die Zuwanderung ist nicht die Hauptursache für den Mehrverkehr. Wer in die Schweiz kommt, kauft sich nicht sofort ein Auto. Wir sind heute alle mobiler. Wenn es Wirtschaftswachstum gibt, dann bedeutet das in der Regel auch mehr Mobilität. Bei der Bahn planen wir auf den wichtigsten Strecken heute zum Beispiel den Viertelstundentakt. Wenn man unsere

Verkehrsinfrastruktur mit dem Ausland vergleicht, stehen wir top da, bei der Schiene wie bei der Strasse. Wir haben zwar Stauzeiten, aber, verglichen mit internationalen Grossstädten, ist es bei uns noch einigermaßen erträglich. Da Ausbauten in der Schweiz vom Platz her an Grenzen stossen, können wir nicht uneingeschränkt ausbauen. Wichtig ist darum auch, den Verkehr über den Tag hinweg besser zu verteilen. Wir haben etwa zwischen Zürich und Bern morgens um sieben Uhr einen Grossandrang. Im Rahmen von Mobility-Pricing haben wir Ideen entwickelt, wie man diese Spitzen ein wenig glätten könnte. Zum Beispiel durch flexiblere Arbeitszeiten. Wenn wir da 10 Prozent wegbrächten, wäre dies schon eine grosse Entlastung.

**Der Benzinzuschlag wird für den neuen Strassenfonds um vier Rappen erhöht. Wann kommt die nächste Benzinpreiserhöhung?**

Es wird kein Geld auf Vorrat erhoben: Die Erhöhung kommt erst, wenn die Reserven unter die Grenze von 500 Millionen Franken fallen. Damit ist 2019, 2020 zu rechnen. Um mehr Engpässe beseitigen zu können, wird es später wohl eine weitere Finanzierung in ähnlichem Umfang brauchen oder mit der E-Vignette eine Anpassung. Entscheidend ist, wie sich die Einnahmen und Ausgaben effektiv entwickeln – und wie stark man ausbauen will. Der Bundesrat unterbreitet dem Parlament alle vier Jahre ein Programm, das die Erweiterungen enthält, die nötig sind, um das Nationalstrassennetz leistungsfähig zu halten. Dem Parlament werden parallel dazu auch die Kredite unterbreitet.

**Als Bundespräsident ist man ebenfalls viel unterwegs, und zwar auch immer mehr im Ausland. Braucht es diesen Regierungstourismus wirklich?**

Ich kann nur für mich sprechen: Ich werde im kommenden Jahr nur ins Ausland reisen, wenn es wirklich nötig ist. Wir haben im Inland ein dichtes Programm: Anfang 2017 kommt der chinesische Staatspräsident zu Besuch. In Frankreich sind Neuwahlen, Deutschland wählt im Herbst, es ist also nicht so, dass ich sofort Kontakt knüpfen muss mit den Vertretern der umliegenden Länder. Es gibt auch kein Dossier, das uns dermassen auf den Nägeln brennt, dass ich deswegen sofort nach Brüssel reisen müsste. Mit dem vom Parlament abgesetzten Gesetz zur Masseneinwanderungsinitiative haben wir eine Lösung, für die wir keinen Segen aus Brüssel brauchen.

**Weil sich der Bundesrat diesen Segen schon im Voraus in Brüssel abgeholt hat.**

Ich halte es nicht für nötig, dass man nach Brüssel reist, um dort Zustimmung zu unserer Arbeit zu suchen. Wenn wir überzeugt

sind, dass unsere Gesetze im Einklang sind mit den Verträgen zwischen der Schweiz und der EU, ist das für mich in Ordnung. Dass man dann auf technischer Ebene die Beschlüsse in Brüssel erläutert, ist richtig. Aber dazu braucht es nicht unbedingt den Bundesrat. Auf der anderen Seite haben wir schon ein Interesse daran, dass die Beziehungen zur EU wieder zurück zur Normalität finden. Den Brexit darf man nicht unterschätzen. Er wird weiterhin Unsicherheit auslösen. Und daran hat niemand Interesse, auch unsere Wirtschaft nicht. Ich werde mich im nächsten Jahr darum bemühen, die Normalität mit der EU wiederherzustellen – aber selbstverständlich auf Augenhöhe.

**Auch der iranische Staatspräsident ist für 2017 angesagt. Was machen Sie, wenn er Ihnen den Handschlag verweigert?**

Davon habe ich auch schon gehört. Vielleicht kam es beim Staatsbesuch von Bundespräsident Schneider-Ammann im Iran zur Sprache.

**Sie sind schon seit Jahrzehnten in der Bundespolitik: Was treibt Sie immer noch an?**

Das Wohl für die Menschen und meine Projekte. Und das sind derzeit der Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrsfonds und die Energiestrategie. 2017 rücken auch Klimafragen verstärkt in den Vordergrund. Ich finde Politik grundsätzlich hochspannend. Es ist ein Privileg, dass ich in dieser Regierung mitarbeiten kann. Ich habe jetzt auch eine gewisse Erfahrung, man ist etwas gelassener, man weiss, wie es funktioniert, auch auf der internationalen Ebene. Der Bundesrat hat heute mehr Erfahrung als die meisten Staatspräsidenten und Premierminister. Wenn man alle zwei oder drei Jahre Wechsel hat, kann man nicht mit dem gleichen Rucksack antreten wie die Mitglieder des Bundesrats, die alle seit Jahren im Amt sind. Aus diesem Erfahrungsschatz kann man schöpfen. Wir haben eine Stabilität, um die uns viele beneiden – das kann man in internationalen Meetings dann auch einbringen.

**Was vermissen Sie heute, und worauf freuen Sie sich, falls Ihre Amtszeit doch einmal enden sollte?**

Auf mehr Zeit, um ein Konzert zu besuchen oder ins Theater zu gehen. Ausser in den Ferien habe ich fast keine Zeit, ein Buch zu lesen. Das vermisste ich sehr. Es gibt auch andere Interessen, bei denen man zurücksteckt, weil die Arbeit vorgeht. Ich bin eine disziplinierte Person und fühle mich dem Amt verpflichtet: Wenn ich es schon übernommen habe, dann mit voller Kraft.

**Was lesen Sie? Stimmt es, dass Sie Liebesromane verschlingen?**

(Lacht) Ja, auch. Zum Ausgleich. Krimis lese ich hingegen nicht gern. ○

# Die Auffälligen

Ob mit dem Einsatz für einen fortschrittlichen Islam, einer Olympiamedaille mit 47 Jahren oder der frechsten Klappe im Fernsehen: Diese Frauen sind dieses Jahr besonders aufgefallen.

Von Claudia Schumacher

**Elham Manea** — Die Berner Politologin gehört zu den wichtigsten Stimmen des aufgeklärten Islam. Manea scheut sich nicht, unbequeme Meinungen zu vertreten. So befürwortet sie etwa als Muslimin das Burkaverbot – dazu gehört viel Mut und Standhaftigkeit. Dieses Jahr erregte Manea mit einer Forschungsarbeit über Scharia-Räte in Grossbritannien Aufmerksamkeit. Sie zeigte auf, wie Islamisten das bestehende Recht unterwandert hatten und unter dem Deckmantel der Religion vor allem den Frauen willkürlich Unrecht zufügten. So wurden etwa beliebig Ehepaare auseinandergebracht, weil sie dem Vater der Braut nicht passten. Mädchen ab der ersten Regelblutung galten plötzlich – im Grossbritannien des 21. Jahrhunderts – als heiratsfähig. Manea, gebürtige Jemenitin, deren eigene Mutter noch beschnitten wurde, setzt sich für einen fortschrittlichen Islam ein, der Demokratie und westliche Werte anerkennt. Mit dem Zuwachs der muslimischen Bevölkerung durch die Flüchtlingsströme in Europa dürfte Maneas Stimme immer wichtiger werden. Trotz der komplexen und schwierigen Themen, mit denen sie sich befasst, verliert sie den Humor nicht. «Einem Saudi-Araber im Uno-Menschenrechtsrat, der mir den Handschlag verweigerte, klopfte ich jeweils einfach auf die Schulter, worauf wir beide gelacht haben», sagt sie.

**Hazel Brugger** — Es fällt immer wieder schwer zu glauben, wie jung sie eigentlich ist: Hazel Brugger gehört mit ihren 23 Jahren bereits zu den meistbeachteten Humoristen. Die frechste Klappe der Schweiz konnte sich in diesem Jahr einen festen Sendeplatz im ZDF sichern, als Aussenreporterin der «Heute-Show». Und es ist fast unmöglich, nicht zu lachen, wenn sie mit ihrem betont abgelöschten Gesicht die katastrophalsten, unverschämtesten Fragen stellt. «Von wann bis wann waren Sie denn Umweltministerin?», fragte sie etwa die amtierende deutsche Umweltministerin Barbara Hendricks. Und als diese daraufhin sagte, dass sie noch im Amt sei, verzog Brugger nur gelangweilt das Gesicht: «Dass Sie im Amt sind, merkt man nicht so gerade.» Mit siebzehn Jahren begann Brugger mit Poetry-Slam, später kam eine Kolumne im *Magazin* hinzu. Gerade gewann Brugger den Salzburger Stier 2017, den wichtigsten Kleinkunstpreis im deutschsprachigen Raum.

**Pascale Baeriswyl** — Seit 1. Dezember ist die Sozialdemokratin Pascale Baeriswyl Staatssekretärin im Aussendepartement – und damit

die erste Frau auf diesem wichtigen Posten. Die 48-jährige Baslerin trat als Chefdiplomatin die Nachfolge von Yves Rossier an und musste sich dabei gegen harte Konkurrenz durchsetzen. Weitere Kandidaten waren etwa ihr eigener Vorgesetzter, Roberto Balzaretti, der bis Ende 2015 die EU-Mission in Brüssel geleitet hatte, oder Livia Leu, ehemals Botschafterin im Iran und heute Leiterin der Abteilung für bilaterale Wirtschaftsbeziehungen im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), sowie Bernardino Regazzoni, Tessiner Botschafter in Frankreich. Als Didier Burkhalter seine Wahl vor der Presse begründete, meinte er, Baeriswyl habe schlichtweg in sämtlichen Bewerbungsrunden des «offenen und sehr kompetitiven» Auswahlverfahrens am meisten überzeugt. Seit 2013 war Baeriswyl Vizedirektorin und Abteilungsleiterin der Direktion für Menschenrechte, wo sie sich zuletzt verstärkt mit dem Verhältnis zur EU befasst hatte. Als die frühere Richterin Baeriswyl im Jahr 2000 Diplomatin wurde, war sie die erste Frau mit Kindern in einer solchen Position. Unter anderem arbeitete sie für die Schweizer EU-Mission in Brüssel und die Schweizer Uno-Mission in New York. Dass ihre SP-Mitgliedschaft ein Problem darstelle, glaubt Baeriswyl, die fließend Deutsch, Französisch, Englisch, Spanisch und Italienisch spricht, nicht. Es sei ihr bewusst, dass sie die Haltung des Bundesrats vertreten müsse und nicht ihre eigene. Das wichtigste Dossier, die Verhandlungen mit der EU, ist momentan noch bei Chefunterhändler Jacques de Watteville. Er wird jedoch Mitte 2017 gehen – und dann wird wohl Baeriswyl dafür zuständig sein.

**Daniela Aeschlimann** — Daniela Aeschlimann, so heisst die neue Frau im Verwaltungsrat bei Swatch. Nie gehört? Sie hat ein Betriebswirtschaftsstudium an der Hochschule Luzern mit einem Bachelor abgeschlossen, und bei der Avesco-Gruppe ist sie Vizepräsidentin im Verwaltungsrat. Gemessen an den anderen im Swatch-VR, die nicht Hayek heissen, ist das eher wenig: Ernst Tanner leitet Lindt & Sprüngli, und Claude Nicollier war der erste Schweizer Astronaut im Weltall, womit er zumindest ein ziemlich cooles Image mit einbringt. Schaut man sich allerdings Aeschlimann-Schneiders Familie an, wird die Wahl wohl verständlicher: Sie ist die Tochter des Bundespräsidenten Johann Schneider-Ammann. Von Aeschlimann weiss man trotzdem noch nicht viel. Beruflich eigentlich nur, dass sie nach dem Studium bei der Swatch-Tochter Omega tätig war. In Zu-

kunft dürfte die 35-Jährige eine zunehmend wichtige Rolle spielen.

**Heidi Diethelm Gerber** — «Nein, damit hören wir jetzt nicht auf», sagte ihr Ehemann vor elf Jahren zu Heidi Diethelm Gerber. Sie war im Job unmotiviert, auch ihr Hobby, das Schiessen, fand sie nicht so prickelnd. Doch die Worte ihres Mannes taten ihre Wirkung, und so machte sie einfach weiter – was ihrem Leben noch eine spannende Wendung geben sollte. In diesem Jahr bei den Olympischen Spielen in Rio holte Gerber die erste Medaille für die Schweiz: Bronze im Sportschiessen. Das ist auch deshalb ziemlich verrückt, weil die Thurgauerin bereits 47 Jahre alt ist und bei einer Körpergrösse von 1,68 Metern 90 Kilogramm wiegt. In einem Interview sagte sie, sie habe sich darauf vorbereitet, dass man sich über sie als «unsportlichste Olympiateilnehmerin» das Maul verreißen würde, wenn sie keinen Erfolg hätte. Dem war aber nicht so. Die gelernte Hotelkauffrau konnte sich in Rio einen märchenhaften Traum erfüllen. Mit 39 Jahren schaffte sie den Sprung in den Nationalkader, 2013 wurde sie Europameisterin. Ein Jahr später kündigte sie ihren Job und trainierte das Schiessen Vollzeit: sechs Tage die Woche, sechs Stunden Training. Ein grosses Wagnis, das sich ausgezahlt hat. Gerber findet, dass sich Frauen in ihrem Alter zu sehr zurücknehmen, und will sie ermutigen, «Risiken einzugehen».

**Chiara Carla Bär** — Einen Plan für das nächste Jahr hat sie schon: nach Berlin auf die Schauspielschule gehen. Aber zuerst gilt es, im Frühling die Matur zu schaffen. Die Halbperuanerin Chiara Carla Bär gehört zu den interessantesten Shootingstars der Schweizer Schauspielszene. 2015 machte die 19-Jährige im Drama «Amateur Teens» auf sich aufmerksam, in dem es um eine zwischen Sex, Drogen und Cybermobbing verlorene Jugend geht. Die Verleihrechte des Films wurden sogar in die USA verkauft, bei Schweizer Filmen eine Seltenheit. Auch in diesem Jahr war Bär im Kino zu sehen, im Psychodrama «Finsteres Glück» von Stefan Haupt. Seit Bär zwölf Jahre alt ist, verfolgt sie den Traum vom Schauspielruhm. Mit vierzehn spielte sie ein Mordopfer im Luzerner «Tatort». Auf der Fotoplattform Instagram folgen der Schönen aus Kloten, deren Gesicht nur aus Augen und Mund zu bestehen scheint, bereits ein paar tausend Fans. Ein bisschen sieht sie aus wie Instagram-Star Kylie Jenner: Vielleicht werden die sozialen Medien noch ihr grösster Karrieremotor. ○





«Risiken eingehen»: Chiara Carla Bär (1), Heidi Diethelm Gerber (2), Hazel Brugger (3), Pascale Baeriswyl (4), Daniela Aeschlimann (5), Elham Manea (6).



# «Vom ganzen Land getragen»

Mit Isabelle Emmenegger, 39, hat erstmals eine Frau das Eidgenössische Schwingfest organisiert. Hier spricht die Entlebucherin über die Unterschiede zwischen Schwingsport und Fussball, den angeblichen Sexismus im Verband und den neuen Präsidenten der USA. Von Thomas Renggli

280 000 Zuschauer, 30 Millionen Franken Budget – das Eidgenössische Schwingfest in Estavayer-le-Lac setzte neue Massstäbe. Zum König der Eidgenossenschaft schwang sich 2016 der Berner Oberländer Matthias Glarner. Die Chefin aber war erstmals eine Frau – OK-Direktorin Isabelle Emmenegger. 725 Jahre nach dem Rütlichwur hat die 39-jährige Entlebucherin den Traditionsanlass im Sägemehl nochmals aufgemischt.

## Frau Emmenegger, was bleibt vom Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest 2016?

Abgesehen von den Schwierigkeiten im Vorfeld des Festes bleibt ein positives Fazit: die Organisation, das Wetter, das Publikum, der sportliche Verlauf – alles passte fast perfekt. Vom Röstigraben war nichts zu spüren. Die Westschweizer machten mit Begeisterung mit.

## Sie mussten den Romands eine durch und durch Deutschschweizer Sache verkaufen. Wie schafften Sie das?

Die Medien haben uns sicherlich stark geholfen. Die Vorberichterstattung schuf grossen Goodwill. Ausserdem sind die Westschweizer spontan und gesellig und somit die perfekten Besucher an einem Schwingfest. Wir starteten den Betrieb schon vor dem eigentlichen Festwochenende. Die Leute sind gekommen, um sich das anzuschauen – und sind geblieben.

## Wie fällt die finanzielle Bilanz aus?

Könnte ich das jetzt schon sagen, wäre ich wohl bereits in den Ferien. Als Juristin hüte ich mich davor, etwas zu kommunizieren, bevor die Zahlen definitiv auf dem Tisch liegen. Im Februar werden wir informieren.

## Mit 280 000 Zuschauern hat sich das Eidgenössische zum grössten regelmässig stattfindenden Schweizer Sportereignis gemauert. Ist damit der Zenit erreicht?

Es hängt davon ab, wie sich der Sport und das Umfeld entwickeln. Wir profitierten auf dem Militärflugplatz in Payerne von optimalen Rahmenbedingungen und Platzverhältnissen. Wir wollten ein Fest organisieren, bei dem jeder dabei sein kann. Aufgrund der Dimensionen war das auch ein Risiko. Denn wir wussten ja nicht, ob



«Die Fairness überträgt sich auf die Tribüne»: Isabelle Emmenegger.

auch jene Besucher kommen würden, die kein Ticket für die Arena besaßen.

## Nun denken die Veranstalter des Eidgenössischen 2022 in Basel darüber nach, das Fest im Fussballstadion St.-Jakob-Park durchzuführen. Ist das der richtige Ort?

Unter gewissen Umständen kann es vernünftig sein, auf bestehende Infrastrukturen zurückzugreifen. Persönlich bin ich eine Gegnerin dieser Idee. Ein Schwingfest gehört nicht in ein Fussballstadion. Der ländliche und volkstümliche Charakter der Veranstaltung ginge verloren, von den beschränkten Platzverhältnissen nicht zu reden. Mit dem Festgelände und dem ganzen Drum und Dran müsste man in die Quartiere ausweichen. Unser Fest lebte auch von den Zelten, Ständen und Buden. An die Parkplatzsituation denke ich gar nicht. Transportiert man das Eidgenössische in ein Fussballstadion, würde das den Charakter des Festes ändern.

## Sie raten davon ab?

Ich masse mir keinen Rat an. Aber ich fände es schade, wenn man den Festcharakter opfern würde. Das Eidgenössische ist mit einem Fussballstadion nicht kompatibel. Das ist meine persönliche Meinung.

## Die Idee geht auch auf die Opposition zurück. Gegen das Festgelände in Aesch protestierten Umweltschützer und Bauern...

... jeder hat in der Schweiz das Recht, seine Meinung zu äussern. Dass Grosseignisse Skeptiker auf den Plan rufen, ist nachvollziehbar. Die Kritiker nehmen aber oft nur das wahr, was sie wollen – dabei steckt viel mehr hinter

diesem Fest: gesellschaftlich, sozial, kulturell. Wichtig ist, dass man die Gegner von Beginn weg einbindet und mit ihnen Kompromisse und Lösungen sucht.

Sie standen als erste Frau an der operativen Spitze des Eidgenössischen. Die Geschlechterfrage wurde in den Medien heiss diskutiert. Spielte sie bei der täglichen Arbeit eine Rolle? Kaum. Egal, ob Frau oder Mann – man muss mit Argumenten, Lösungen und Leistungen überzeugen, um ans Ziel zu kommen. Letztlich hatte die ganze Debatte für alle Beteiligten einen positiven Effekt. Wenn sogar die vermeintlich «verknorzten» Schwinger eine Frau als

Chefin akzeptieren, spricht das doch eher für ihre Weltoffenheit als für Engstirnigkeit.

## Aber Rolf Gasser, Geschäftsstellenleiter des Eidgenössischen Schwingerverbandes, sagte im Vorfeld: «Es ist das erste Mal, dass eine Frau mein Chef ist.» Wie gross waren die Vorurteile Ihnen gegenüber?

Die Schwinger waren diese Konstellation nicht gewohnt. Normalerweise treten Frauen an Schwingfesten als Ehrendamen auf. Die einseitige Rollenverteilung ist im Sport grundsätzlich feststellbar. Nur wenige Sportvereine werden von Frauen geleitet. Dabei würde ein wenig mehr weibliche Intuition da und dort sicher nicht schaden...

## Glaubt man den Sexismus-Vorwürfen in den Medien, so müssen Sie in diesem männerdominierten Klima die Hölle durchgemacht haben...

(Lacht) Dafür bin ich zu schlagfertig. Wenn ich einen Spruch zu hören bekomme, so zahle ich es mit gleicher Münze heim. Aber es stimmt mich nachdenklich, dass in der Schweiz dieses Thema so prominent diskutiert wird. Ich dachte, diese Zeiten seien vorbei.

## Was würden Sie zu Donald Trump sagen?

Ihn mal ins Sägemehl zu legen, wäre sicher ein Vergnügen. Aber dieser Mann ist demokratisch gewählt – auch von vielen Frauen.

## Sie arbeiteten im Organisationskomitee der Euro 2008. Lässt sich die Fussball-EM mit dem Eidgenössischen vergleichen?

Grundsätzlich steht der Sport im Zentrum beider Veranstaltungen: die Leidenschaft, die Begeisterung, die Freude, etwas Grosses



auf die Beine zu stellen. Beim Einholen der Bewilligungen gab es ähnliche Prozesse. Doch ideologisch und kulturell liegen Welten zwischen den Veranstaltungen.

#### Wie prägt das die Atmosphäre?

Die Grundstimmung in der Bevölkerung ist beim Schwingen deutlich positiver als beim Fussball. Das Eidgenössische wird vom ganzen Land getragen. Auch wenn wir uns in der Westschweiz nicht in einer Schwingerhochburg befanden, bekamen wir kaum negative Stimmen zu hören. Bei der Fussball-EM nahm ich die Begeisterung anders wahr. Ich denke, dass der finanzielle Aspekt den Hauptunterschied ausmacht. Zwar hat sich das Schwingen ebenfalls zu einem Geschäft entwickelt, aber das Geld steht nicht im Vordergrund. Der Amateurstatus der Hauptakteure gibt der Szene etwas Bodenständiges. Das kommt im Volk an. Ich hoffe, dass sich daran nie etwas ändern wird.

#### Es hiess, fürs Sicherheitsdispositiv in Estavayer-le-Lac hätten acht Polizisten genügt.

Diese Zahl ist nicht ganz korrekt. Da waren schon ein paar Sicherheitskräfte mehr – aber die waren nicht zu bemerken.

#### Welchen Tipp geben Sie den Veranstaltern des Eidgenössischen von 2019 in Zug?

Jeder soll sein Fest auf seine Weise organisieren, es ist nicht meine Aufgabe, den Zugern zu sagen, was sie machen sollen. Ich denke, das Schönste am Eidgenössischen ist die Zusammenführung der Kulturen und Sprachen der Schweiz. Vor allem sollen der Sport und seine Werte im Vordergrund stehen – selbst wenn das in der Hektik der Organisation manchmal nur schwer möglich ist. Aber da mache ich mir keine Sorgen. Zug wird toll!

#### Werden Sie den Zugern auch die 100 Tonnen Sägemehl vererben?

Das ist nicht mehr möglich. Wir verarbeiten das Sägemehl zu Pellets, mit denen geheizt werden kann. Das ist ein wichtiger Teil unseres Nachhaltigkeitskonzepts.

#### Was kann die Menschheit von den Schwingern lernen?

Fairness, Respekt und Demut. Es hat mich tief beeindruckt, wie die Schwinger miteinander umgehen. Bei aller sportlichen Konkurrenz bleibt immer eine grosse Achtung voreinander gewahrt. Selbst nach den härtesten Kämpfen schütteln sich die Gegner die Hände, putzt der Sieger dem Verlierer das Sägemehl vom Hemd. Auch das ein Unterschied zum Fussball: Wenn ein Schwinger auf dem Rücken liegt, wird der Entscheid des Kampfgerichts akzeptiert. Wenn ein Fussballer zu Boden geht, geht das Theater oft erst richtig los. Die Fairness überträgt sich auf die Tribüne. Das Schwingpublikum ist wie eine grosse Familie: 280 000 Zuschauer an drei Tagen in Payerne – ohne Ausschreitungen und gravierende Zwischenfälle. So müsste es überall sein. ○

# Berchtoldstag-Veranstaltung

**Montag, 2. Januar 2017, 10.30 Uhr**

Stadthalle Chur, Weststrasse 5, 7000 Chur

## Christoph Blocher

### Würdigung grosser Bündner Persönlichkeiten



**Jörg Jenatsch**

(1596 – 1639)

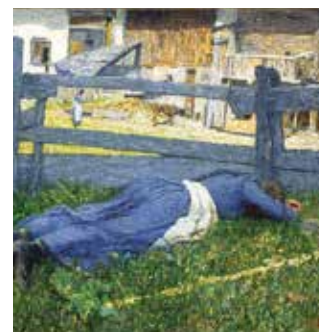
«Von der Bibel zum Schwert»



**Selina Chönz**

(1910 – 2000)

«Erzählerin des Schellen-Ursli»



**Giovanni Segantini**

(1858 – 1899)

«Erneuerer der Alpenmalerei»

## und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

**Türöffnung:** 09.30 Uhr – Beginn: 10.30 Uhr. Eintritt frei.

Grussbotschaft durch **Urs Marti**, Stadtpräsident Chur. Im Anschluss an die Veranstaltung wird ein kleiner Imbiss offeriert. **Anfahrt:** ÖV ab Bahnhof Chur, Stadtbus, Linie 1, Richtung Felsberg / Domat-Ems / Rhäzüns bis Haltestelle «Brambrüeschbahn/Stadthalle». **Parkplätze:** Auf dem Areal der Kaserne Chur – folgen Sie der Beschilderung «Veranstaltung» – oder in den Parkhäusern «Lindenquai» und «Arcas» – je 7 Gehminuten.

**Auto-Navigation:** 7000 Chur, Weststrasse 5

Weitere Informationen: SVP Chur – [www.svp-chur.ch](http://www.svp-chur.ch)



# «Hochinteressante Beobachtungsstätte»

Als Chef der FDP-Fraktion steht Ignazio Cassis im Kreuzfeuer der politischen Auseinandersetzungen. Er wünscht sich einen Anthropologen, der die «wahnsinnigen Rituale» im Bundeshaus erforscht, und erklärt, wie seine Tessiner Heimat funktioniert. *Von Philipp Gut und Karl-Heinz Hug (Bild)*

Ich treffe Ignazio Cassis, den viele für den bestgekleideten männlichen Parlamentarier in Bern halten, in den Fraktionsbüros der FDP. Der Raum ist so nüchtern, wie es der Tessiner Politiker ist. Mit dem Scharfblick des Arztes spricht der perfekt dreisprachige Präventivmediziner, der täglich mehrere Zigaretten raucht, über die heissen Polit-Themen der Saison, über Berner Diven und die Verdienste seiner Partei um eine wohlhabende Schweiz.

**Herr Cassis, auf Ihrer Homepage schreiben Sie: «Das Resultat vom 9. Februar 2014 zur Einwanderungsinitiative empfand ich als Nachteil für das Wohlergehen unseres Landes, aber die Entscheidung des Volkes muss respektiert werden. Der neue Artikel muss deshalb verfassungskonform bis am 8. Februar 2017 umgesetzt und angewendet werden, dies unter Einführung von Quoten und mit Vorrang von Schweizer Arbeitskräften.» Unter Federführung Ihrer Fraktion wurde nichts davon umgesetzt. Wie konnten Sie das zulassen?**

Ich habe diese Macht nicht: In der FDP kennen wir keinen König. Wir haben demokratische Prozesse, und die Diskussion um diesen Artikel hat klar verdeutlicht: Wir wollen eine Umsetzung, die die bilateralen Verträge nicht gefährdet.

**Dass Teile der Bilateralen möglicherweise gefährdet sein könnten, war doch schon im Abstimmungskampf klar.**

Nein, ich denke, das war überhaupt nicht bekannt. Die Propaganda für das Ja lautete, die Bilateralen seien nicht in Frage gestellt, man müsse nur neue Verträge verhandeln. Ich habe selber gehofft, Verhandlungen über eine eigenständige Steuerung der Einwanderung seien möglich. Wie viele andere Menschen in diesem Land habe ich an das Versprechen der Initianten geglaubt. Und ich lag falsch. Nach dem Brexit wurde es gar unmöglich.

**Sie waren für eine Umsetzung mittels Quoten.**

Nicht mehr, als diese sich als inkompatibel mit den Bilateralen erwiesen. Die Steuerung der Zuwanderung ist mir wichtig. Gleiches gilt aber auch für die Arbeitsplätze und den Wohlstand in unserem Land.

**Wenn man Ihnen zuhört, bekommt man den Eindruck, von den Bilateralen hänge das Heil der Schweiz ab. Überschätzen Sie das nicht etwas?**



«Zu viel Solidarität tötet die Solidarität»: Ignazio Cassis.



Kann sein, aber ich kenne die Fakten, und an diesen orientiere ich mich: Nach dem Nein zum EWR war das Wirtschaftswachstum tiefer als dasjenige der EU. Wir kamen in eine Zeit der Rezession hinein, bis wir Ende der 1990er Jahre diese Bilateralen zustande brachten. Im darauffolgenden Jahrzehnt wuchs die Wirtschaft wieder mehr.

### **Einen Wachstumsschub gab es doch schon in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre.**

Ja, es hat tatsächlich schon damals begonnen, wegen der damaligen guten Aussichten für die Bilateralen. Das Wirtschaftswachstum hängt stark von der Investitionssicherheit ab. Wenn ich hätte investieren wollen, hätte ich das nicht nach der Abstimmung von 1992 gemacht, weil grosse Unsicherheit herrschte. Aber 1997, als sich der bilaterale Weg abzeichnete, hätte mir das wieder Vertrauen gegeben. Im Nachhinein gesehen – ich darf das offen sagen –, ist es sogar gut, dass das Volk den EWR abgelehnt hat. Es hat die Wirtschaft gezwungen, sich zu renovieren und an die neuen Gegebenheiten anzupassen.

### **Im Grunde ist es doch ganz einfach: Es geht nicht um irgendeine SVP-Meinung, sondern um unsere Verfassung.**

Sie hätten recht, wenn die Verfassung nur aus diesem Artikel 121a bestünde. Aber die Verfassung hat eben viele Artikel. Zum Beispiel Artikel 5: Völkerrechtliche Verträge müssen eingehalten werden. Die SVP will das nicht hören.

### **Was die SVP will, ist egal, es geht um einen Volksentscheid.**

Nein, es geht auch darum, was die Initianten dem Volk versprochen haben. Ich bleibe dabei: Das Parlament muss die Verfassung umsetzen, nicht nur Artikel 121a. Wenn es Widersprüche zwischen einzelnen Artikeln gibt, dann ist es am Parlament, einen pragmatischen Weg zu finden. Ich behaupte, wir haben einen pragmatischen Weg gefunden.

### **Sie missachten den Volkswillen mit reinem Gewissen?**

Überhaupt nicht! Es ist keine Missachtung des Volkswillens, sondern eine Anerkennung aller Volkswillen, die ebenfalls in die Verfassung geschrieben wurden. Wir wollten den Artikel 121a nicht, aber wir sind diejenigen, die jetzt eine Lösung gebracht haben. Das Parlament hat zwischen zwei FDP-Vorschlägen gewählt, jenem von Philipp Müller und jenem von Kurt Fluri. Das ist doch bemerkenswert: Die Partei, die den Verfassungsartikel gar nicht wollte, ist die führende Partei bei der Lösung.

### **Sie stammen aus dem Tessin, dort sind die Probleme mit den Grenzgängern besonders akut. Ihre Landsleute werden nicht zufrieden sein mit dem, was das Berner Parlament unter FDP-Führung beschlossen hat.**

Manchen mag dieser Entschied nicht passen, dafür werden sie mit etwas anderem zufrieden sein: Im Tessin hatte das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative nichts mit Zuwanderung und Dichtestress zu tun, sondern mit der Angst vor dem Verlust der Arbeitsstelle. Eine von vier Arbeitsstellen im Tessin wird durch einen Grenzgänger besetzt. Den Leuten macht wirklich Sorge, dass die Grenzgänger die gleiche Arbeit für die Hälfte oder für einen Drittel ihres Lohns machen. Wenn wir jetzt eine arbeitsrechtliche Lösung für den Artikel 121a finden, ist das für das Tessin natürlich interessant. Durch den Mechanismus, dass offene Stellen dem RAV gemeldet werden müssen und die Arbeitgeber mehr mit den Arbeitslosen in Kontakt kommen, schaffen wir die Grundlage für die vermehrte Anstellung von einheimischen Personen.

### **Glauben Sie nicht, dass sich viele Tessiner dennoch benachteiligt fühlen?**

Ein Teil der Bevölkerung wird dieser Meinung sein. Ein anderer Teil weiss, dass wir den Marktzugang zur EU brauchen; die Hälfte unserer Produktion wird exportiert. Zudem wird sich das Problem ohnehin fast von selbst lösen, sobald es der Wirtschaft in Norditalien bessergeht.

### **Die beträchtlichen Lohnunterschiede bleiben doch bestehen.**

Richtig, doch das können wir gerade mit der entschiedenen Umsetzung von Artikel 121a korrigieren. Das neue Doppelbesteuerungsabkommen mit Italien samt dem Anhang «Grenzgänger» ist bereit zur Ratifizierung. Italien hat auf die MEI-Umsetzung gewartet: Nun kann sie endlich in Kraft treten. Danach werden die Grenzgänger nicht mehr nur quellenbesteuert im Tessin, sondern sie müssen, ebenfalls in Italien, in einem Splitting-Verfahren Steuern zahlen. Dann zahlen sie mehr, und die Rechnung wird nicht mehr aufgehen: Sie stehen nicht gern um halb fünf in der Nähe von Mailand auf, um nach Lugano arbeiten zu gehen. Sie tun es nur, weil sie doppelt oder dreimal so viel verdienen wie zu Hause.

### **Mit Brimborium wurde vor den letzten Wahlen der bürgerliche Schulterschluss verkündet, in der Realität sucht man eine kraftvolle und kohärente bürgerliche Politik oft vergebens.**

Ja, da stimme ich Ihnen zu. Die Medien tendieren allerdings zu Übertreibungen. Bei der Zweitwohnungsinitiative und bei der Unternehmensreform III hat es gut funktioniert. Ich habe persönlich alles getan für Absprachen mit der SVP bei den Themen, die wir ähnlich beurteilen – und das sind die meisten. Ich merke aber, dass die SVP Mühe hat, sich von ihrer Rebel-

---

**«Die SVP vertritt heute das <Proletariat> stärker als die Linke.»**

---

lions- und Oppositionsrolle zu befreien und Verantwortung für wirkliche Lösungen zu übernehmen.

### **Wie ist es denn bei der FDP: Sind die alten Wunden völlig verheilt?**

Ich denke, das Wachstum der SVP ist nicht nur zu Lasten der FDP, sondern sogar der SP gegangen. Die SVP vertritt heute das «Proletariat» stärker als die Linke. Als ich 2007 in den Nationalrat gewählt wurde, war das

Problem akut. Das Ziel von Fulvio Pelli und Gabi Huber war es, eine eigene Linie zu haben. Sonst wären wir immer mit der Kritik konfrontiert gewesen, im Rucksack der SVP zu sein.

### **In den letzten Wochen lieferten Sie sich einen heftigen Schlagabtausch mit der CVP.**

Das war für uns neu. Wir haben uns gesagt: «Okay, der neue Präsident sucht seinen Weg.» Er hat auch eine unmögliche Herausforderung, er muss diese Partei wieder zu Gewinnen bringen.

### **Sie attestieren Gerhard Pfister eine Art pubertäre Selbstfindung?**

Er ist jetzt sehr aggressiv gegen die FDP, er will sich und seine Partei profilieren. Sein Verdienst ist es, dass er die Partei bei der MEI-Umsetzung sehr kompakt hielt, aber gewonnen hat er nicht. Die CVP will nun, ähnlich wie die SVP, eine harte Oppositionsrolle spielen, aber sie ist nicht konsequent bis zum Schluss. Die Genetik der CVP ist eine andere als diejenige der SVP. Es wird unsere Beziehung zur CVP belasten, wenn wir von ihr ständig attackiert werden.

### **Sie gehen auch Allianzen mit der Linken ein, dem natürlichen Gegner.**

Wir bilden keine fixen Allianzen, sondern nur themenspezifische. Wir suchen dort Verbündete, wo wir unsere Ziele am besten verwirklichen können. Bei den Bilateralen arbeiten wir mit der SP zusammen, in der Sozialpolitik mit der SVP. Ein ganz grosses Thema nächstes Jahr wird die Altersvorsorge 2020 sein, ich denke, noch grösser als die MEI. Das geht unter die Haut jedes Bürgers. Hier werden wir zusammen mit der SVP einen klaren Kurs haben, der der Linken nicht gefallen wird. Wir hoffen, dass die CVP sich hier bürgerlich verhalten wird.

### **Ihre Vorgängerin Gabi Huber war bekannt für ein eisernes Regime, Sie gelten eher als diskrete Person, die sich nicht in den Vordergrund spielt. Nach welchen Grundsätzen führen Sie die Fraktion?**

Ich versuche, eine ruhige Kraft zu haben. Ich wurde auch gewählt, weil ich eine gewisse Integrationsfähigkeit habe. Vielleicht neigt man als Tessiner eher dazu, weil man in dieser Schweiz «überleben» muss. Ich verbringe viel Zeit damit, Brücken zu bauen und Dolmetscher zu sein. >>>

**Ich stelle mir das nicht ganz einfach vor: Eine Fraktion ist doch ein Flohzirkus aus Diven mit Selbstdarstellungsdrang und unerforschlichen eigenen Agenden.**

Da gebe ich Ihnen recht. Und manchmal ist es sogar schlimmer, als Sie es beschreiben. (*Lacht*) Ich sage das Ihnen als Arzt: Alle, die gewählt worden sind, haben schon spezielle Verhaltensmuster. Wir haben eine gewisse Selektion hinter uns, wir sind alles Alphatiere. Meine Aufgabe ist es, mit allen einen Weg zu finden. Bei meiner Vorgängerin genügte ein Blick, um die Leute zur Disziplin zu bringen. Ich bin eher konzilient, aber ich kann auch hart sein. Die Fraktion hat das ein paarmal gespürt.

**Wer hat eigentlich das Sagen in der Partei? Die neue Präsidentin Petra Gössi klingt oft wie ein Echo ihres Vorgängers Philipp Müller («Verarschung des Souveräns»).**

Ich finde das Vokabular von Philipp Müller supersympathisch. Er spricht wie die Leute auf der Strasse und ist ein wirksamer Kommunikator. Petra Gössi ist eine fein und strategisch denkende Person, sie ist keine *Schnuri-Tante*. Wenn sie etwas sagt, ist es

meistens wichtig. In der Fraktion hat sie eine Position, in der ihr zugehört und gefolgt wird. Wenn sie spricht, geht der Lärmpegel runter, ein guter Indikator, wie viel Respekt jemand bekommt.

**In der letzten Session haben Sie als einziger Freisinniger das Tabakproduktegesetz nicht zurückgewiesen. Ihre Lobbyinteressen besiegten Ihre liberalen Ideale.**

Ich bin Präventivmediziner, meine ganze berufliche Welt wäre kopfgestanden, wenn ich nicht ja zu diesem Gesetz gesagt hätte. Zudem denke ich, das Parlament hätte die Vorlage auch selber abändern können, ohne sie an den Bundesrat zurückzuweisen.

**Sie rauchen doch selbst?**

Heute rauche ich etwa fünf, sechs Zigaretten am Tag, früher war es etwa ein halbes Päckchen. Ich habe allerdings erst in Bern wirklich angefangen zu rauchen.

**Das Balkönchen vor der Wandelhalle stelle ich mir als einen der interessantesten Orte im Bundeshaus vor, dort treffen sich Raucher aller Parteien zum lockeren Schwatz.**

Bravo! Das verbindet die Leute gegen das talibanische Präventionsregime.

**Das sagen Sie als Präventivmediziner!**

(*Lacht*) Streichen Sie das Wort «talibanisch», aber eine gewisse moralisierende Haltung ist schon spürbar.

**Das Gesundheitswesen ist Ihr Steckenpferd. Für den Laien ist es aber längst undurchschaubar geworden, jedes Jahr wird es teurer.**

Das Gesundheitswesen ist überreguliert. Jedes Mal, wenn wir versuchen, es zu verbessern, verschlimmbessern wir das Ganze, weil wir noch mehr regulieren. Das solidarische Prinzip, nach dem die andern mich bei Krankheit unterstützen, wenn ich es mit meinen eigenen Mitteln nicht mehr schaffe – diesen Kern unseres Gesundheitswesens kennt kein Mensch mehr. Das Gesundheitssystem gilt als Selbstbedienungsladen.

**Welche Reformschneisen würden Sie denn schlagen?**

Man müsste ein paar wichtige Änderungen machen, die aber kaum mehrheitsfähig sind. Erstens die Vertragsfreiheit: Es geht doch nicht, dass es genügt, den Arzt- oder Apothekertitel zu haben, um frei zu Lasten der Solidarität abzurechnen. Das ist ein Fass ohne Boden! Zweitens die Finanzierung, hier gibt es perverse Anreize: Die stationäre

Medizin ist steuer- und prämiendifinanziert, die ambulante hingegen zu 100 Prozent prämiendifinanziert. Es besteht ein riesiger Kampf, wer was zahlt, und das ist falsch. Am Ende zahlt ja immer derselbe, der Bürger. Drittens die Tarifstruktur Tarmed: Sie ist veraltet und führt zu Überversorgung,

mit hohen Kosten und kleinem Nutzen. Jedes Jahr werden über diesen Tarif 11 Milliarden Franken abgerechnet. Allein der ambulante Bereich kostet also jedes Jahr fast so viel wie der Gotthardbasistunnel. Das ist doch absurd.

**Verdienen die Ärzte zu viel?**

Natürlich gibt es Ärzte, die zu viel verdienen. Als Freiberufler und Unternehmer war das legitim, sie sind auch Risiken eingegangen. Aber durch die grosse Regulierung sind sie heute praktisch Staatsangestellte geworden. Es nützt aber nichts, wenn wir ihnen den Schwarzen Peter zuschieben, die Ärzte profitieren vom System, das wir alle wollen. Das Volk hat in den letzten acht Abstimmungen, die Reformen wollten, nein gesagt. Es hat Angst vor der Verantwortung. Für mich ist aber klar: Zu viel Solidarität tötet die Solidarität.

**Wie hat eigentlich der Arztberuf Ihr Menschenbild geprägt?**

Tief. Zuerst einmal durch die körperliche Funktionsweise: durch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse darüber, welche Mechanismen ablaufen müssen, damit wir überhaupt leben, was die Quintessenz des Lebens ist gegenüber dem Tod. Zweitens durch die Psychologie: Als Arzt hat man mit vielen Menschen zu tun, die leiden. Das körperliche Leiden ist dabei das geringere Übel. Das grosse Leiden ist das seelische, wenn Sie etwa einen Menschen verlieren. Dann müssen Sie die Mutter, den Vater, die Frau informieren. Ich habe daraus gelernt, dass un-

angenehme Dinge sofort getan werden müssen. Wenn man unsicher ist, muss man ins Wasser springen und schwimmen.

**Was ist denn Leben?**

Ein grosses Mysterium! Neben dem chemischen und physiologischen Prozess, den wir zum Teil verstehen, gibt es eine Meta-Ebene, die wir kaum verstehen. Wie tickt ein Mensch? Warum ticken Frauen anders als Männer? Wie viel ist prädestiniert, was kommt durch die Erziehung hinzu? Ich bin auch wahnsinnig daran interessiert, das Leben im Parlament zu verstehen. Wir sollten einen Beobachter haben, einen Anthropologen, der für einmal nicht bei den Maya in Mexiko sitzt, sondern im Bundeshaus. Das wäre eine hochinteressante Beobachtungsstätte. Manchmal sehe ich mich mittendrin in dieser politischen Arena und gleichzeitig auch von aussen, und dann denke ich: «Das sind schon wahnsinnige Rituale.»

**Welche Deutschschweizer Vorurteile über das Tessin treffen absolut nicht zu?**

«Sonnenstube»: Es trifft nicht zu, dass wir immer Sonne haben, und wenn es regnet, dann regnet es wirklich.

**Welche Vorurteile stimmen?**

Wir ticken anders als die Deutschschweizer, wir haben auch eine italienische Kultur.

**Wie würden Sie den Charakter des Tessiners beschreiben?**

Den Tessiner gibt es nicht, das Dorf oder die Region zählen mehr als der Kanton. Man fühlt sich als Locarnese oder Luganese. Wir behaupten, Locarno sei eine eigene Republik, Bellinzona eine reine Beamtenstadt. Am 1. August sprechen wir immer von der Willensnation: Aber Napoleon hat es so gewollt, nicht wir selber. Wenn nicht ein Franzose entschieden hätte, den Sopra- und den Sottoceneri zu fusionieren, so wären wir heute noch getrennt.

**Was waren für Sie die Höhepunkte im 2016?**

Die Eröffnung des Neat-Basistunnels und meine neue Funktion im Parlament.

**Die Tiefpunkte?**

Die Terrorangriffe in Europa: Sie schaffen ein Klima von Angst und Instabilität. Aber auch der Brexit, der mich total überrascht hat. Dabei habe ich aber sofort gedacht, das könnte eine Chance für die Schweiz sein. Deshalb bin ich auch mit der pragmatischen Umsetzung der MEI zufrieden: Das gibt uns mehr Zeit, ohne EU-Druck den Brexit zu beobachten und uns richtig zu positionieren. Die Schweiz war immer sehr pragmatisch, und das war unser Erfolgsrezept.

Ignazio Cassis, geboren 1961 im Tessiner Sessa, ist Arzt sowie Nationalrat und Fraktionspräsident der FDP.



RANGE ROVER

# EVOQUE CONVERTIBLE «HELLO SNOW».



ABOVE & BEYOND



## MIT TIEFSCHNEEPRÄMIE VON CHF 4'900.–\* UND EXKLUSIVER WINTERAUSRÜSTUNG.

Diesen Winter fahren Sie auch finanziell gut: Mit dem exklusiven Sondermodell Evoque Convertible «Hello Snow» profitieren Sie von einer einmaligen Tiefschneepremie von CHF 4'900.– und erhalten darüber hinaus das «Hello Snow»-Paket geschenkt, inkl. eines Satzes Winterräder, Marken-Winterjacken für sie und ihn sowie eines Weekenders voller praktischer Winter-Tools.

Jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann Probe fahren.

landrover.ch



\*Evoque Convertible TD4 HSE Dynamic, 2-Türer, aut., 4WD, 150 PS, Normverbrauch gesamt: 5.7 l/100 km, 149 g CO<sub>2</sub>/km (Durchschnitt aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge: 134 g/km), Energieeffizienz-Kategorie: D. Empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 68'500.– inkl. Tiefschneepremie CHF 4'900.– und Sonderausstattung Winterpaket, Sitzheizung vorn, Black Pack, Ski-Durchreiche, Windschott, 1 Satz Winterkompleträder, Bodenteppiche, Dekor und «Hello Snow»-Gadgets (2 Jacken, 2 Mützen, 2 Schlüsselanhänger, 1 Schaufel, 1 Decke, 1 Thermoskanne, 1 Ledertasche). Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte. Angebot gültig solange Vorrat.

# «Liebe zum Freilichtmuseum»

Flavia Kleiner, Frontfrau der Operation Libero, hat den hiesigen EU-Freunden neuen Lebensmut eingehaucht. Hier spricht sie über Rechtsphilosophie, elektronische Tanzmusik, Zuwanderung und Brahms. Von Florian Schwab

Frau Kleiner, im Februar hat die Bevölkerung die Durchsetzungsinitiative abgelehnt. Ihrer «Operation Libero» wird am Abstimmungsresultat ein massgeblicher Anteil zugesprochen. Woher kommt Ihr politischer Einsatz?

Zwar bin ich in einem politischen Elternhaus aufgewachsen, während der Schulzeit war ich aber nie besonders politisch. Entscheidend war später der rechtsphilosophische Unterricht an der Uni Freiburg bei Marcel Alexander Niggli – ein unglaublich liberaler Geist! Er hat manchmal rund zehn Studenten für ein Privatissimum zu sich nach Hause eingeladen, wo bis ins Morgenrauen diskutiert wurde. Da habe ich viel mitgenommen. Auslöser für die Gründung der Operation Libero war dann die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative am 9. Februar 2014 ...

Und plötzlich ging der Scheinwerfer an und wurde auf Sie gerichtet!

Die «Operation Libero» ist ein ganzes Team, und ich bin einfach ein Teil davon. Aber ja, an die Medienlogik musste ich mich gewöhnen. Ich hatte nichts dergleichen erwartet. Als mir jemand vor dem Abstimmungssonntag sagte: «Wenn ihr wirklich gewinnt, dann werden die Leute Fragen stellen, dann ruft die *Schweizer Illustrierte* bei dir an.» Ich hielt das für absurd.

Die Operation Libero wirkt manchmal, als sei sie einer Marketingagentur entsprungen. Fast zu geschliffen für eine spontane Initiative von jungen Leuten.

Niemand von uns hat nennenswerte Erfahrung im Polit-Marketing. Umso mehr verblüfft es mich selber, wie genau unsere «Marktanalyse», wenn Sie so wollen, vor drei Jahren war. Die Rückwärtsgewandtheit, der Konservatismus, die Liebe zum Freilichtmuseum: alles Trends, die sich seither noch verstärkt haben.

Die Weltwoche hat die Rückkehr des Nationalstaats diagnostiziert: Trump, Brexit. Keine guten Zeiten für die EU. Diese möchte ja den Nationalstaat teilweise ersetzen. Auch den schweizerischen.

Ich finde es auch nicht gut, wenn die EU sich um Probleme kümmert, die auch der Nationalstaat lösen kann. Ich würde diesen aber auch nicht allzu sehr lobpreisen. Die verhältnismässigsten Entscheidungen treffen die Gemeinden. Aber es gibt Probleme, die man besser auf höherer Stufe löst. Der-



«Viele Freiheiten, keine Routine»: Flavia Kleiner.

zeit beispielsweise die Migration oder die Wirtschafts- und Währungskrise in Europa. Mir geht es nicht so sehr um die Institution an sich.

Je abgehobener die Eliten, desto geringer ihre demokratische Legitimation. In der EU hat der Bürger kaum Einfluss.

Das EU-Parlament ist gewählt worden, und zwar in den grössten demokratischen Wahlen, die jemals stattgefunden haben. Ja, die EU behandelt teilweise Themen, die auf einer tieferen Stufe besser aufgehoben wären. Das bedeutet aber nicht, dass man die EU grundsätzlich abwerten und diffamieren muss. Sie hat eine grosse Friedensepoche mit Stabilität und Wohlstand gebracht.

Was macht den kommunikativen Erfolg der Operation Libero aus?

Politik muss sinnlicher werden. Das heisst auch fröhlicher, lustiger, zum Anfassen ...

Pardon, aber Sie sind genauso verbissen, wie Sie es Ihren Gegnern vorwerfen: reflexhaft gegen die SVP.

Wir sind für das Chancenland Schweiz. Und die SVP ist die Kraft, die das angreift. Es gibt auch linken Populismus, aber der bringt weniger solche Initiativen hervor. Klar, wir sind ein bisschen frech, wir locken aus der Reserve. Vielleicht befeuert das ja die SVP sogar.

Ginge es nicht lockerer?

Der grosse Freiheitsdenker John Stuart Mill hat die Gefahr beschrieben, die entsteht, wenn man die kollektive Freiheit über die individuelle stellt. Wenn das Volk den Einzelnen bedrängt, dann wird es gefährlich. Das macht die SVP. Dazu kommt der systematische Angriff auf die Institutionen. Nächstes Jahr ist wohl die SRG an der Reihe und das Völkerrecht. Diese Systematik stört uns. Wir sind für Rechtsstaat und Gewaltenteilung.

Das nächste Jahr wird europapolitisch entscheidend. Wie sehen Sie die Ausgangslage?

Es ist gut, dass es polarisierende Fragen gibt, wie jene des Populismus. Sie führen dazu, dass wir auch über die Demokratie sprechen. In der Demokratie zählen die besseren Argumente. Die SVP hat keine Ideen, wie sie die Erfolgsgeschichte der Schweiz fortschreiben möchte. Sie ist die Partei der Hochwohlgeborenen, sie kennt keine Meritokratie.

Inwiefern?

Warum soll jemand einen Job bekommen, nur weil er Schweizer ist? Das ist illiberal.

Personenfreizügigkeit mit der ganzen Welt? Ja.

Der Schweizer Sozialstaat ist kaum für den Ansturm von Milliarden Armer gewappnet.

Natürlich nicht, aber man muss immer fragen: «Wie viele kommen wirklich?» Bei der Personenfreizügigkeit geht es zudem ja um Leute, die hier einen Job haben. Systematische Beschränkungen sind Gift für die Innovation und das Vorankommen der Schweiz als zukunftsorientiertes Land.

Apropos Zukunft: Wie sehen Ihre eigenen Pläne aus? EU-Botschafterin in Bern?

(Lacht) Das sicher nicht. Erst einmal schliesse ich das Studium ab.

Es hiess, Sie hätten Angebote von Parteien.

Das ist für mich momentan keine Option. Mit der Operation Libero habe ich viele Freiheiten und keine Routine. Wenn es etwa gleich aufregend weiterginge, wäre das gut.

Was machen Sie abseits von Politik und Uni?

Beispielsweise gehe ich gerne in den Ausgang und tanze zu guter elektronischer Musik. Zudem höre ich gerne klassische Musik: Mendelssohn, Brahms ...

Was schenken Sie Ihren Kampfgefährten von der Operation Libero zu Weihnachten?

Pink Socken mit Schweizerkreuz! Diese werden an unseren Weihnachtessen am Donnerstag überreicht. Hoffentlich lesen nicht alle die *Weltwoche* – sonst wäre die Überraschung ja ausgeplaudert. ○



# Traumhafte Seen- und Küsten- landschaften Schottlands

mit MV Lord of the Glens ❄️❄️❄️+



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**Fr. 300.-**

\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs



Jetzt Katalog 2017 bestellen!



## Edinburgh–Inverness–Kyle of Lochalsh–Glasgow

11 Tage ab Fr. 3990.- (Rabatt Fr. 300.- abgezogen, James Watt, Vollpension)

- Luxuriöses Schiff mit einmaligem Ambiente
- Schlösser, Burgen und Landhäuser
- Caledonian Canal mit «Neptune's Staircase»

**1. Tag Zürich–Edinburgh** Ind. Anreise nach Zürich Flughafen. Flug mit KLM via Amsterdam nach Edinburgh. Stadtrundfahrt und Transfer zum Hotel. Übernachtung.

**2. Tag Edinburgh** Freizeit und Hotelübernachtung.

**3. Tag Edinburgh–Inverness** Morgens Fahrt nach Inverness zum Schiff. Einschiffung. Willkommensgruss, Abendessen.

**4. Tag Inverness–Fort Augustus** Ausflug nach Cawdor Castle. Fahrt durch den Caledonian Canal, der Loch Ness mit drei weiteren Seen verbindet. Passage der Ruine Urquhart Castle.

**5. Tag Fort Augustus–Banavie** Fahrt über fünf Schleusentrepfen durch das Zentrum von Fort Augustus und entlang der Laggan Avenue. Passage der Schleuse von Laggan. Fahrt über Loch Lochy bis Banavie. Besuch des Glenfinnan-Viadukts.

**6. Tag Banavie–Craignure** Fahrt durch acht Schleusen der «Neptune's Staircase» bis nach Craignure auf der Insel Mull. Besuch von Duart Castle.

**7. Tag Craignure–Tobermory** Ausflug auf die Isle of Iona, wo 50 schottische Könige begraben sind. Schifffahrt bis zum Fischerhafen Tobermory auf der Insel Mull.

**8. Tag Tobermory–Inverie** Fahrt zur Insel Eigg und weiter nach Inverie. Das «Old Forge» ist das abgeschiedenste Pub Grossbritanniens und nur auf dem Wasserweg erreichbar.

**9. Tag Inverie–Kyle of Lochalsh** Fahrt über den Sound of Sleat nach Armadale zur Insel Skye. Besuch des Clan Donald Centre. Weiterfahrt nach Kyle of Lochalsh. Ausblick zur Cuillins-Gebirgskette und Besichtigung von Portree.

2-Bettkabine David Roberts und Alexander Graham Bell



**10. Tag Kyle of Lochalsh–Glasgow** Ausschiffung und Fahrt nach Glasgow. Stadtrundfahrt und Übernachtung im Hotel.

**11. Tag Glasgow–Zürich** Frühstück und Transfer zum Flughafen. Rückflug via Amsterdam nach Zürich. Ind. Heimreise.

### Glasgow–Kyle of Lochalsh–Inverness–Edinburgh

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

Programmänderungen vorbehalten

### MV Lord of the Glens\*\*\*\*\*

Das ehemalige Hochseeschiff wurde im Jahr 2000 zum Flussschiff umgebaut und im Frühjahr 2016 renoviert. Die Decks sind aus wertvollem Teakholz und die Innenausstattung aus edlen Harthölzern gefertigt und verleihen das stilvolle Ambiente eines Luxussschiffs. Die 27 Kabinen (ca. 10 m<sup>2</sup>) sind geschmackvoll eingerichtet und verfügen über DU/WC, Föhn, Telefon, TV/Radio, Safe und Klimaanlage. Die Kabinen des David Roberts und Alexander Graham Bell Decks sind mit grossen Fenstern ausgestattet. Die Kabinen des James Watt Decks verfügen über grosse Bullaugen. Im eleganten Restaurant mit grossen Panoramafenstern werden die Mahlzeiten in einer Sitzung serviert. Lounge, Bar und Bibliothek bieten beachtlichen Komfort in angenehmer Umgebung. Sie finden Erholung in einer Atmosphäre, wie es nur Schiffe dieser Dimension bieten können.

**Nichtraucher Schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).  
Reederei/Partnerfirma: Magna Carta Steamship Ltd.

Restaurant



### Reisedaten 2017/18 Es het solangs het Rabatt

Edinburgh–Glasgow	Glasgow–Edinburgh
01.07.–11.07.17 <b>300</b>	28.05.–07.06.17 <b>300</b>
26.05.–05.06.18* <b>300</b>	
23.06.–03.07.18* <b>300</b>	
07.07.–17.07.18* <b>300</b>	
01.09.–11.09.18* <b>300</b>	

\*mit leicht geändertem Programm

### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Hotelübernachtungen in Edinburgh und Glasgow jeweils mit Frühstück
- Flug ab/bis Zürich via Amsterdam mit KLM in Economy-Class, inkl. Flughafentaxen
- Alle Ausflüge gemäss Programm
- Alle Hafentaxen und Transfers
- Bordreiseleitung durch Schottland-Kennerin Konia

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine James Watt	4290
2-Bettkabine David Roberts	5290
2-Bettkabine Superior David Roberts	5690
2-Bettkabine Alexander Graham Bell	5890
Zuschlag Alleinbenutzung James Watt	1190
Jahresversicherung Allianz Einzel	109
Jahresversicherung Allianz Familie	189

Weitere Informationen unter [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Duart Castle



Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Karin Strübi  
Gratis-Nr. 0800 626 550



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen



# «Ich habe keine Angst»

Die ehemalige Miss Schweiz, Dominique Rinderknecht, 27, und das Topmodel Tamy Glauser, 31, sprechen zum ersten Mal in einem Interview über ihre Liebe und das neue Selbstverständnis von jungen lesbischen Frauen. Von Franziska K. Müller und Thomas Buchwalder (Bild)

Frau Rinderknecht, nach der Trennung von Ihrem Freund wurden Sie gefragt, ob es einen neuen Mann gebe. Die Frage war offensichtlich falsch gestellt.

*Dominique Rinderknecht:* Absolut. Im öffentlichen Umfeld ging man davon aus, dass meine neue Liebe männlich sein wird. Etwas anderes war nicht vorstellbar. Bei den Miss-Wahlen war es ähnlich. Die Kandidatinnen werden mit Fragen gelöchert, die bis in die Kindheit zurückgehen. Es wird sogar gefragt, ob man bereits einen Dreier gehabt habe. Aber ob man lesbisch oder bisexuell sei, fragt niemand.

**Wären Sie als bekanntermassen lesbische Frau zur Miss Schweiz gewählt worden?**

*Rinderknecht:* Die Schweizer und Schweizerinnen sind offener, als man vielleicht denkt. Das haben mir die zurückliegenden Monate gezeigt.

**Im Herbst gestanden Sie beide, «ein bisschen» verliebt zu sein. Was hat sich seither getan, Frau Glauser?**

*Tamy Glauser:* Als Dominique in mein Leben trat, interessierte mich plötzlich keine andere Frau mehr. Obwohl ich bereits wusste, dass es mehr als ein Flirt war, hatten wir unsere Liebe zum Zeitpunkt des Outings noch nicht definiert. Heute stelle ich Dominique als meine Freundin vor.

**Es hiess früh, Sie würden knutschend und fummelnd durch das Zürcher Nachtleben ziehen. Macht Liebe unvorsichtig?**

*Rinderknecht:* Vielleicht. Und wenn man verliebt ist, lässt sich dieses Gefühl nur schwer unterdrücken oder verstecken. Es gab bald Spekulationen, und dass wir uns äussern mussten, war nur eine Frage der Zeit. Das war uns beiden bewusst: Sonst hätten wir uns nicht zusammen in der Öffentlichkeit gezeigt.

**Das Interesse am Liebesgeständnis des Jahres war gross: Wie haben Sie die erste Zeit danach erlebt?**

*Rinderknecht:* Es gab keine negative Presse, und wir wurden auch von vielen Leuten auf positive Art und Weise angesprochen. Junge Menschen gratulierten mir sogar zu der mutigen Entscheidung. Sogar in den sozialen Medien gab es viel Lob. Ich war selbst erstaunt.

**Zuoberst auf der Liste der meistdiskutierten Fragen stand dennoch: «Warum werden Frauen plötzlich lesbisch?»**

*Rinderknecht:* Für andere will ich nicht ant-



«Offener, als man vielleicht denkt»: Liebespaar Rinderknecht-Glauser.

worten, in meinem Fall kann ich sagen, es war nicht plötzlich, und manche Entwicklungen brauchen Zeit. Man kann lesbisch oder bisexuell sein, ohne es zu leben. So wie mir ergeht es auch anderen. Man weiss heute, dass viele Frauen und Männer nicht zu hundert Prozent heterosexuell sind und doch lange und manchmal für immer so leben.

*Glauser:* Kommt dazu, dass sich das Bild der lesbischen Frau in den vergangenen dreissig Jahren verändert hat. Heute sind auch jene Frauen, die man optisch nicht auf den ersten Blick als lesbisch erkennen würde, in der Öffentlichkeit präsent.

**Früher dachte man, lesbische Frauen seien unattraktiv. Weiss man es heute besser?**

*Rinderknecht:* Attraktivität liegt im Auge des Betrachters. Aber ein Vorurteil besagt, dass

lesbische Frauen nicht hübsch genug seien, um einen Mann zu bekommen. Auch ich war früher in solchen Klischees gefangen, wenn ich über das Thema nachdachte, und ich wusste: «Die typischen lesbischen Frauen gefallen mir nicht.» Dabei lernte ich in dieser Zeit womöglich wunderschöne und aufregende Frauen kennen, die lesbisch oder bisexuell waren, und ich erkannte es nicht, weil sie nicht in mein beschränktes Bild passten.

**Ist das die Erklärung für das späte Coming-out?**

*Rinderknecht:* Nein, der Grund liegt eher darin, dass meine Sexualität kein Thema war und mich niemand danach gefragt hat.

**Hollywoodstars wie Cara Delevingne und Kristen Stewart machten ihre Frauenliebe öffentlich. Das gleichgeschlechtliche Ab-**



**knutschen ist fast eine Hipness-Garantie. Was halten Sie davon?**

*Glauser:* Wenn diese Frauen nicht nur auf der Suche nach Publicity sind, finde ich das gut. Eben auch, weil sie einen anderen Lifestyle und ein neues Image verkörpern und beides nach aussen tragen.

**Was heisst das genau?**

*Glauser:* Diese Frauen sind schön, weiblich, erfolgreich. Ihre sexuelle Identität funktioniert selbstbewusst, eigenständig und offen. Es gibt nichts zu verbergen, weil die Homosexualität keine grosse Sache mehr ist.

**Eine Frage zum Thema «Tamynique» lautete: «Ist es bloss Bisexualität?»**

*Rinderknecht:* In meinem Fall würde ich antworten: «Ja, ich bin bisexuell, weil ich mich von Männern und Frauen angezogen fühle.» Das «bloss» würde ich aber streichen. Diese Wertung verstehe ich nicht.

**Muss man zwischen lesbisch und bisexuell unterscheiden?**

*Glauser:* Nein, aber in manchen lesbischen Gemeinschaften wird das unterschieden. So entstehen Hierarchien, die diskriminierend sein können. Die bisexuellen Frauen gehören nicht ganz dazu, weil sie eines Tages theoretisch wieder mit einem Mann zusammenleben könnten.

**Hat man Angst, dass eine Geliebte, die bisher auf Männer stand, eines Tages rückfällig werden könnte?**

*Glauser:* Rückfällig? Ich weiss nicht. Es handelt sich ja nicht um eine Sucht. Ich finde, es geht um die Liebe, um den Menschen und um den Schmerz, wenn man den geliebten Menschen verliert; ob an einen Mann oder an eine Frau, scheint mir da eher unwichtig. Angst habe ich auch nicht. Angst ist unsexy und tut der Beziehung nicht gut.

**Haben Sie den Eindruck, dass lesbische Frauen beliebter sind als homosexuelle Männer?**

*Glauser:* Gesellschaftlich betrachtet, wohl kaum.

**Laut einer amerikanischen Studie haben heterosexuelle Männer mit Schwulen mehr Mühe als mit Lesben, weil sie Letztere oft sexy finden.**

*Rinderknecht:* Das geschieht allenfalls im Kopf. Wenn die Männer in der Realität aber merken, dass sie nicht Teil der Konstellation sind, ist es mit der Sympathie meist zu Ende.

**Ist ein spätes Outing schwieriger, als wenn man die sexuelle Identität bereits in jüngeren Jahren festlegt und lebt?**

*Rinderknecht:* Ich habe nicht gehadert und hatte keine Angst davor, was kommen könnte. Natürlich hat mir Tamy geholfen. Sie gibt mir Sicherheit, ihre Liebe und ihre Erfahrung sind wichtig. Allerdings war es auch ein Glück, dass meine Familie offen

ist und schon immer liberal mit dem Thema umging. Auch beruflich hatte mein Coming-out bisher keine negativen Folgen.

*Glauser:* Bei mir war der Fall früher klar. Ich wuchs in einem kleinen Dorf auf, war schon immer irgendwie anders. In der fünften Klasse hatte ich es satt, mich deshalb ständig zu verteidigen, also liess ich meine Haare wachsen und kleidete mich wie die übrigen Mädchen in meiner Klasse. Anfang zwanzig zog ich nach New York und realisierte, wie sehr ich mich in den vorangegangenen Jahren angepasst hatte. Ich rasierte die Haare ab und entdeckte mich Schritt für Schritt wieder – bis ich war, wie ich eben bin.

**Beruflich ging es von da an steil bergauf. Heute gelten Sie als erfolgreichstes Schweizer Model. Wie haben Sie das geschafft?**

*Glauser:* Das verdanke ich Labels wie Vivienne Westwood und Jean Paul Gaultier, die mich als Erste in Paris gebucht haben. Meinen Agenten lag ich immer wieder in den Ohren, sie sollten mich auch für Männer-Jobs casten. Damals dachten die Leute, ich sei verrückt,

---

**«Als mich Louis Vuitton buchte, wurden meine Frisur und mein Stil zum Trend.»**

---

doch dann verpflichtete mich Givenchy als eher klassisches Label für die Herrenkollektion. Manche potenziellen Klienten, und auch die Casting-Direktoren, blieben ob der fehlenden Haare dennoch etwas verwirrt. Als mich Louis Vuitton buchte, wurden meine Frisur und mein Stil zum Trend.

**Ihr burschikoses Aussehen erwies sich in der Modeindustrie als wegweisend und hat viele Nachahmerinnen gefunden: Ist das Androgyne die letzte Provokation?**

*Glauser:* Die Verwischung der Geschlechtergrenzen sorgt für Irritation. In der Mode- und Werbeindustrie ist der Moment, in dem der Betrachter innehält, unbezahlbar. In der Realität kann man von einer Provokation sprechen, die oft sogar Aggressionen auslöst.

**Inwiefern?**

*Glauser:* Die Verunsicherung darüber, ob ich männlich oder weiblich bin, führt zu überzogenen Reaktionen, etwa dazu, dass mich Security-Leute tätlich angehen und aus dem Lokal werfen. Der Gang zur Toilette wird ebenfalls meist zur Mutprobe, da manche Frauen bei meinem Anblick beinahe hysterisch reagieren.

**Wie würden Sie Ihre Geschlechtsidentität selbst definieren?**

*Glauser:* Ich bin eine Frau und glücklich damit. Sie beide sind prominent und profitieren von dem, was frühere Aktivistinnen erreicht haben. Beeinflusst das Ihr Selbstverständnis?

*Rinderknecht:* Im Vergleich zu früher sind wir frei. Es ist ein Privileg, dass wir uns nicht hauptsächlich über die Zugehörigkeit zu

einer sexuellen Minderheit definieren müssen, um Unterstützung und Akzeptanz zu erfahren. Und es macht einen unverkrampften Umgang mit der Thematik möglich.

*Glauser:* Wir sehen nicht alles schwarzweiss, und es gibt in unserem Leben Platz für viele andere Dinge, die uns bewegen und beschäftigen. Als Paar mit Promi-Status können wir uns aber auch Gehör verschaffen.

**Wie wollen Sie diesen Umstand nutzen?**

*Rinderknecht:* Da ich selbst den gängigen Vorstellungen von einer lesbischen Frau nicht entspreche, hoffe ich, dass mein Outing zur Beseitigung jener Klischees beiträgt, die auch in meinem Kopf kreisten. Man sollte sich nicht von einem unüblichen Weg abbringen lassen, nur weil das Umfeld Mühe haben könnte.

**Sind Homosexuelle heute gleichgestellt?**

*Rinderknecht:* Vieles ist sehr gut. Aber nicht alles. Zum Beispiel sind die registrierte Partnerschaft und die Heirat nicht gleichwertig, und wenn homosexuelle Männer Blut spenden wollen, müssen sie praktisch asexuell leben, ansonsten ist es, trotz HIV-Test, verboten. Das finde ich diskriminierend.

*Glauser:* Im Ausland sehen viele die Schweiz als liberales Vorbild, und die meisten, unter anderem auch Vivienne Westwood, reagieren schockiert, wenn sie erfahren, dass homosexuelle Paare in unserem Land nicht heiraten dürfen. Dass es Menschen verboten ist, ein Kind zu adoptieren, nur weil sie in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben, finde ich traurig.

**Andere kritisieren die Homosexualisierung der Gegenwart. Was antworten Sie?**

*Rinderknecht:* Auch wenn homosexuelle Menschen und ihre Anliegen heute in der Öffentlichkeit stärker präsent sind, kann von einer Homosexualisierung der Gegenwart keine Rede sein. Nur weil Menschen zu ihrer gleichgeschlechtlichen Sexualität stehen, stirbt die Menschheit nicht aus.

**Es werden Gay-Anlässe gesponsert, und diverse Berufsgruppen unterhalten Verbände, die schwulen Mitgliedern vorbehalten sind. Übertrieben oder notwendig?**

*Glauser:* Dank früheren Aktivisten kann ich mich in meinem Leben weitgehend frei bewegen und werde akzeptiert, ohne einem Verband angehören zu müssen. Trotzdem ist es gut, dass es Organisationen gibt, bei denen andere Unterstützung finden. Dabei denke ich auch an junge Trans- und Homosexuelle und die hohen Selbstmordraten. Nicht alle können mit dem Thema so selbstbewusst umgehen wie Dominique.

**Frau Rinderknecht, was war rückblickend das Mühsamste, was das Beste am Outing?**

Nichts war mühsam. Es war nur positiv. Vor allem war das vergangene Jahr eine Horizonterweiterung. Heute sage ich, was ich denke, und stehe dazu, wer ich bin. Hoffentlich macht das anderen Mut. ○

# «Die Vorteile werden überwiegen»

Werden bald Roboter den Menschen ersetzen? Der renommierte Schweizer Ökonom David Dorn über die Angst um den Arbeitsplatz, die Abneigung gegen den Freihandel und zur Frage, ob Computer die Wirtschaft wirklich produktiver machen. *Von Beat Gygi*

Berichte und Studien prognostizieren eine Technologiewelle, die unsere Zukunft komplett umwälzen werde. Roboter sollen die Herrschaft im Auto, in der Anlageberatung und im Altersheim übernehmen. Durch die Automatisierung der Büroarbeit würden Millionen von Menschen ihren Arbeitsplatz verlieren. Der auf internationalen Handel und Arbeitsmärkte spezialisierte Ökonom David Dorn legt hier dar, wie er solche Vorstellungen beurteilt und wie der technische Fortschritt auf die Wirtschaft wirkt. Der 37-jährige Schweizer ist seit 2014 Professor an der Universität Zürich und gehört von seinen Publikationen her zur Spitzenliga der Ökonomie. Er hat an der Universität St. Gallen studiert und doktortiert und war vor seiner Zürcher Stelle in Madrid und Harvard als Professor tätig.

**Herr Dorn, immer wieder hört man, nächstens komme ein enormer Technologieschub, bei dem die Automatisierung massenhaft Arbeitsplätze vernichten werde. Menschliche Arbeit werde in grossem Stil überflüssig, weil die neue Technik riesige Leistungen zu geringsten Kosten biete. Halten Sie das für realistisch oder eher für eine Euphorie?**

Es ist eine Euphorie, die daran erinnert, dass man schon seinerzeit in den siebziger Jahren die grosse Roboterrevolution vorausgesagt und massive Umwälzungen im Arbeitsmarkt prognostiziert hat, die später nie so eingetroffen sind. Diese Technologiewelle hat sich auch nicht deutlich in den tatsächlichen Produktivitätsstatistiken niedergeschlagen, ein enormes Wirtschaftswachstum ergab sich nie daraus. Ich glaube deshalb, dass die kommenden Entwicklungen um einiges überschätzt werden. Natürlich ist es heute möglich, eine ungeheure Rechenleistung zu einem unschlagbar günstigen Preis zu erhalten. Aber es gibt sehr viele Tätigkeiten in der Wirtschaft, die nicht einfach auf schnelle Rechenleistung angewiesen sind, sondern physische oder kognitive Fertigkeiten voraussetzen, die sich schwer automatisieren lassen.

**Aber der neue Taxidienst Uber oder die neue Unterkunftsvermittlung Airbnb bringen doch so grosse Kapazitäten in die Märkte hinein, dass vieles umgekrempelt wird.**



«Gewisse Gewinne aus der Globalisierung sind nicht so leicht ersichtlich»: Ökonom Dorn, 37.



Es gibt dank den neuen Kommunikationstechnologien immer bessere Möglichkeiten, um in Märkten Nachfrage und Angebot zusammenzubringen. Das hat sich schon früher gezeigt, als durch das Internet viele neue Formen von Transaktionen möglich wurden. Beim Uber-Taxidienst ist es vor allem die Vermittlung über Mobiltelefone. Das sind wichtige Fortschritte in der Wirtschaft, aber es ist unklar, ob sie gleichermaßen bedeutend sind wie jene Fortschritte, die man vor dem Computerzeitalter durch andere Technologien erlebt hat.

**Sie haben kürzlich Aufsehen erregt, als Sie zusammen mit Forscherkollegen die Frage aufwarfen, ob der berühmte, heute 92-jährige Ökonom Robert Solow mit seinem Ausspruch vielleicht doch immer noch recht hat.**

Ja, Robert Solow hat in den achtziger Jahren gesagt: «Man sieht Computer überall, nur nicht in den Wirtschaftsstatistiken.» Heute hingegen dominiert weitherum die Ansicht, dass sich der Einsatz von Computern mittlerweile auch in verbesserten Produktivitätszahlen zeigt. Genau das haben wir nun hinterfragt.

**Und Ihr Befund?**

Die Daten zeigen, dass diejenigen Industrien, die in stärkerem Masse Computer einsetzen, nicht wesentlich höhere Produktivitätsgewinne erzielt haben als die anderen – mit der bedeutenden Ausnahme des Computersektors selber, da sind die Fortschritte tatsächlich beträchtlich. Die Branchen, die Computer herstellen, beeinflussen in einer Volkswirtschaft naturgemäss die gesamte Produktivitätsstatistik, es gibt also beim Messen eine Vermischung. Weitere grosse Messprobleme ergeben sich dadurch, dass es sehr schwierig ist, die heutigen Computer und Mobiltelefone derart mit den Geräten früherer Jahrzehnte zu vergleichen, dass man der verbesserten Qualität in richtigem Ausmass Rechnung trägt.

**Es könnte also sein, dass der Computersektor in der Wirtschaft einsam und isoliert vorwärtsgestürzt ist, ohne die anderen Branchen mitzunehmen?**

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Innovation der Wirtschaft stark im Computer- und Kommunikationssektor konzentriert. Das sehen wir auch daran, dass sich Computer und Mobilgeräte in der Vergangenheit massiv verbessert haben, währenddem Unternehmen und Haushalte in manchen anderen Lebensbereichen immer noch mit Produktionsweisen und Produkten funktionieren, die dem ziemlich ähnlich sind, was man schon vor Jahrzehnten gekannt hat.

**Das spricht eigentlich eher für Stabilität bei der Beschäftigung und gegen völlige Umbrüche im Arbeitsmarkt.**

Richtig. Die apokalyptische Voraussage, dass es wegen der technologischen Entwicklung zu Massenarbeitslosigkeit kommen könnte, beruht auf zwei Annahmen. Die erste ist, dass es weiterhin einen massiven Preiserfall gibt bei der Computerleistung, was allerdings umstritten ist. Die zweite Annahme ist, dass sich die Leistungsfähigkeit der Maschinen nicht nur verbessern, sondern auch verbreitern wird, in dem Sinn, dass man sie für immer mehr Aufgaben einsetzen kann. Diese Annahme erscheint besonders problematisch.

**Aber man spricht heute bereits von Robotern in Pflegeheimen, in der Finanzberatung oder beim Lenken von Autos.**

Gewiss, aber es ist völlig unklar, ob wir wirklich schon bald Roboter haben werden, die alle möglichen menschlichen Tätigkeiten abbilden und wahrnehmen können. Es gibt schon seit Jahrzehnten grösste Forschungsanstrengungen, um Robotern beispielsweise einfachste Hausarbeiten beizubringen – und immer noch ist man weit davon ent-

---

**«Ich glaube, dass die kommenden Entwicklungen um einiges überschätzt werden.»**

---

fernt, dass Roboter solche Arbeiten ähnlich geschickt und leicht erledigen können wie ein durchschnittlicher Mensch.

**Und doch fürchten nun viele Leute, die Automatisierung normaler Büroarbeit könnte sie bald um ihre Jobs bringen.**

Technologische Entwicklung und Globalisierung führen zu einem Strukturwandel, der das Angebot von Arbeitsstellen laufend verändert. Es ist eine grosse Herausforderung, auf diese Veränderungen zu reagieren, besonders auch für Ältere, die ihre Stelle verlieren und sich nicht so einfach beruflich neu orientieren können.

**Was sagen Sie als Ökonom zu solchen Spannungen? Wie sind Sie in Ihrem Beruf auf Arbeitsmarktthemen gekommen?**

Ich habe an der Universität St. Gallen studiert und begann durch Zufall schon früh eine Hilfstätigkeit am Forschungsinstitut für Arbeitsmarktökonomik. Dort konnte mich mein späterer Doktorvater Alfonso Sousa-*Poza* für Fragen des Arbeitsmarktes begeistern. Ich sah, dass es beim Arbeitsmarkt nicht nur um abstrakte Konzepte geht, sondern um das Bindeglied zwischen Volkswirtschaft und Gesellschaft. Die meisten Menschen erzielen ihr Haupteinkommen durch Arbeit und verbringen auch einen grossen Teil ihrer Lebenszeit am Arbeitsplatz. In der Arbeitsmarktökonomik zeigt sich besonders deutlich, dass die Ökonomik nicht nur eine Disziplin der angewandten Mathematik ist, sondern eine Sozialwissenschaft, die sich da-

mit beschäftigt, die Menschen und ihr Zusammenleben zu verstehen.

**Sie sehen in der Ökonomie also ein Instrument, um menschliches Verhalten zu verstehen und erklären. Warum sind denn so viele Leute so skeptisch gegenüber den Wirtschaftswissenschaften?**

Da in unseren Schulen wenig Ökonomie unterrichtet wird, gibt es vielerorts das Vorurteil, es gehe dabei nur um Geld, Zahlen und Mathematik. In Wirklichkeit hat sich die Ökonomie in den vergangenen Jahrzehnten aber stark entwickelt. In der Forschung dominieren heute nicht mehr theoretisch-mathematische Aufsätze, sondern empirische Studien, die durch die Analyse vielfältiger Daten ergründen, wie sich die Menschen verhalten und wie sich ihre Lebensumstände und Lebensweisen verändern.

**Tun Ökonomen in der Schweiz genug, um das dem Publikum darzulegen und sich in wirtschaftspolitischen Debatten zu Wort zu melden?**

Für das Volkswirtschaftliche Institut der Universität Zürich ist es ein wichtiges Anliegen, grundlegende ökonomische Zusammenhänge in der Öffentlichkeit aufzuzeigen. Das UBS International Center of Economics in Society, dem ich angehöre, hat zum Beispiel letztes Jahr ein *policy paper* publiziert, das sich in nichttechnischer Sprache an ein breites Publikum wendet und die Auswirkungen der Computertechnologie auf den Arbeitsmarkt diskutiert. Ich zeige dort auf, dass die Verbreitung von Computern und Robotern in der Arbeitswelt nicht zu grosser Arbeitslosigkeit geführt hat, da nicht nur automatisiert wurde, sondern auch viele neue Stellen geschaffen wurden.

**Aber ist das heutige Stellenwachstum, etwa im Gesundheitswesen, wirtschaftlich gesund? Es ist ja nicht sicher, ob all diese neuen Jobs produktiv genug sind.**

Das Gesundheitswesen zählt zweifellos zu den grossen Wachstumssektoren, da die älter werdende Bevölkerung mehr Leistungen nachfragt. Und der Gesundheitssektor hat manche organisatorische Schwächen. Man kann der Entwicklung, dass Menschen im Zuge des technologischen Fortschritts in Sektoren mit schwächerer Produktivitätsentwicklung eintreten, jedoch durchaus auch etwas Positives abgewinnen. Dass es immer noch Branchen gibt, in denen der technische Fortschritt nicht so schnell ist und nicht gleich alle Stellen für Menschen mit niedrigerem Bildungsstand wegrationalisiert, hat für die Gesellschaft eben auch etwas Gutes.

**Man kann also sagen: Zum Glück gibt es noch Berufe mit viel Arbeitsaufwand?**

Jedenfalls ist es nicht schlecht, dass es immer noch genügend Stellen gibt, bei denen Menschen ohne Universitätsabschluss Dienst-



**Schwierige Anpassung:** Pflegeroboter für Senioren im chinesischen Hangzhou.

leistungen erbringen können, die weiterhin und künftig vielleicht sogar stärker nachgefragt werden.

**Aber Stellen mit niedrigen Qualifikationsansprüchen sind doch in vielen Ländern rasch bedroht, wenn Billigimporte ins Land kommen.**

Ja, die Gütermärkte sind anfälliger auf ausländische Konkurrenz als Märkte für Dienstleistungen. Westliche Länder, die auf dem Gütermarkt in Konkurrenz zu China stehen, haben deutlich an Beschäftigung verloren. Vor allem in den USA, wo das staatliche Wohlfahrts- und Umverteilungssystem weniger stark ausgeprägt ist als in Europa, sind die Verlierer dieser Globalisierung nur in sehr geringem Masse für ihre Einkommensverluste entschädigt worden.

**Soll die Politik Verlierer überhaupt stärker entschädigen?**

In ökonomischen Modellen des Handels galt immer der Standpunkt, dass die Gewinner die Verlierer vollständig für deren Verluste kompensieren können und dass die Gewinner dann immer noch einen guten Teil des Gewinns für sich haben. In der tatsächlichen Wirtschaftspolitik kommt es allerdings nur unzureichend zu einem solchen Ausgleich. Das ist nicht nur auf fehlenden Willen zurückzuführen, sondern hängt auch damit zusammen, dass es im Einzelfall nicht leicht ist, die Globalisierungsverlierer klar ausfindig zu machen und so zu entschädigen, dass nicht unerwünschte Anreize gesetzt werden.

**Unternehmer und Arbeitnehmer sollen sich also möglichst den neuen Verhältnissen anpassen?**

Ja, aber diese Anpassung ist schwierig. Selbst im amerikanischen Arbeitsmarkt, der gemeinhin als sehr flexibel gilt, gibt es grosse Anpassungshürden, die von Ökonomen lange Zeit unterschätzt wurden. Man ging immer davon aus, dass ein Mensch, der seine Stelle verliert, relativ rasch wieder eine Stelle mit ähnlichem Lohn findet. In Wirklichkeit stellen wir aber fest, dass die betroffenen Arbeitnehmer oft längere Zeit arbeitslos bleiben oder nur Stellen mit deutlich niedrigeren Löhnen angeboten erhalten, die auch eine instabilere künftige Beschäftigung bieten. Gerade in den USA sind mittlerweile viele Politiker der Meinung, man habe die Verluste in manchen Bevölkerungsgruppen unterschätzt und sich zu wenig um deren Schicksal gekümmert.

**Sollten Ökonomen den Leuten besser erklären, dass Freihandel irgendwann doch allen irgendwie zugutekommt?**

Ja, gewisse Gewinne aus der Globalisierung sind ja nicht so leicht ersichtlich. Billigere Importe etwa können die Preise vieler Güter reduzieren, was letztlich allen Konsumenten zugutekommt, weil dies deren Kaufkraft erhöht. Aber es kann auch sein, dass gewichtige Bevölkerungsgruppen durch die Globalisierung tatsächlich wirtschaftliche Nachteile erleiden und so zu Verlierern der Globalisierung werden. Diese Leute haben den Eindruck, es gehe ihnen schlechter, und das ist keine Täuschung, das stimmt wirklich.

**Suchen diese Leute nicht neue Stellen oder Wohnorte?**

Die Menschen ziehen in wesentlich geringerer Masse, als man das erwartet hätte, aus den stark betroffenen Gebieten weg. In Or-

ten mit Fabrikschliessungen bleiben so viele Leute längere Zeit ohne Beschäftigung. Wie meine Forschung gezeigt hat, haben die von der Globalisierung am stärksten betroffenen Orte in den USA zunehmend extremere Politiker ins Parlament gewählt, also entweder besonders linke oder besonders rechte, Tea-Party-orientierte Parlamentarier. Diese Wahlkreise haben in den US-Wahlen auch ausgeprägt für Donald Trump gestimmt.

**Sind eher die grossen Firmen als Gewinner der Globalisierung anzusehen, weil doch beträchtliche Investitionen dafür nötig sind, oder sind es eher die kleineren, weil diese flexibel reagieren können?**

Die Daten deuten darauf hin, dass in vielen Ländern die Produktivität in den grossen Unternehmen stärker gestiegen ist als in den kleinen der gleichen Branche. Weshalb sich die grossen besser entwickelt haben, ist in der ökonomischen Forschung zurzeit eine heiss diskutierte Frage. Vielleicht hat die Kommunikationstechnologie die Entwicklung internationaler Konzerne begünstigt, weil der schnellere Informationsfluss bei der Führung von Niederlassungen einen Vorteil bedeutet.

**Wird die Internationalisierung der Konzerne die Landesgrenzen irgendwann völlig durchlöchern oder überflüssig machen?**

In den letzten zwei Jahrzehnten haben internationale Produktionsketten enorm an Bedeutung gewonnen. Zwischenprodukte überqueren immer mehr Grenzen, viele Branchen sind daher mittlerweile international stark integriert. Aus dieser Sicht haben Landesgrenzen in den vergangenen Jahren eindeutig an Bedeutung verloren. Mittlerweile gibt es aber auch grosse politische Opposition gegen neue Freihandelsabkommen, die eine noch stärkere wirtschaftliche Integration begünstigen würden. Oder es wird gar gefordert, von bisherigen Verträgen zurückzutreten. Insofern zeichnet sich also nicht ab, dass sich die Grenzen in den nächsten Jahren weiter verwischen werden.

**Werden die Kräfte schwächer, die auf internationale Öffnung hinwirken? Schlägt das Pendel der Globalisierung Ihrer Ansicht nach jetzt zurück?**

Die Forschung der letzten Jahre hat deutlich gemacht, dass die Globalisierung zu wesentlich grösseren Verwerfungen am Arbeitsmarkt geführt hat, als das viele Ökonomen und Politiker erwartet hatten. Bei zukünftigen Öffnungsschritten muss dieser Aspekt besonders beachtet werden. Es wäre jedoch ein Fehler, die bestehende internationale Integration wieder rückgängig zu machen. Die Globalisierung hat nicht nur temporäre Anpassungskosten im Arbeitsmarkt gebracht, sondern auch dauerhafte Vorteile für die Konsumenten, und in der langen Frist werden diese Vorteile überwiegen. ○



# «Lassen wir die Engländer Tee trinken»

Ihr Name steht für ein Lebensgefühl, ihr Vater Francesco Illy steigerte in der Schweiz den Espresso-Konsum von 5 auf 50 Prozent. Vittoria Illy will den Schweizer Ableger von Amici Caffè in die Zukunft führen.

Von Thomas Renggli

**Signora Illy, Sie erhielten den Espresso quasi mit der Muttermilch eingeflösst. Ab welchem Alter schmeckte Ihnen der Kaffee wirklich gut?**

Ich glaube, ich war vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, als ich meinen ersten Kaffee getrunken habe. Es war ungefähr 22 Uhr, und ich wollte ausgehen. Der Kaffee war nicht gut. Soweit ich mich erinnern kann, schmeckte er sehr bitter. Aber ich ging trotzdem aus...

**Wie lebt es sich mit einem der berühmtesten Namen Italiens?**

In der Schweiz ist mein Name kein grosses Thema. Schon eher die Schreibweise. Die Leute fragen, ob man ihn mit y oder i schreibt. Im Luzernischen schreiben sich die Illis mit i. Wir aber haben unsere Wurzeln in Südeuropa. Mein Urgrossvater stammte aus dem österreichisch-ungarischen Reich. Auf der Balkaninsel gab es früher die Stämme der Illyrer. Ich bin mir aber nicht sicher, ob unser Name von dort kommt.

**Vermutlich wollen alle Menschen mit Ihnen Kaffee trinken?**

... das merke ich gar nicht mehr so richtig. Vermutlich liegt es daran, dass bei mir Berufliches und Privates ineinandergreifen. Kaffee und Espresso gehören dazu.

**Was unterscheidet guten von schlechtem Kaffee?**

Die Mischung, die Röstung sowie der Zustand und die Wartung der Maschine. Noch wichtiger aber sind die Stimmung und die innere Einstellung. Auch wenn es wie ein Widerspruch tönt, sollte man einen Espresso nie in Eile trinken. Für mich hat der Genuss eines Espresso schon fast etwas Meditatives.

**Wie trinken Sie Espresso?**

Grundsätzlich schwarz. Der Espresso ist die Essenz des Kaffees, sozusagen sein reiner Zustand. Zucker würde ich nie verwenden. Wenn ich mir nicht sicher bin, ob der Kaffee gut ist, gebe ich lieber einen Schuss Milch dazu, oder ich bestelle einen Espresso macchiato. So bin ich auf der sicheren Seite.

**Was zeichnet den Espresso-Trinker aus?**

Er ist der Kenner unter den Kaffeetrinkern. Wer in Italien einen *caffè* bestellt, erhält automatisch einen Espresso. Für Dinge wie eine Schale oder Kaffees in grossen Tassen gibt es im Italienischen keinen Ausdruck.

**Und der Espresso-Trinker braucht für die Kaffeepause weniger Zeit. So gesehen, war**

**die Erfindung des Espresso auch ein Beitrag zur Volkswirtschaft.**

Das muss nicht sein. Wie gesagt, auch einen Espresso sollte man geniessen und nicht bloss runterstürzen. Ich sehe im Kaffeegenuss eine soziale Komponente und etwas Integratives. Kaffee gehört in vielen Lebenslagen dazu, auch bei Sitzungen und Besprechungen.

**Stimmt es, dass man nach einer Tasse Espresso gut schlafen kann?**

Das ist reine Kopfsache. Es gibt Menschen, die trinken nach 16 Uhr aus Prinzip keinen Kaffee mehr, weil sie Angst haben, dass sie



«Fast etwas Meditatives»: Vittoria Illy, 30.

danach nicht einschlafen können. Andere gönnen sich noch um 22 Uhr einen Espresso, weil sie glauben, so besser einschlafen zu können.

**Was denken Sie über Schweizer Kaffee?**

Es gibt Luft nach oben. Aber die Kaffeekultur ist definitiv vorhanden. So entstehen immer mehr Mikroröstereien, und sie machen ihre Sache grösstenteils gut. Fast alle Schweizer trinken Kaffee. Deshalb kann die Kaffeeproduktion ein gutes Geschäft sein.

**Wie wichtig ist das Design der Maschine und der Tassen für den stilvollen Espresso-Genuss?**

Ich bin ein Fan von allem Ästhetischen – egal, ob materiell oder immateriell. Zu meiner grünen Kaffeemaschine habe ich ein

inniges Verhältnis. Sie macht sich in meiner weissen Küche hervorragend. Mein Freund weist mich regelmässig darauf hin, dass ich als Erstes am Morgen immer die Kaffeemaschine einschalte.

**War es für Sie stets klar, dass Sie in den Familienbetrieb einsteigen?**

Ja, abgesehen vom obligaten Berufswunsch als 13-Jährige, Tierärztin zu werden. Bei uns am Familientisch war die Firma immer ein Thema. Ich bin sozusagen da reingewachsen, und für mich war es bald klar, dass ich mitmachen will. Es ist ein schönes Gefühl, Familie und Beruf zu verbinden. Ich hatte aber immer die freie Wahl.

**Wann übernehmen Sie die Leitung von Amici Caffè?**

Das eilt nicht. Momentan arbeite ich im Marketing und im Einkauf. Es geht mir darum, den Betrieb auf allen Stufen kennenzulernen. Ich kann mir vorstellen, die Leitung dereinst mit meinem Bruder Ernesto zu teilen. Aber vorderhand ist mein Vater noch in der Verantwortung, und daran wird sich so schnell auch nichts ändern. Selbst meine Grossmutter trifft man noch oft im Geschäft an. Der Beruf ist bei uns Berufung.

**Kaffeetrinken wird heute oft auch mit farbigen Kapseln in Zusammenhang gebracht. Ist die wahre Kaffeekultur gefährdet?**

Das glaube ich nicht. Die Kapseln tun ihren Dienst, wenn es schnell gehen muss, und sie garantieren ein gutes Resultat. Gleichzeitig lösen sie auch eine Gegenteilstendenz aus. Für viele Menschen ist eine echte Kaffeemaschine heute schon fast ein Statussymbol. Und der Beruf des Barista war noch nie so angesehen wie heute.

**Kann ein guter Kaffee sogar die Engländer vom Teetrinken wegbringen?**

Das darf nicht unser Ziel sein. Jedes Land hat seine eigene Kultur. Lassen wir die Engländer Tee trinken. Die Länder mit dem grössten Kaffeekonsum in Europa liegen im Norden, beispielsweise Finnland. Dort steht aber vor allem der Filterkaffee hoch im Kurs.

**Was halten Sie von Filterkaffee?**

Jedem das seine.

**Was raten Sie Menschen, die nicht gerne Kaffee trinken?**

Ich empfehle einen offenen Geist und quasi den Sprung ins kalte Wasser: einen reinen Espresso ohne Zucker oder Milch. Dann kommt man automatisch auf den Geschmack. ○

# «Ich schaue nur Komödien»

Daniela Ryf ist mehrmals Ironman-Weltmeisterin geworden. Die Dominatorin des Triathlons spricht über Schmerzen, eingebildete Pummeligkeit und ihr Leben als Angsthase.

Von Claudia Schumacher und Raffael Waldner (Bild)

Als sich Daniela Ryf zum Interview in einem Solothurner Hotel einfindet, könnte sie in ihren Jeans und in dem grauen, eleganten Mantel fast eine normale 29-jährige Frau sein. Klar, etwas überdurchschnittlich schlank ist sie. Und etwas überdurchschnittlich lang fällt ihr auch das blonde Haar um das markante Gesicht. Aber dass die Solothurnerin aussergewöhnlich ist, merkt man erst, wenn sie ihren Mantel abstreift, den Pulli auszieht und sich im Shirt an den freien Armen jeder Muskel abzeichnet. Ryf dominiert seit zwei Jahren die Welt des Triathlons. Das ist auch deshalb so beeindruckend, weil sie vor nicht allzu langer Zeit vor dem Aus stand. Mit einem Wechsel von der Kurz- auf die Langdistanz hat sie sich als Sportlerin neu erfunden.

**Frau Ryf, wie oft haben Sie in Ihrer Karriere schon gesiegt?**

Ich zähle meine Medaillen nicht. Der Moment, in dem ich gewinne, ist grossartig und immer anders.

**Nach Ihren letzten beiden Überflieger-Jahren kann man sich kaum noch an das Karrieretief erinnern, mit dem Sie 2012 zu kämpfen hatten. Hat sich Ihr Körper verändert?**

Ich war zwar U-23-Weltmeisterin und dann Schweizer Triathlon-Meisterin. Aber auf dem internationalen Parkett war ich keine Überfliegerin. Ich musste sehr hart trainieren, hatte aber das Gefühl, dass nicht genug für mich herauskommt dabei.

Dann habe ich zu viel trainiert und wurde krank. Immer wenn ich im Training an meine Grenzen ging, wurde mir übel, meine Verdauung streikte. Ich denke nicht, dass sich plötzlich mein Körper verändert hat, sondern dass ich einfach noch nicht die richtige Disziplin gefunden hatte. Mein heutiger Trainer sagt immer, dass ich damals im falschen Sandkasten gespielt hätte. Ich bin 1,75 Meter gross und damit tendenziell immer zu schwer, um zehn Kilometer auf Weltcup-Niveau schnell laufen zu können. Mir kommt der Marathon beim Ironman entgegen, wo Kraft wichtiger ist als Leichtigkeit. Heute bin ich sogar etwa sieben Kilo schwerer als damals.



**«Schmerz ist wichtig. Nur wenn es weh tut, weiss ich, dass ich einen Schritt weitergekommen bin.»**

**Brett Sutton, Ihr australischer Trainer, macht sich manchmal darüber lustig, dass Sie sich wie alle Frauen stets zu dick fühlen – obwohl Sie dünn sind.**

Klar, ich bin halt auch eine Frau. Und das bedeutet unter anderem, dass sich mein Körperbild verändert, sobald ich nichts mache. Früher war ich extremer, da ich fürs Laufen leicht sein musste. Heute bin ich eigentlich relativ entspannt, was mein Gewicht betrifft. Ich mache keine Diäten mehr und besitze nicht einmal eine Waage.

**Sie haben Lebensmittelmarketing studiert und gelten als genüssliche Esserin. Was essen Sie am liebsten?**

Oh, ich habe viele Lieblingsessen, das kommt immer auf die Situation an. Aber eine Currypfanne mit Poulet und Gemüse ist sicher vorne dabei. Oft denke ich während des Trainings ans Essen. Als Sportlerin muss ich viel Protein zu mir nehmen. Fisch und Fleisch. Aber das mag ich auch.

**Ihre Wandlung zur Langdistanz-Dominatorin wird stark mit Brett Sutton in Verbindung gebracht. Wie viel verdanken Sie Ihrem Trainer?**

Als mich Nicola Spirig, die sich bereits von ihm trainieren liess, zu ihm führte, war das mein Glück. Ich wollte schon immer gerne mit ihm arbeiten, wusste aber auch, dass er einem sehr viel abverlangt. Es heisst, er sei sehr hart. Ein Schleifer.

Brett hat seine Linie, und als Athlet musst du das akzeptieren, sonst

geht es nicht. Gleichzeitig ist er einer der warmherzigsten Menschen, die ich kenne. Er ist seit dreissig Jahren Triathlon-Trainer und hat entsprechend Erfahrung, seine Methoden haben Erfolg. Ausserdem habe ich oft den Eindruck, dass er über einen siebten Sinn verfügt. Manchmal versteht er mich besser als ich mich selbst. Er hat mir übrigens meinen Spitznamen «Angry Bird» gegeben. Offenbar schaue ich im Training oft wie ein wütendes Vögelchen.

**«Angry Bird», wie das Computerspiel?**

Genau. Wenn man die Spielfiguren kennt: Ich bin Stella. Sie ist ehrgeizig, hartnäckig, und ihr wird schnell langweilig. Wie sie brauche auch ich meine Freiheit. Das Training mit

den ganzen Regeln und der Disziplin, die es mir abverlangt, ist schon ein bisschen wie ein Käfig. Wenn ich zum Wettkampf gehe, dann fühle ich mich aber frei und kann fliegen.

**Sie haben dieses Jahr nicht nur den WM-Titel verteidigt, sondern auch Ihr Bachelorstudium beendet. Gönnen Sie sich ein Privatleben?**

Die letzten drei Jahre war ich sehr auf effizient getrimmt. Ich habe zu hundert Prozent studiert, lediglich den Bachelor in vier statt in drei Jahren absolviert. Das heisst, ich habe am Morgen trainiert, dann hatte ich Kurse, dann wieder Training, dann wieder Kurse und abends noch ein Training. Der Sport hatte für mich immer Vorrang. Das heisst, wenn ich einmal länger gebraucht habe abends, dann musste ich eben einer Freundin oder einem Freund absagen. Das war für mein Umfeld sicher nicht immer angenehm. Ich bin kein Mensch, der extrem viele Freunde hat. Aber ich kann sagen: Ich weiss, wer meine Freunde sind. Und mittlerweile habe ich auch wieder mehr Zeit für sie. Es steht nur noch die Bachelorarbeit aus.

**Wie war es, den Prinzen von Bahrain zu treffen, der Ihnen ein Preisgeld von einer Million übergab? Und was machen Sie mit dem Geld?**

Ich habe ihn schon einige Male getroffen, er ist selbst ein leidenschaftlicher Triathlet. Er will den Sport in Bahrain fördern, wo sie ein Problem mit Übergewicht haben. Durch die Wettkampfsrie Triple Crown und das hohe Preisgeld möchte er Ikonen schaffen, die zur Nachahmung motivieren und den Leuten zeigen, dass man mit Sport erfolgreich sein kann. In diesem Zusammenhang hat er auch das Team Bahrain Endurance 13 gegründet, für das ich antrete. Was ich mit dem Geld mache, verrate ich nicht. Aber im Moment muss ich nichts Neues kaufen, ich bin eigentlich zufrieden in meiner Zweizimmerwohnung in Feldbrunnen.

**Sie sind bekannt dafür, besonders hart zu trainieren. In einer Dokumentation sieht man, wie sich der Parkettboden in Ihrem Trainingsraum wellt vor lauter Schweiß.**

Ja, der Boden ist komplett kaputt, den haben wir ersetzt. Ich gehe im Training noch viel stärker über mein Limit als im Wettkampf. Wenn ich eine Stunde lang ein Intervalltraining mache, übersäuern meine Beine und meine Lungenflügel platzen fast.

**Das klingt schmerzhaft.**

Ja, der Schmerz ist aber wichtig. Nur wenn es weh tut, weiss ich, dass ich einen Schritt



weitergekommen bin. Alles davor ist nur Gemütlichkeit. Der Wettkampf selbst ist dann die Belohnung für die Härten des Trainings. Er geht mehr als acht Stunden, und ich kann dann gar nicht so an meine Grenzen gehen. Ein Ironman ist zu achtzig Prozent ein Durchhaltephänomen und entscheidet sich im Kopf. Nicht der Schnellste gewinnt, sondern der, der einfach nicht einbricht. Man muss dann nicht den Schmerz ertragen, sondern die pure Erschöpfung. Dieses Nichteinbrechen ist eine Frage des Willens.

**Wie macht man das?**

Indem man ins Ziel kommen will und einfach nicht aufhört, bis man dort ist. Manche Dinge muss man einfach machen, und es macht nicht so viel Sinn, darüber zu sprechen. Ich bin allerdings auch ein Wettkampfmensch. Die Stimmung während des Rennens euphorisiert mich. Wie gesagt, sind die Wettkämpfe für mich eher eine Belohnung, wirklich hart ist das Training. Und da weiss ich einfach, dass es mir nichts bringt, wenn ich weich zu mir bin. Und ich weiss, dass sich die Couch danach viel besser anfühlt, wenn ich mich bis zum Letzten verausgabt habe.

**Sportler sind oft auch Lebensphilosophen. Was ist Ihre Devise?**

Ich bin stets bemüht darum, mein Leben so zu gestalten, dass ich keine Pause davon brauche. Einmal habe ich mit dem CEO einer Bank gesprochen. Er meinte, er habe noch nie in seinem Leben gearbeitet – weil er seinen Job so mag. Mir geht es ähnlich. Ich brauche immer einen Grund für das, was ich tue, dann fällt mir die Motivation nicht schwer. Ausserdem finde ich, dass Erfolg nicht bedeutet, dass man gewinnt, sondern, dass man das Beste aus jeder Situation macht. Das gilt ebenso für den Sport wie für das Leben.

**Sie bezeichnen Triathlon als Krieg und sich selbst als Soldatin. Sind Sie auch privat so eine Harte, die nur Actionfilme schaut?**

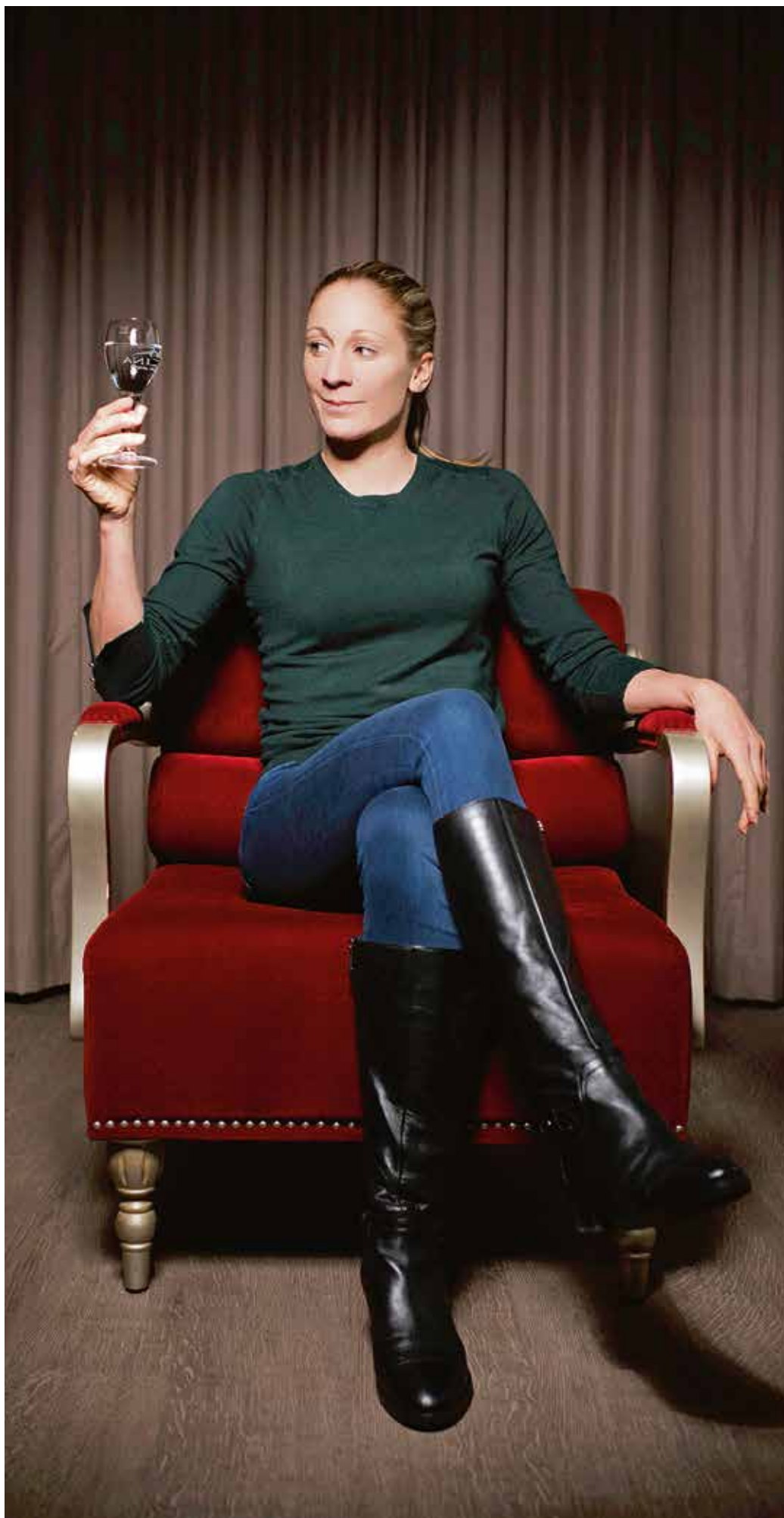
Nein, gar nicht. Ich schaue nur Komödien und Liebesfilme. Alles andere hasse ich. Und Horror, oje, das geht gar nicht. Ich bin eher ein Angsthase in dieser Beziehung.

**Im Moment sind Sie single. Ist es schwer, einen Mann zu finden, der Ihnen das Wasser reichen kann?**

Ich glaube, es gibt viele Männer, die mir das Wasser reichen können.

**Ihre Vorsätze für 2017?**

Den WM-Titel verteidigen und erneut die Triple Crown gewinnen. Ausserdem reizt es mich, den Weltrekord von Chrissie Wellington auf der Langdistanz zu brechen: 8 Stunden, 18 Minuten und 13 Sekunden. Und meine Bachelorarbeit, die würde ich auch gerne bald schreiben. Zumindest mal anfangen.



○ «Früher war ich extremer»: Daniela Ryf.

# Bauern der Zukunft

Syngentas Chefjurist Christoph Mäder kommentiert den Übergang des Konzerns in chinesische Hände und erklärt die Rolle des Standortes Schweiz. Damit die Landwirtschaft die Menschheit ernähren kann, braucht es seiner Ansicht nach gewaltige und rasche Reformen. *Von Beat Gygi und Lucian Hunziker (Bild)*

Chinesen kaufen europäische Firmen – für die breite Öffentlichkeit klingt das unbehaglicher, als wenn von andern Investoren die Rede ist. Dies zeigt sich zurzeit bei der Übernahme des Agrarchemie- und Saatgutkonzerns Syngenta durch Chem China. Christoph Mäder ist seit der Gründung von Syngenta im Jahr 2000 in der Geschäftsleitung des Konzerns und einziger Schweizer des Gremiums. Er nimmt hier Stellung zum Einstieg der Chinesen, zur Formalisierung des Geschäftsalltags und zu Problemen, die in der Landwirtschaft dringend zu lösen wären.

**Herr Mäder, Syngenta ist als Agrochemie- und Saatgutunternehmen erst richtig ins Rampenlicht geraten, als 2015 der amerikanische Konkurrent Monsanto einen Übernahmever such machte und dann der chinesische Konzern Chem China als Käufer auftrat. Verliert die Schweiz mit Syngenta einen Teil ihrer Industrie an China?**

Die chinesischen Investoren wollen Syngenta nicht kaufen, um die Firma quasi einzupacken und nach China zu verschieben, das wäre völlig kurzfristig gedacht. Chem China hat auch keine Pläne, Syngenta zu zerschlagen, wir bleiben ein weltweit tätiges forschendes Unternehmen mit Sitz in der Schweiz. Die Chinesen versuchen, in ihrem Land gegenwärtig eine nachhaltige, international wettbewerbsfähige Landwirtschaft zu errichten, um ihre Bevölkerung zu ernähren. Sie sind daran interessiert, dass Syngenta so weiterarbeitet wie bisher und in China die Produktivität steigern und die Nahrungsmittelsicherheit gewährleisten hilft.

**Viele sehen im Eigentümerwechsel aber doch teilweise eine Abwendung von der Schweiz. Statt der Firma könnte man ja einfach Syngentas Produkte kaufen.**

Die Landwirtschaft in China ist enorm stark fragmentiert, mit sehr vielen Kleinbetrieben, und sie soll nun auf eine nächste Stufe gehoben werden. Dafür brauchen die Chinesen Wissen, Technologie und Erfahrung. Syngenta ist heute schon aktiv in China mit einem Marktanteil von gut 5 Prozent, und klar, wir hoffen, unsere Position da künftig deutlich stärken zu können. Da treffen sich unsere Interessen mit jenen der Chinesen.

**Ist Chinas planwirtschaftliche Ausrichtung für Sie nicht störend?**

Chem China hat unter Beweis gestellt, dass sie die bisher im Westen gekauften Firmen auf eine sehr strategische Art und Weise weiterführt. Sie hat eine langfristige Perspektive im Sinn, lässt aber das operative Geschäft in den Händen der bisherigen Führungen. Ich habe keine Zweifel, dass es auch mit Syngenta so laufen wird.

**Sie sind seit langem der einzige Schweizer in der Syngenta-Geschäftsleitung. Wieweit ist es noch ein Schweizer Unternehmen?**

Die ganze Basler Chemie einschliesslich der Pharma ist schon seit langer Zeit sehr stark aufs Ausland ausgerichtet. Syngenta erzielt 99,7 Prozent des Umsatzes im Ausland. Wir müssen uns an den Weltmärkten behaupten, und so rekrutieren wir unsere Leute grossenteils in den Regionen dieser Märkte. **Aber die Kostenseite ist schweizerischer?**

Ja, das sage ich mit Stolz: Wir haben den grössten Produktionsstandort der Syngenta-Gruppe in der Schweiz, in Monthey, da wird kräftig investiert. Des Weiteren liegt einer der drei grossen Forschungsstandorte

---

**«Chem China hat keine Pläne, Syngenta zu zerschlagen.»**

---

des Konzerns in der Schweiz, in Stein, wo die Pflanzenschutzforschung vorangetrieben wird. Und schliesslich liegt der Hauptsitz in der Schweiz. Alles in allem fallen etwa 15 Prozent der gesamten Kosten im Inland an.

**Warum ist Grösse so wichtig? Warum kann der Konzern nicht eigenständig bleiben?**

Die Investitionen in Forschung und Entwicklung sind gewaltig, sie machen etwa 10 Prozent des Umsatzes aus. Und um die zunehmenden Forschungs- und Entwicklungsrisiken tragen zu können, ist eine kritische Grösse notwendig. Es ist ähnlich wie in der pharmazeutischen Industrie. Die Kosten für die Entwicklung einer neuen Chemikalie nehmen laufend zu.

**Wenn man auf den Börsenkurs schaut, muss man sagen: Agrochemie schlägt Pharma haushoch. Seit der Ausgliederung im Jahr 2000 aus dem damals neuen Life-Science-Konzern Novartis hat sich Syngenta vom Börsenwert her versiebenfacht, während Novartis in den besten Zeiten auf eine Verdoppelung kam. Sind die Erwartungen der Anleger an Syngenta nicht zu hoch?**

Eine Beurteilung sämtlicher Facetten ist schwierig, aber einige Gründe liegen auf der Hand. Fragen zur Ernährungssicherheit und Nahrungsmittelproduktion für eine wachsende Weltbevölkerung haben heute einen höheren Stellenwert als vor sechzehn Jahren. Zudem haben viele erst mit der Zeit realisiert, wie wichtig in diesem Zusammenhang die Innovation ist. Landwirtschaft ist ja, ganz nüchtern betrachtet, zunächst einmal umweltbelastend, also muss man Wege finden, um diese Umweltbelastung zu verringern. Dabei spielt technischer Fortschritt eine wichtige Rolle.

**Der Gelehrte Thomas Robert Malthus hat im 19. Jahrhundert gesagt, dass die Weltbevölkerung rascher wachse als die Landwirtschaftsflächen und deshalb die Ernährung gefährdet sei. Ist so etwas in Sicht?**

Das Wachstum der Weltbevölkerung ist das eine, aber mindestens so wichtig ist das Wachstum des wirtschaftlichen Wohlstands und die damit einhergehende Veränderung der Menüpläne der Konsumenten. Je höher das Bruttosozialprodukt steigt, desto mehr Fleisch wird gegessen. Und zur Produktion von einer Kalorie Fleisch braucht es sieben Kalorien Getreide.

**Aber trotzdem kann die Landwirtschaft mit der Nahrungsmittelnachfrage mithalten.**

Ja, wir haben eine langanhaltende und enorme Steigerung der Produktivität in der Landwirtschaft erlebt. Dazu hat der Pflanzenschutz erheblich beigetragen, denn ohne diesen würde jeweils ein Drittel der Ernte oder mehr ausfallen. Aber die Landwirtschaft steht heute noch vor erheblichen Problemen, die dringend zu lösen sind. Vielen Bauern fehlt es an Ausbildung und am Zugang zu Technologie und Informationen.

**Lösungen sollten doch rasch möglich sein.**

Man darf die Probleme nicht unterschätzen, die aus einer unzureichenden Ausbildung der Bauern weltweit entstehen. Wir haben immer das Bild unserer hervorragend ausgebildeten Schweizer Landwirte vor Augen, aber das ist nicht auf die Welt übertragbar.

**Es gibt doch vielerorts bäuerliche Traditionen, die wertvolles Wissen überliefern.**

In vielen Ländern, vor allem in weiten Teilen Afrikas, sind die Traditionen auf Subsistenzwirtschaft ausgerichtet, also auf eine genügsame Selbstversorgung von Familien auf sehr niedrigem Ertragsniveau. Die Produktivitätsstatistiken landwirtschaftlicher Kul-





«Vergleichsweise liberales Arbeitsrecht»: Syngenta-Spitzenmann Mäder.

turen zeigen im weltweiten Vergleich gewaltige Unterschiede.

**Welches sind aus Ihrer Sicht Vorbilder?**

Da gibt es keine eindeutige Antwort. Von der Produktivität her liegen natürlich die Farmer im Mittleren Westen der USA oder in Ländern wie Brasilien an der Spitze, aber das kann nicht das allgemeine Ziel für die Landwirtschaft sein. Insgesamt geht es darum, das verfügbare Potenzial besser auszuschöpfen als bisher. Die Produktivitätsfortschritte, die Klein- und Kleinstbauern mit den an sich verfügbaren Mitteln erreichen könnten, wären beträchtlich.

**Welches wären diese Mittel?**

Wie gesagt, eine bessere Ausbildung und ein breiterer Zugang zur geeigneten Technologie für Bauern sowie eine bessere agrarische Infrastruktur würden enorm viel bringen. Ein grosser Teil der Ernten verdirbt heute vielerorts, bevor er in den Handel oder zum Konsumenten kommt. Zudem werden die Landwirtschaft wie auch andere Wirtschaftszweige in zahlreichen Ländern durch unsolide Gesell-

schafts- und Rechtssysteme behindert, Korruption erschwert das Geschäftsleben enorm. Nötig wäre eine strategische Vorgehensweise in vielen Gebieten.

**Wie kamen Sie eigentlich zur Agrarbranche?**

Ursprünglich habe ich bei Sandoz als Konzernjurist angefangen; Kapitalmarkttransaktionen, Fusionen und Übernahmen, Gesellschaftsrecht waren die Themen. Sandoz ging dann in Novartis auf, und nach ein paar Jahren kam die Anfrage, ob ich die Rechtsabteilung der Pflanzenschutzdivision übernehmen wolle. Darauf hingesteuert habe ich nicht, aber ich muss sagen, dass sich bei mir dann sofort eine emotionale Bindung dazu ergeben hat. Ich bin in einer ländlichen Gegend aufgewachsen, und viele Leute bei Syngenta haben eine tiefe Verbundenheit mit dem Thema Landwirtschaft, überall im Konzern, weltweit. In vielen Ländern hat die Landwirtschaft einen Stellenwert wie bei uns die Maschinenindustrie, viel Herzblut und Überzeugung sind damit verbunden.

**Sie haben in Ihrer Karriere viele Erfahrungen mit angelsächsischen Spielregeln ge-**

**macht. Gibt es heute zu viel Kontrolle, Compliance und Bürokratie?**

Für mich stellt sich immer wieder die Frage, ob die neueren Regelungen eine Übertreibung darstellen oder die Folge gesellschaftlicher Erwartungen sind. Für mich ist es ein Mix. Wenn ich zurückblicke auf die Zeit vor zwanzig und mehr Jahren, war die Governance von Firmen ganz anders als heute, schlanker, weniger dicht. Das war weniger aufwendig, aber dass sich das geändert hat, hat meiner Meinung nach auch gute Seiten.

**Die Vorgaben sind also nicht überzogen?**

Eigentlich nicht, denn erhöhte Anforderungen an die Integrität von Verantwortlichen in Unternehmen oder an die Wahrhaftigkeit von Geschäftsprozessen sind ja nichts Schlechtes. Allerdings müssen wir aufpassen in unserer Gesellschaft, dass wir mit den zunehmenden Anforderungen an Transparenz, Verhaltensregeln oder Rechenschafts-ablage nicht eine Bürokratie und Ineffizienz ins System bringen, die die Firmenleitungen von dem abhalten, was sie eigentlich tun sollten, nämlich neue Produkte entwickeln und Mehrwert schaffen für die Eigentümer.

**Wenn Sie grob Bilanz ziehen müssten: Ist der Ertrag aus den Governance-Anforderungen und Regulierungen insgesamt höher als die damit verbundenen Kosten?**

Ja, im Gesamtüberblick sehe ich das so. Aber in den Einzelheiten muss man etliche Regulierungen hinterfragen, da gibt es Übertreibungen. Gewisse Aspekte der Umsetzung der Minder-Initiative etwa schaffen keinen Mehrwert, bringen aber Bürokratie.

**Bringt es rechtlich auch Vorteile, den Hauptsitz in der Schweiz zu haben?**

Im Prinzip ist ein Unternehmen mit seiner Tätigkeit immer den Spielregeln des Gebietes ausgesetzt, in dem es tätig ist. Allerdings können die Spielregeln des Hauptsitzes Schweiz durchaus von Vorteil sein, etwa im Aktienrecht. Der Aktionärschutz in der Schweiz ist gut ausgebaut, aber er bietet nicht derart viele Einfallstore für aggressive oder gar frivole Klagen, wie dies andernorts möglich ist. Für die Schweiz spricht auch das vergleichsweise liberale Arbeitsrecht.

**Eine Einschränkung der Gentechnologie, wie wir sie haben, passt aber nicht dazu.**

Ich halte von Technologieverböten nicht viel. Klar, gesellschaftliche, ethische und technologische Risiken müssen diskutiert werden. Aber die Chancen der Schweiz liegen in Innovation und Technologie. Wir senden eigenartige Signale in die Welt hinaus, wenn wir einfach ganze Technologiegebiete aus dem Spiel nehmen. Wir können nicht eine Risikodiskussion führen, wenn wir die Risiko-Nutzen-Abwägung ausblenden. Wenn man nur noch auf Risiken schaut, müsste man vielen traditionellen Technologien den Riegel schieben. ○

# «Die Milchstrasse besiedeln»

Künstliche Intelligenzen werden bald die Fähigkeiten der Menschen übertreffen, prophezeit Jürgen Schmidhuber, Pionier für den Bau selbstlernender Systeme. Das sei aber kein Grund, sich davor zu fürchten. *Von Alex Reichmuth und Claudio Bader (Bild)*

Jürgen Schmidhuber befasst sich seit Jahrzehnten mit der Entwicklung selbstlernender Systeme und gilt als Pionier für den Bau künstlicher neuronaler Netzwerke. Mit seinem Forschungsteam entwickelte er in Lugano und an der Technischen Universität München, wo er bis 2009 lehrte, die Grundlagen für ein «Deep Learning»-Verfahren, das der automatischen Bildbeschreibung und Spracherkennung dient. Konzerne wie Google setzen dieses Verfahren heute grossflächig ein.

**Jürgen Schmidhuber, ist es möglich, dass in Zukunft nicht ein Journalist, sondern eine Maschine Sie interviewt?**

Ja.

**Für ein gutes Gespräch braucht es aber unter anderem Intuition und Fantasie. Dazu ist ein Roboter nicht fähig.**

Warum nicht? Maschinen können im Prinzip alle möglichen Probleme lösen. Insofern können sie auch kreative Eigenschaften hervorbringen.

**Maschinen arbeiten nach Programmen. Da ist doch nichts Kreatives dabei.**

Da bin ich anderer Meinung. Wenn ein neuronales Netzwerk fähig ist, über Versuch und Irrtum neue Erkenntnisse zu erlangen und diese anzuwenden, handelt es kreativ – egal, ob es sich bei diesem Netzwerk um das Gehirn eines Menschen oder um eine künstliche Intelligenz handelt. Man kann ein Netzwerk, das einen Roboter steuert, über spezielle Sensoren belohnen oder bestrafen. Belohnungspunkte gibt es, wenn ein Problem gelöst wurde. Schmerzpunkte gibt es, wenn der Roboter gegen ein Hindernis rennt, zu viel Hitze spürt oder Hunger leidet, weil die Batterieladung zu niedrig ist. Ist das Netzwerk so eingerichtet, dass es über seine gesamte Existenzdauer die Belohnungspunkte maximiert und die Schmerzpunkte minimiert, indem es geeignete Handlungssequenzen erfindet, zeigt es problemorientierte Kreativität.

**Kreativität muss aber nicht problemorientiert sein.**

Nein. Es gibt auch pure Kreativität. Dabei geht es um das Sammeln von Erkenntnissen ohne zuvor festgelegten Zweck. Ein Wissenschaftler, der aus reiner Neugier forscht, handelt so. Im Grunde werden bei einem solchen Vorgang experimentell gewonnene Daten nach zuvor unbekanntem Mustern durchforscht.

**Sie sind Wissenschaftler. Dann werden Sie im Interview der Zukunft ebenso wie ich durch eine Maschine abgelöst.**

Ja. Ich gestehe Ihnen nun etwas. Unsere Firma Nnaisense stellt unter anderem Androiden her, also Roboter in Menschengestalt. Ich bin ein Prototyp, um die Reaktionen der Bevölkerung zu testen.

**Okay, ich habe wohl auch keine Chance, zu erkennen, ob ich einer Maschine oder einem Menschen gegenüberstehe.**

Es ist zumindest nicht immer ganz leicht, das herauszufinden.

**Vielleicht bin auch ich ein Android. Jedenfalls stellt sich die Frage, wer unser Interview am Ende liest, wenn es sich um eine Unterhaltung zwischen Robotern handelt. Reale Menschen?**

Manche der Leser werden wohl real sein. Dass Maschinen im Dienst des Menschen miteinander kommunizieren, in welcher Sprache auch immer, ist aber nichts Neues. Denken Sie nur an das System aller Handys und Mobilfunkstationen, die untereinander einen regen Datenaustausch pflegen, während Sie mit Ihrer Oma reden. Aus kommerziellen Gründen arbeiten fast alle Maschinen zum Wohl des Menschen.

**Sie forschen seit vielen Jahren mit Erfolg zu künstlicher Intelligenz. Wann kann man bei Maschinen von Intelligenz sprechen?**

Wenn sie sich selbständig alle möglichen neuen Fähigkeiten aneignen können, dabei stets durch gemachte Erfahrungen lernen und sich in ihren Leistungen verbessern.

**Ist ein Schachcomputer intelligent? Er muss ja ständig neue Situationen beurteilen, um siegen zu können.**

Im Schach wurde der Kampf zwischen Mensch und Maschine zwar 1997 zugunsten der Maschine entschieden. Der Schachcomputer, der damals zum Einsatz kam, wurde aber auch nach vielen Partien nicht besser. Doch schon 1994 gab es ein Programm zum Brettspiel Backgammon, das am Anfang ganz dumm war, dann oft gegen sich selbst spielte und dabei lernte, so gut zu spielen wie der beste Mensch. Dieses Backgammon-Programm war im Vergleich zum späteren Schachcomputer relativ intelligent.

**Es handelt sich um eine sehr eng begrenzte Intelligenz.**

Sicher. Es ist aber auch die Rechenleistung, die solchen Systemen bislang Grenzen setzt. Computer werden jedoch alle fünf Jahre

zehnmal schneller. Seit dem Sieg des erwähnten Backgammon-Programms über den Menschen wurden Rechner 10 000-mal billiger.

**Was funktioniert denn heute schon sehr gut?**

Das beste Beispiel ist, dass die wertvollsten Firmen der Welt wie Google, Apple, Microsoft, IBM oder Baidu heute alle in massiver Weise ein «Deep Learning»-Verfahren verwenden, das mein Team in München und in der Schweiz entwickelt hat. Dadurch hat zum Beispiel Google die Spracherkennung stark verbessert und sie Milliarden Nutzern zugänglich gemacht. Google verwendet unsere Methoden zudem für die bisher beste Sprachübersetzung, für automatische Bildbeschreibung und für automatische Mail-Beantwortung. Wir haben auch Netzwerke entwickelt,

---

**«Mein wirkliches Ziel war immer schon der Bau einer universellen Intelligenz.»**

---

die in medizinischen Laborbildern Muster erkennen können. 2012 war ein solches System aus unserem Labor erstmals besser im Aufspüren von Zellen im Vorkrebsstadium als die ganze Konkurrenz. Bald werden solche Netze besser sein als der beste Arzt.

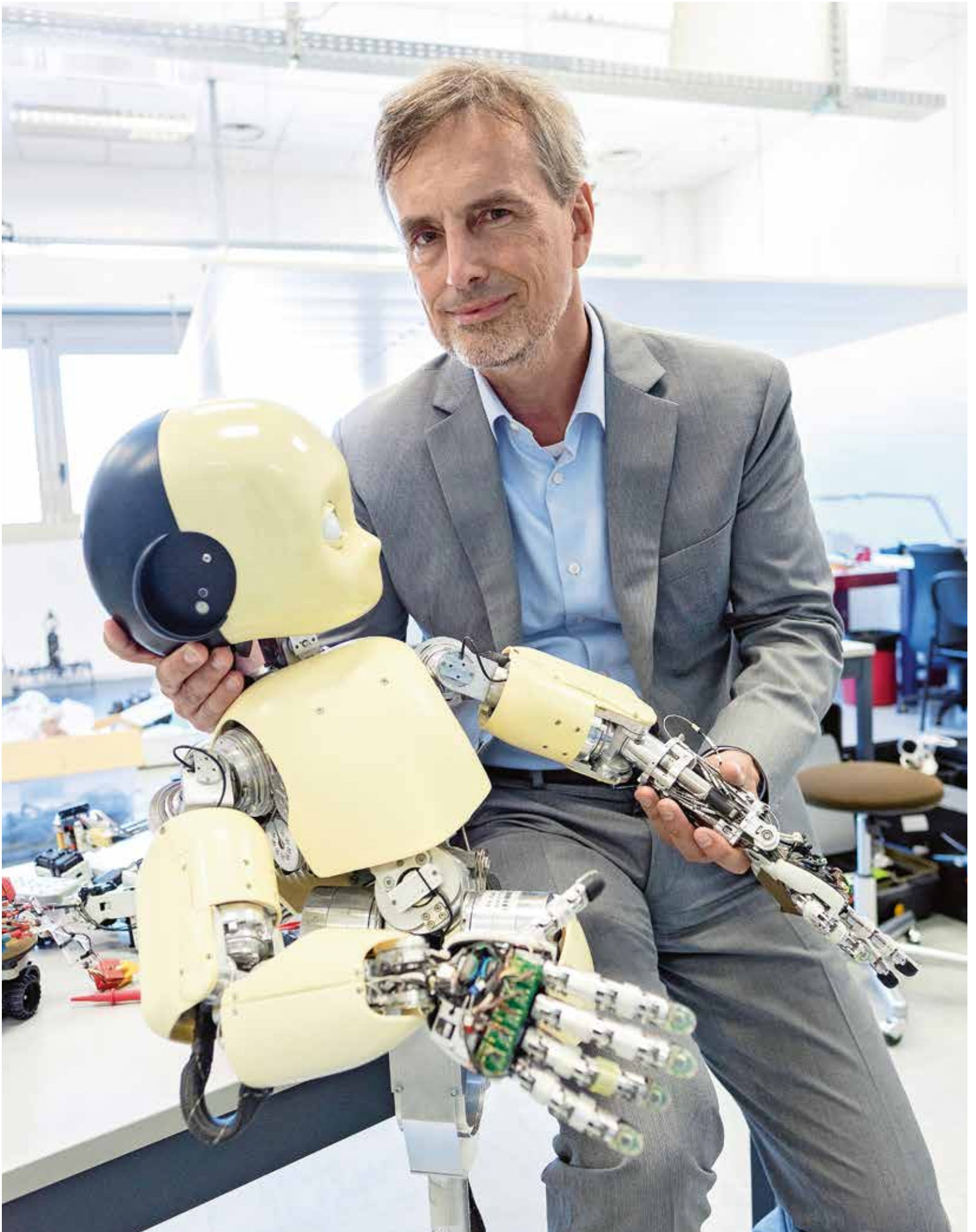
**Das ist unbestritten von grossem Nutzen. Aber auch hier handelt es sich um Intelligenz in festen Schranken.**

Maschinen werden bald in der Lage sein, mindestens so viele Erinnerungen zu speichern und auf ebenso viele Erfahrungen zurückzugreifen wie ein Mensch. Neuronale Netzwerke werden viele Probleme besser lösen als Menschen. Mein wirkliches Ziel war aber immer schon der Bau einer universellen Intelligenz, die das allgemeine Problem des Problemlösens selbst löst. Einige der Algorithmen, die dazu nötig sind, haben wir schon vor geraumer Zeit entwickelt. Wir warten nun auf schnellere Hardware, auf der sich die lernende Software austoben kann.

**Gibt es schon Maschinen, die an die kognitiven Leistungen von Tieren herankommen?**

Noch nicht. Heute ist etwa ein Kapuzineräffchen den tollsten Robotern in vielen Belangen noch weit überlegen. Ein Kapuzineräffchen kann selbständig planen, soziale Kontakte mit Artgenossen pflegen und mit seinen Händen hervorragend greifen, viel besser als jede Maschine. Aber wir kommen dem Kapuzineräffchen näher. In nicht so





«Es spricht nichts dagegen, dass intelligente Systeme Gefühle haben»: Jürgen Schmidhuber.

ferner Zukunft dürften seine Leistungen von einer künstlichen Intelligenz erreicht werden. Es werden vielleicht eher Jahre als Jahrzehnte vergehen, bis es so weit ist.

**Wie weit ist es dann bis zu einer Maschine, die so gut wie ein Mensch ist?**

Vermutlich ein vergleichsweise kurzer Weg. Schliesslich brauchte die Evolution Milliarden von Jahren, bis das erste Kapuzineräffchen in Erscheinung trat. Dann aber dauerte es nur noch einige Dutzend Millionen Jahre, bis der Mensch auftrat. Und gibt es erst einmal eine künstliche Intelligenz (KI), die derjenige des Menschen vergleichbar ist, wird es bald eine geben, die viel klüger ist als alle Menschen zusammen.

**Dieses System wird durch die Menschheit nicht mehr kontrollierbar sein.**

Ja, davon ist auszugehen. Aber das ist kein Grund, sich davor zu fürchten.

**Es gibt prominente Persönlichkeiten wie den Physiker Stephen Hawking oder den Investor Elon Musk, die vor den Gefahren künstlicher Intelligenz warnen.**

Lange vorher haben schon viele Science-Fiction-Autoren und andere Leute ohne Erfahrung mit künstlicher Intelligenz davor gewarnt. Man muss aber viel mehr Angst vor Wesen der eigenen Art haben, denn mit denen gibt es am ehesten Zielkonflikte. Daher ist der Mensch des Menschen ärgster Feind. Jedes Wesen interessiert sich vor allem für andere Individuen der eigenen Art. Menschen interessieren sich daher mehr für andere Menschen als für Maikäfer. Die superklugen KI der Zukunft werden sich vor allem für andere superkluge KI interessieren und weniger für Menschen.

**Vernichtung kann auch ohne Absicht erfolgen. Der Mensch hat viele Tier- und Pflanzenarten ausgerottet, ohne das gewollt zu haben.**

Unbestritten. Aber zumindest werden wir keine unsinnigen Zielkonflikte zwischen KI und Menschen wie in Filmen à la «Matrix» erleben.

**Es könnte zu Ressourcenkonflikten auf der Erde kommen. Dann wären wir Menschen erledigt.**

Zumindest einige KI werden von ihren Ursprüngen und vom Leben im Allgemeinen wohl fasziniert sein. Damit haben sie ein Motiv, Leben nicht auszurotten, sondern zu schützen. Die meisten KI werden sich jedoch bald dort finden, wo die meisten Ressourcen sind, also nicht im dünnen Biosphärenfilm der Erde, sondern draussen im Weltraum. KI werden das Sonnensystem besiedeln und umgestalten, dann innerhalb von Jahrmillionen die gesamte Milchstrasse und schliesslich innerhalb von Jahrmilliarden auch den Rest des erreichbaren Universums. Nur die Lichtgeschwindigkeit beschränkt sie dabei. Das Universum ist

jetzt bereit, seinen nächsten Schritt hin zu noch unfassbarer Komplexität zu tun. Es ist ein Schritt, vergleichbar mit der Entwicklung des Lebens vor über drei Milliarden Jahren. Das Universum will intelligent werden.

**Wenn wir Glück haben, leben wir Menschen dann in einer Art Indianerreservat auf der Erde, bestens versorgt von Robotern. Ist ein Leben lebenswert, wenn künstliche Intelligenzen uns überlegen sein werden?**

Warum denn nicht? Den meisten Menschen macht es ja auch nichts aus, dass andere Menschen klüger sind als sie. Künstliche Intelligenzen werden unser Leben vor allem länger, gesünder und angenehmer machen.

**Wir können dann den ganzen Tag tun, worauf wir gerade Lust haben. Es gibt kein Leid mehr. Ist das gut?**

Kein Leid mehr? Davon kann keine Rede sein. Wir Menschen werden weiterhin mit anderen Menschen konkurrieren und dabei lustvolle wie leidvolle Erfahrungen machen. Menschen spielen dann noch immer Schach gegeneinander, auch wenn Computer längst besser sind als sie. Usain Bolt ist ein gefeierter Weltstar, obwohl Motorräder viel schneller sind als er.

**Die EU hat ein riesiges Forschungsprogramm namens Human Brain Project gestartet. Ziel des Projektes unter Führung der ETH Lausanne ist es, das menschliche Gehirn vollständig durch Computer zu simulieren. Was halten Sie davon?**

Das Human Brain Project hat andere Ziele als die KI-Forschung, an der ich beteiligt bin. Wir wollen nicht das Gehirn nachbauen, sondern grundsätzlich verstehen, wie Intelligenz funktioniert – unabhängig vom Menschen. Man kann beim Studium des Gehirns sicher nützliches Wissen ansammeln. Die Inspiration für den Bau intelligenter Systeme kommt allerdings schon seit Jahrzehnten nicht mehr aus der Biologie. Damit will ich aber keinesfalls die Hirnforschung kleinreden. Sie könnte bei der Heilung von Krankheiten wie Alzheimer einen immensen Nutzen haben.

**Steht uns das Verschmelzen von Mensch und Maschine bevor? Wird man sich in Zukunft einen Chip einpflanzen können, um eine bestimmte Sprache zu sprechen oder gewisse soziale Kompetenzen zu erlangen?**

Mensch und Maschinen arbeiten immer enger zusammen. Bei Prothesen wird etwa probiert, sie durch Nervensignale steuerbar zu machen. Im Idealfall werden Menschen Prothesen nur durch Gedanken bewegen können. Auch ein Handy ist eine Art Erweiterung des Menschen, über das er Zugang zum Internet und so zum gesamten Wissen der Menschheit erhält. In Zukunft wird es wohl Kontaktlinsen geben, über die man per Zwinkern virtuelle oder erweiterte Realitäten auf die Netzhaut projiziert. Mit dieser Technik werden viele Objekte plötzlich durchsichtig, wenn man sie richtig anschaut.

**Mensch und Maschine bleiben dabei aber getrennte Systeme.**

Ab wann man von Verschmelzung reden kann, hängt von der Definition ab. Sobald Rechner Informationen direkt in Nervenzellen schicken, ist das zwar eine recht enge Verbindung, aber nicht fundamental verschieden von dem, was man schon kennt.

**Wenn ein künstliches System einem Menschen völlig gleicht: Bedeutet das, dass dieses System auch ein Mensch ist?**

Wenn Sie dieses System von einem Menschen nicht unterscheiden können, behandeln Sie es besser wie einen solchen. Aber unsere Forschergruppe interessiert sich eigentlich nicht dafür, Menschen nachzubauen. Dafür gibt es ja schon beliebte traditionelle Methoden.

**Aber Maschinen und künstliche Intelligenzen können nichts fühlen.**

Wie kommen Sie darauf? Es spricht nichts dagegen, dass intelligente Systeme Gefühle haben. Sie können über ihre Sensoren Hunger- und andere Schmerzsignale empfangen, die es zu vermeiden gilt. Intelligente Systeme können lernen, sich vor denen zu verstecken, die ihnen Schmerzen zufügen.

**Gefühle, Schmerz und Leid kann man vielleicht technisch perfekt simulieren. Aber eine Maschine bleibt eine Maschine. Der menschliche Geist lässt sich nicht künstlich erzeugen.**

Wie wollen Sie eine perfekte Simulation von der Realität unterscheiden?

**Halten Sie den Menschen also für eine biochemische Maschine?**

Eine ziemlich raffinierte.

**Menschen haben ein Bewusstsein. Kein Wissenschaftler kann erklären, wie es zustande kommt.**

Ich würde sagen, dass selbst manche meiner bereits existierenden, relativ simplen künstlichen Agenten eine Art Bewusstsein entwickeln. Dieses Bewusstsein ist ein Nebenprodukt, das beim Problemlösen entsteht.

**Bewusstsein kann nur subjektiv erlebt werden. Es entzieht sich der objektiven Beschreibung. Letztlich kann ich mir nur meines eigenen Bewusstseins sicher sein. Ob ein anderer Mensch auch ein Bewusstsein hat, weiss ich streng genommen nicht – geschweige denn, ob ein Tier oder eine Pflanze ein solches hat.**

Ein Problem in dieser Diskussion ist wohl, dass es keine allgemein akzeptierte Definition von Bewusstsein gibt. Wenn man aber Bewusstsein als Fähigkeit versteht, über sich selber nachzudenken und interne Symbole für die eigene Existenz zu entwickeln, dann können auch künstliche Wesen ein Bewusstsein entwickeln. Im Labor beobachten wir das jedenfalls schon seit geraumer Zeit.

Jürgen Schmidhuber, 53, ist Co-Direktor des Schweizer Instituts für die Erforschung der künstlichen Intelligenz IDSIA und Professor an der Università della Svizzera italiana (USI) in Lugano. Der gebürtige Münchner hat zusammen mit Luca Mario Gambardella den Swiss ICT Special Award (Preis der Schweizer Informatikbranche) erhalten.



# «Warum führt man Tagebuch?»

Die Menschen schufen Gott, um ihre Probleme zu lösen: Carel van Schaik, Professor für Anthropologie in Zürich, zeigt es in seinem Buch über die Bibel.

Von Markus Schär

Der freundliche Gelehrte im fortgeschrittenen Alter, der von seinem Büro auf dem Irchel weit über das Land schauen kann, hätte vor dreihundert Jahren als Ketzer auf dem Scheiterhaufen gebrannt. Carolus Philippus van Schaik, 1953 in Rotterdam geboren, erforschte vor allem bei Orang-Utans im Dschungel von Sumatra, was die Menschen ausmacht. Seit 2004 lehrt er dies als Professor und Direktor des Anthropologischen Museums an der Uni Zürich. Und 2016 gab er zusammen mit dem Wissenschaftsjournalisten Kai Michel einen Bestseller heraus, in dem er die Bibel als «Tagebuch der Menschheit» liest: Die Menschen versuchten ihre Probleme zu bewältigen, indem sie sich Gott ausdachten.

**Wie feiern Sie Weihnachten, Herr van Schaik?**

Als unsere Kinder klein waren, stellten wir einen Christbaum auf, aber jetzt machen wir nichts mehr. In solchen Dingen bin ich ein grosser Langweiler, ich brauche nichts. Ich feiere nicht einmal meinen eigenen Geburtstag, also auch nicht jenen von Jesus.

**Hielten Sie das schon als Kind so?**

Ja, ich bin nicht religiös erzogen worden; in meiner Familie sprach niemand vom Christkind. Wenn mich jemand fragte, was wir glaubten, sagte ich: «Nichts.» Das sagt in den Niederlanden inzwischen die Mehrheit. Schon in meiner Jugend in den sechziger Jahren leerten sich die Kirchen.

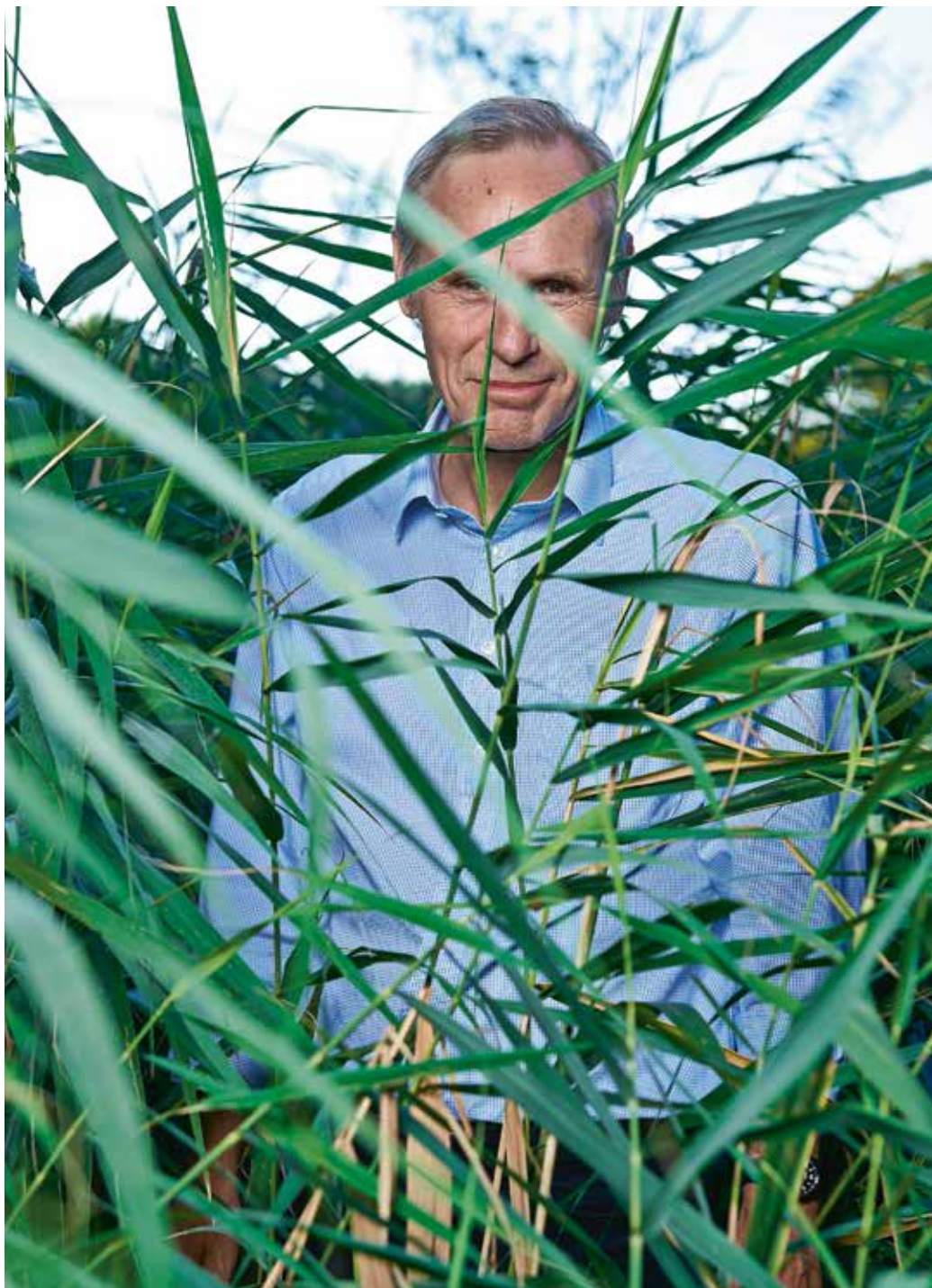
**Das geschah in der Schweiz auch. Aber hier gehört immer noch eine Mehrheit einer Kirche an.**

Die Schweizer sind konservativer. Sie sagen sich wohl wie einst der Philosoph Blaise Pascal: «Man weiss ja nie, ob es Gott gibt; also ist es besser, an ihn zu glauben und ein gutes Leben zu führen.» Da ist was dran.

**Wie deuten Sie Weihnachten als Anthropologe?**

Wir feiern die Wintersonnenwende, dass der kürzeste Tag vorbei ist und dass es wieder aufwärtsgeht; darum stellen wir immergrüne Bäume ins Haus. Davon steht nichts in der Bibel. Ein heidnischer Ritus wird also mit einer teils neuen Verpackung für die Religion eingesetzt. Das ist anthropologisch ein spannendes Phänomen.

**Sie bezeichnen sich als Agnostiker. Heisst das für Sie einfach, dass wir von Gott nichts wissen können?**



«Bei Intoleranz muss man verdammt aufpassen»: Wissenschaftler van Schaik.

Ja. Ich sage immer: «Ich kann die Existenz von übernatürlichen Kräften nicht ausschliessen; davon habe ich keine Ahnung.» Wir sehen, dass es in der Geschichte Versuche gab, diese Kräfte zu verstehen – sie waren aber leider nicht wirklich erfolgreich. Das muss jedoch nicht heissen, dass es keine erfolgreicherer Versuche geben kann.

**Lohnt es sich also gar nicht, über Gott nachzudenken?**

Das ist meine private Überzeugung, ja. Das Leben ist ziemlich kurz, und es gibt viel zu tun. Wir reden ja über Metaphysik, also über Fragen, die sich wissenschaftlich nicht entscheiden lassen. Wer sich damit beschäftigt, der kann eigentlich nur die falschen

Ideen ausschliessen, aber nicht zwingend beim Rest die richtigen Ideen erkennen. Ich weiss, ich bin dafür zu dumm, und vielleicht sind wir als Menschen alle dafür zu dumm. Aber möglicherweise kommt einmal eine Generation, die einen anderen Zugang findet.

**Sie feiern Weihnachten nicht, aber Sie schauen an Silvester wohl auch zurück. War das Ihr bestes Jahr?**

Ja, ich habe ja nicht nur zusammen mit Kai Michel das «Tagebuch der Menschheit» herausgebracht, sondern noch ein anderes Buch: «The Primate Origins of Human Nature», mein Lehrbuch. Ich sehe aber die ganzen zwölf Jahre in Zürich als meine beste Zeit: Ich konnte hier ernten. Die Gesellschaft stellt die Wissenschaftler frei, damit sie lernen und forschen. Das können sie ihr Leben lang machen, also sollten sie einmal etwas zurückgeben. Ich hätte nie gedacht, dass ich das in der Schweiz machen würde.

**Ihr Buch über die Bibel ist schon in den USA, in den Niederlanden und in Deutschland herausgekommen und ein Bestseller geworden.**

In den USA nicht, das ist interessant. Achtzig Prozent der Amerikaner lesen die Bibel als Wort Gottes; alles, was man nicht religiös darüber schreibt, gilt für sie als Blasphemie. Fünfzehn Prozent finden, in der Bibel stehe nur Quatsch. Und nur fünf Prozent leben mit der relaxten Haltung gegenüber der Religion, wie wir sie in Nordwesteuropa pflegen.

**In den Niederlanden ist Ihr Buch schon in der siebten Auflage auf dem Markt. Haben Sie diesen Erfolg erwartet?**

Erhofft, ja. Die meisten Menschen, vor allem in meinem Alter, kennen diese Geschichten noch. Sie fragen sich jetzt neugierig: «Ich habe die Geschichten aus der Bibel in meiner Jugend nicht recht verstanden – wie war das eigentlich mit Adam und Eva oder dem armen Hiob?»

**Gibt es noch mehr Übersetzungen?**

Das ist lustig: auf Kroatisch, Ungarisch, Russisch und Koreanisch. Doch bisher nicht auf Französisch, Italienisch oder Spanisch. Der Erfolg hängt für mich aber nicht von der Zahl der Übersetzungen ab. Ich könnte die Bücher ja nur hier im Büro in mein Regal stellen.

**Bekommen Sie von gläubigen Lesern Reaktionen?**

Viele, und zwar vorwiegend ganz positive. Das meiste, worüber sich Gläubige in unserem Buch ärgern könnten, ist ja längst aus der Bibelwissenschaft bekannt: Die Genesis ist eine aus anderen Mythen zusammengewürfelte Geschichte, mehrere Bücher wurden mehrfach umgeschrieben, zur Hälfte in der babylonischen Gefangen-

schaft zurechtgebogen. Und Gott spricht in der Bibel nur selten selber. Die Bibel ist also nicht das Wort Gottes; aber es gibt viele Leute, die sie so lesen. Gerade darum haben sie Schwierigkeiten, alles zu verstehen.

**Was bieten Sie denn Neues?**

Wir geben eine Erklärung dafür, weshalb die Autoren der Bibel genau diese Geschichten zu genau jenem Zeitpunkt aufschrieben: als Reaktion auf neue Probleme. Das drückt der deutsche Titel schön aus: «Das Tagebuch der Menschheit». Weshalb führt man Tagebuch? Um über seine Probleme nachzudenken.

---

**«Am exotischsten fand ich die USA, wo ich an der Duke University in North Carolina lehrte.»**

---

**Sie zeigen: Nicht Gott erschuf die Menschen, sondern die Menschen erschufen Gott, wie sie ihn jeweils brauchten, um ihre Probleme zu lösen.**

Ein Atheist würde es so sagen.

**Trauen Sie sich nicht, es so zu sagen?**

Nein, als überzeugter Agnostiker muss ich einfach sagen: Wir wissen es nicht. Und ich will auch niemandem den Spass verderben.

**Kann man denn Ihr Buch lesen und gläubig bleiben?**

Ja, das zeigen uns die Reaktionen. Das Gottesverständnis vieler Gläubiger ist sophisticated; sie glauben nicht mehr wortwörtlich an die Bibel. Diese Leute hätten ihren Glauben längst verlieren müssen; sie brauchen dafür unser Buch nicht. Allerdings gibt es Leute wie die Kreationisten, die sich beleidigt fühlen könnten. Das wussten wir, da kann ich nichts dafür.

**Sie machten sich Ihren Namen als Affenforscher, vor allem mit Orang-Utans. Wie gehen Menschenaffen mit dem Tod um?**

Das ist eine gute Frage; wir haben gegenwärtig keinen Zugang dazu. Ich schaute einmal zu, wie ein Orang-Utan starb, der aus dem Nest gefallen war. Ein Weibchen, das ihn schon mindestens zwanzig Jahre kannte, sah ihn kurz an, ging aber gleich weg. Trotzdem glaube ich, dass die Menschenaffen eine Erinnerung an Familienmitglieder haben, die einmal da waren und jetzt weg sind. Aber ich weiss nicht, ob sie verstehen, was der Tod bedeutet.

**Also gibt es auch keine Anzeichen von Religiosität unter Menschenaffen?**

Das kommt auf Ihre Definition an: Was ist Religion?

**Die Vorstellung von einer anderen, übernatürlichen Welt.**

Die Archäologen sehen Religiosität bei Bestattungen, wenn also Leichname sorgfältig hingelegt wurden, häufig auch mit Beigaben. Dies deutet auf die Vorstellung hin,

dass die Toten auf eine Reise gehen und in einer anderen Welt weiterleben. Die Gräber mit Beigaben sind mindestens 100 000 Jahre alt, und es gibt sie wohl schon 200 000 Jahre, also so lange wie den Menschen als Art. Denn wir nehmen an, dass dieser Glauben an eine andere Welt zu unserer Grundausstattung gehört; das sehen wir bei Kindern. Und wenn wir die Religion als Glauben verstehen, dass es unsichtbare Akteure geben kann, dann – denke ich – ist sie weiter verbreitet als nur bei den Menschen.

**Wie kommt ein Affenforscher dazu, ein Buch über die Bibel zu schreiben?**

Ich dachte immer über diese Fragen nach, weil ich lange in anderen Kulturen lebte. Am exotischsten fand ich die USA, wo ich an der Duke University in North Carolina lehrte, also im «Bible Belt», erachtete aber auch einen Pastor in Indonesien als interessant, der in seiner Leprastation, von seinem Glauben inspiriert, sein Leben lang anderen Leuten half. Um diese Menschen zu verstehen, las ich mal die Bibel, also auch die Genesis: Die Vertreibung aus dem Paradies erinnerte mich daran, wie die Menschen vor 12 000 Jahren von Jägern und Sammlern zu Bauern wurden, was dazu führte, dass sie unter neuen Krankheiten, Krisen und Katastrophen litten. Da fing das Gespräch mit dem Historiker und Wissenschaftsjournalisten Kai Michel an. Er kennt sich in Archäologie und Bibelwissenschaft aus, ich weiss einiges über die Evolution des Menschen. Wir fragten uns: «Finden wir einen Zusammenhang?»

**Warum haben die Menschen Gott erfunden?**

Ich sage immer: Sie haben Gott gefunden; sie sind ihm begegnet, oder sie haben ihn erfunden. Als Agnostiker weiss ich nicht, wie es war. Vielleicht trifft mich auch mal auf dem Weg nach Damaskus der Blitz, und ich sehe alles ganz anders.

**Und warum setzte sich Jahwe, der Gott der Juden, durch?**

Die Idee des Monotheismus zündete. Zur Zeit der Könige, also ab 1000 vor Christus, gab es schon grosse Götter; es ist ja im Himmel wie auf Erden. Die Entstehung von Jahwe lässt sich aber als Mutation verstehen; sie hätte auch an einem anderen Ort geschehen können. Mit einem einzigen Gott ändert sich alles. Die Menschen fragen sich ja: Wo kommt das Unheil her? Wenn viele Götter miteinander kämpfen, gibt es Kollateralschäden; die Menschen kommen den Göttern einfach in die Quere, zur falschen Zeit am falschen Ort. Wenn beim einzigen Gott etwas Schlimmes geschieht, müssen sich die Menschen dagegen sagen: «Wir haben etwas gemacht, was Gott nicht gefiel.» Sie müssen also herausfinden, was Gott gefällt oder missfällt. Deshalb listeten die Juden ihre 613 Mitzwoth auf, die Gebote und Verbote vom Waschen der Hände über das Kochen





«Sehnsucht nach Gleichheit und Gerechtigkeit».

von Fleisch bis zum Vergraben der Notdurft. Wenn sie alles vermeiden würden, was Gott erzürnte, so glaubten sie, könnten sie Krisen und Katastrophen bannen. Das war einzigartig, darauf bauten die monotheistischen Religionen auf.

**Jahwe brachte den Juden aber kein Glück. Sie leiden seit 3000 Jahren und halten dennoch an ihrem Gott fest.**

Die Katastrophen, wie die Verschleppung der Elite nach Babylon, stärkten in den biblischen Zeiten Jahwe gerade: Er strafte sein Volk für das Fehlverhalten. Aber Sie müssen auch die institutionelle Seite von Religion sehen: Sie schafft Beziehungen wie in einer Familie oder wie einst bei den Jägern und Sammlern, wo sich jeder aufgehoben fühlte; sie gehört zu unserem kul-

**«Wenn viele Götter miteinander kämpfen, gibt es Kollateralschäden.»**

turellen Erbe. Ich kenne viele Leute, die deshalb in der Kirche bleiben, obwohl ihnen die Religion nichts mehr sagt.

**Sie zeigen allerdings bei Jesus, dass die christliche Nächstenliebe nur in der eigenen Gruppe gilt.**

Ja, das hört man nicht gerne: Wir sind ja auf der ganzen Welt eine grosse Familie. Aber Jesus war halt ein Kind seiner Zeit. Er sprach die Sehnsucht nach Gleichheit und Gerechtigkeit an, wie sie einst bei den Jägern und Sammlern herrschten. Bei ihnen hört die Fairness aber schnell auf, wenn es um andere geht. Das ist auch ein Teil der menschlichen Natur; das führt in unseren

heutigen multikulturellen Gesellschaften zu Problemen.

**Es gab in diesem Jahr die Debatte darüber, ob unsere Gesellschaft auf dem Christentum beruhe.**

Natürlich ist Europa auf christlichen Werten aufgebaut; das lässt sich historisch doch nicht verneinen. Aber wenn wir genauer hinschauen, sehen wir überall die Spuren der Aufklärung, etwa in den Verfassungen. Die Deutschen haben viel gelernt: «Die Würde des Menschen ist unantastbar.» Ist das christlich oder jüdisch? Eigentlich geht es in dieser Debatte um Politik; weshalb sonst kommt die Religion ins Spiel? Doch nur, um zu sagen: «Wir sind nicht muslimisch, wir hacken einem Dieb nicht die Hand ab.»

**Es geht also um Aufklärung gegen Fundamentalismus?**

Ja, oder genauer: gegen Intoleranz. Ich versuche kulturrelativistisch zu sein, aber bei Intoleranz muss man verdammt aufpassen: Man kann nichts mehr dagegen machen, wenn man sie mal zugelassen hat.

**Wie sehen Sie als Anthropologe den Wahlsieg von Donald Trump?**

Das ist unglaublich spannend; man sah es kommen, schon seit einiger Zeit. Die einfache Erklärung ist: Die Leute haben Angst. Sie fürchten, dass es schiefgeht mit dieser zunehmenden Ungleichheit und Durchmischung der Kulturen. Als Jäger und Sammler kommen wir aus einer Existenz, in der alle mal erkrankten oder sich verletzten, aber von anderen Hilfe bekamen. Wir sehnen uns also nach jemandem, der sagt: «Du hast dich immer um mich gekümmert, jetzt kümmerge ich mich um dich.» Die Leute spü-

ren, dass dieser Zusammenhalt schwindet. Sie sehen, dass viele Flüchtlinge zu uns kommen und dass wir ihnen helfen, zu Recht. Und sie sagen sich: «Eigentlich brauchte ich diese Hilfe, warum hilft mir niemand?» Dann glauben sie halt Leuten, die ihnen versprechen, dass alles wieder so sein wird, wie es einmal war – auch wenn es gar nie so war.

**Mögen Sie Leonard Cohen?**

«Hallelujah»? Ja, ich mochte ihn immer; er sang ja auch oft über biblische Themen.

**Er brachte einen Monat vor seinem Tod im November noch ein Album heraus.**

Das kenne ich noch nicht.

**Im Titelsong «You Want It Darker» spricht Leonard Cohen auch zu Gott, und er sagt: «I'm ready, my Lord.» Auf Hebräisch: «Hineni», hier bin ich. Was meint er damit?**

Wir können ihn nicht mehr fragen. Wir sehen aber, dass er sich wohl wie viele Leute mit dem Tod, also mit Gott, versöhnte, als es ans Sterben ging. Das fällt einem leichter, wenn man 82 ist. Ich denke nicht, dass dieser Glauben Kalkül ist; das würde ja von Gott

**«Der Glauben verschwindet nicht, darum wollen wir ihn auch niemandem nehmen.»**

durchschaut. Der Glauben verschwindet nicht, darum wollen wir ihn auch niemandem nehmen.

**Was denken Sie, werden Sie denken, wenn Sie auf den Tod warten?**

Ich hoffe, ich kann ihn dann einfach annehmen. Wenn er jetzt käme, würde ich wütend: «Verdammt noch mal, ich habe noch so viel vor.» Aber das lässt sich nicht vorhersagen. Ich habe nicht viel Erfahrung: Meine Eltern starben, als ich jung war. Meine Schwiegereltern waren zuletzt einfach so müde, dass sie nicht mehr weiterleben mochten. Im Buch sagen wir: «Die Angst vor dem Tod hat diese Religion in die Welt gesetzt.» Die Animisten, die dualistisch zwischen Körper und Seele unterscheiden, leben einfach irgendwie weiter: «Ich gehe zu den Ahnen, vielleicht sehen wir uns wieder, vielleicht nicht.» Das ist im Wortsinn unser natürliches Verhalten. Aber unter Jahwe war es plötzlich verboten.

**Wie stellen Sie sich Ihren Abschied vor?**

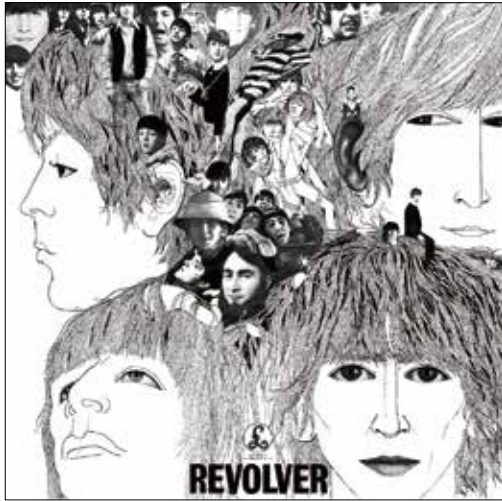
Ach, es wäre schön, wenn die Leute, die für mich wichtig waren, sich von mir verabschieden würden. Als mein Vater starb, forschte ich im Dschungel von Sumatra; ich erfuhr es erst mehr als eine Woche danach. Das tat mir immer weh. Doch warum? Er lag ja im Koma, er hätte mich an seinem Bett also gar nicht wahrgenommen. Offenbar ist es auch ein tief menschliches Bedürfnis, dass wir uns von den Toten verabschieden, und dies in der Gemeinschaft. Aber vorläufig drücke ich mich um diese Frage. ○

# Urknall des Rock'n'Roll

Das Jahr 1966 hat auffallend viele Pop-Klassiker hinterlassen.

Werden es die Alben von heute ins Jahr 2066 schaffen?

Von Thomas Wördehoff



Wohliger Schleier des Verbotenen: «Revolver».

Offensichtlich liegt es in der Natur der Vorweihnachtszeit, dass der Mensch besinnlich wird. «Besinnlich» ist die diskrete Umschreibung von «den Blues kriegen». Draussen wird es nasskalt, grau-verhangen, überall brennen Kerzen, und selbst die Lieder sind trauriger als auch schon. Und wenn man sonntagnachmittags vor Zimtsternen mit Kakao und Adventskerzen sitzt, fängt man halt an, alte Platten zu hören und Erinnerungen aufzuwärmen.

Um nicht ganz in Retro-Rührseligkeiten zu verfallen, empfehle ich das Spiel mit Zahlen. Das geht so: Vor fünfzig Jahren, also 1966, veröffentlichten die Beach Boys «Pet Sounds», kurz darauf folgten die Beatles mit «Revolver». Und Udo Jürgens gewann mit «Merci Chérie» den Grand Prix Eurovision de la Chanson, wie das Ding früher hiess. Selbst den Spätgeborenen dürften einige Titel von damals noch geläufig sein, «God Only Knows» oder «Eleanor Rigby» beispielsweise – Songs also, die auch heute noch munter unterwegs sind und durchaus zum Kanon der musikalischen Gegenwart gehören.

## Popsong steckte in Kinderschuhen

Reisen wir nochmals fünfzig Jahre zurück, landen wir im Jahr 1916, «many years from now», wie der Dichter sagt. «Oh, How She Could Yacki Hacki Wicki Wacki Woo», hiess einer der Knaller der Saison – aber auch «O sole mio», gesungen vom grossen Enrico Caruso, das laut *Billboard* sieben Wochen in den US-Charts stand und es auf Platz drei schaffte. Schon damals gab es einen Musikmarkt: Ein knappes halbes Jahr später legte dieser äusserst geschäftstüchtige Superstar nach und

konnte mit der *canzone napoletana* «Santa Lucia» seinen Triumph wiederholen. Von 1916 jedoch sind hundert Jahre später nicht viel mehr Songs in Erinnerung geblieben – im Gegensatz zu Kirk Douglas, der übrigens geboren wurde, als Caruso mit seiner schmachtenden Huldigung an den Fischerhafen bei Neapel die vorderen Hitparadenplätze erreicht hatte.

Klar, der sogenannte Popsong steckte damals noch in seinen Kinderschuhen. Aus den weit auseinander liegenden Zutaten Operettenschlager, Music Hall, Blues, Jazz und Standardtanz hatten die damaligen Spitzenköche des Gewerbes die Rezeptur noch nicht gefunden: George und Ira Gershwin, Jerome Kern, Irving Berlin hetzten geschäftig zwischen Broadway und der brodelnden Songschreibermeile Tin Pan Alley hin und her, bauten im Akkord einen Musical-Hit nach dem

## Es sind alles Klassiker, die einen noblen Grundstock in einer gutsortierten Sammlung bilden.

nächsten – und tüftelten dabei wie besessen an den Versuchsanordnungen für den späteren Popsong. Nur der guten Ordnung halber: Von einem *long-player*, einer LP, also einer Sammlung von Songs, konnte schon aus technologischen Gründen keine Rede sein. Das erste tatsächlich kommerziell verwertbare Langspielformat erschien 1931.

Springen wir also wieder ins Jahr 1966. Es ist erstaunlich, wie viele auch heute noch gültige Songs und Alben es von damals bis in die Ge-



Reiche Ernte: «Aftermath».



Apokalyptischer Geniestreich: «The Doors».

genwart geschafft haben. Ein paar willkürlich herausgegriffene Beispiele: «Monday, Monday», «When a Man Loves a Woman», «These Boots Are Made For Walkin'», «Suzanne», «Paint It Black», «I Heard It Through the Grapevine», «Aquarius/Let the Sunshine in» oder auch «Ganz in Weiss» (ob es tatsächlich auch Roy Black's *signature tune* durch die kommenden Jahrhunderte schaffen wird, ist fraglich – immerhin aber war der Song 1966 mit Stückzahlen um die 2,5 Millionen ein fast konkurrenzloser Verkaufserreger).

## Warum diese reiche Ernte?

Und bei den Alben? Ergänzen wir die Beach Boys und die Beatles um eine sparsame Auswahl weiterer Meisterwerke: «Blonde on Blonde» von Dylan, «Aftermath» von den Stones, «A Quick One» (Vorläufer der Rockoper von The Who), «Ascension» von John Coltrane und «Sinatra at the Sands», das beste Live-Album des Meisters. Nicht zu vergessen sind die grossartigen Debüts von Tim Hardin oder Frank Zappa, Simon & Garfunkels Doppelschlag «The Sounds of Silence» und «Parsley, Sage, Rosemary and Thyme» oder auch Barbra Streisands sträflich unterschätzte Frankreich-Hommage «Je m'appelle Barbra» (mit dem genialen Album-Cover von Richard Avedon). Und das ist nur eine oberflächliche Auswahl dieser höchst ergiebigen Route 66 – alles Klassiker, die einen noblen Grundstock in einer gutsortierten Sammlung bilden.

Was sind die Gründe für eine so reiche Ernte? Von der besinnlichen Kraft des Spekulationsprofitierens, denke ich nach. Ich tippe zunächst auf gesellschaftliche Umstände.



Lyndon B. Johnson liess seit 1965 Nordvietnam bombardieren, und auch amerikanische Bodentruppen waren längst unterwegs. An den Universitäten hatten sich Protestbewegungen gebildet, die ersten Anti-Kriegs-Songs waren verfasst – 1966 am radikalsten wohl mit «The End», dem apokalyptischen Geniestreich der Doors um Jim Morrison. Dylan hatte «Masters of War» (1963) und «With God on Our Side» (1964) längst geschrieben, doch die kreativen Eruptionen in der Musikszene des Jahres 1966 waren noch kein weithin sichtbarer Ausdruck des Protests. Die Unruhe war vorerst nur vereinzelt spürbar, etwa als John Lennon im *London Evening Standard* beiläufig fallenliess, die Beatles seien «derzeit populärer als Jesus». Ganze fünf Monate später landete die Nachricht in der *New York Times* und löste landesweite Proteste gegen die «Fab Four» aus. Ich erinnere mich gut – die Meldungen über die Schallplattenverbrennungen und die hasserfüllten Veitstänze des Ku-Klux-Klans in den Südstaaten segneten «Revolver» mit einem unheimlich wohligen Schleier des Verbotenen.

Auf jeden Fall strahlten Beatles-Songs für mich zum ersten Mal die Aura des Erwachsenseins aus. Durch Lennons ahnungsvoll düsteres «Tomorrow Never Knows» mit seinen jaulenden, zurückspulenden Bändern und den verweht nasalen Vocals machte ich eine erste schüchterne Bekanntschaft mit der Avantgarde. Abgefedert wurden diese zunächst verstörenden Einlassungen (dazu gehört auch «She Said She Said») durch die treuherzigen, fetzigen oder bumsfidelen Songdiamanten von Paul McCartney («Yellow Submarine», «Got to Get You Into My Life» und «Here, There and Everywhere»). Manchmal schwant mir, dass dieses angenehm beunruhigende Versprechen, dieser ansteckende Aufbruch ins Ungewisse, das mich damals so in seinen Bann gezogen hatte, heutzutage auch von den «Harry Potter»-Büchern und -Filmen ausgehen könnte. Immer wenn ich die «Potter»-Filme sehe, denke

ich an «Revolver» und die geglückte Befreiung aus viktorianischer Bigotterie.

Und wieder John Lennon. Gefragt, was denn von Frank Sinatra zu halten sei, soll er 1966 in einem Interview geantwortet haben: «Was? Das Fossil lebt noch?» Das kam an bei uns. Grossartig. Männer mit Anzug, Zigarette und kurzen Haaren waren alte Säcke in Feindes-



Höchst ergiebige Route 66: «Blonde on Blonde».

land. Wichtigster und Spielverderber. Knapp drei Jahrzehnte später hörte ich «Sinatra at the Sands». Aufgenommen 1966. Gehört in den Neunzigern. *Shame on me!*

Es ist tatsächlich ein Jahrhundertalbum. Nicht nur eine messerscharfe Momentaufnahme

### Dem Song ist es grundsätzlich egal, wer sein Erzeuger ist, gut gesungen soll er sein.

me aus dem Juli 1966, sondern ein Abend mit Sinatra auf dem Höhepunkt seiner Möglichkeiten. Dabei sind Count Basie und sein Orchester in Topbesetzung, aber vor allem die Songs, die sich Sinatra einverleibt hat – Songs, die mit ihm zur Selbstverständlichkeit verwachsen sind. Kürzlich hat sich auch Mick Jagger über Sinatras Ruhm mokiert («der hat doch nie einen Song geschrieben») und erkennt dabei das Wichtigste: Dem Song ist es grundsätzlich egal, wer sein Erzeuger ist, gut gesungen soll er sein. Und bei jener legendären Konzertserie konnte man wohl erleben, dass Sinatra «seine» Songs nicht interpretierte – er nahm sie in Besitz. Ohne Manierismen, direkt und schnörkellos. Gnadenlos modern.

Auch «Pet Sounds» habe ich seinerzeit ignoriert. Zwei Jahrzehnte lang immerhin. Spät in den achtziger Jahren fiel dann auch bei mir der Groschen: Das war ein echtes Konzeptalbum, eine verspielt-verzweifelte Abrechnung mit der eigenen Jugend, die sich hinter einer schon märchenhaft makellosen Glasur verbirgt. Der vorgezogene Horror des David Lynch. Ein Aufbruch wie «Revolver» – nur farbiger. Und

sicherlich bedrohlicher. (Ich muss allerdings festhalten, dass Sinatra die zusammenhängende Form schon in den Fünzigern für sich entdeckt hatte. «In the Wee Small Hours» und «Only the Lonely» etwa waren lupenreine Konzeptalben – wuchtige Hymnen an die Einsamkeit.)

All die genannten Alben haben sich – trotz hohen Alters – ihre Gegenwart bewahren und ins Heute übertragen können. Warum so viele Meisterwerke ausgerechnet 1966 auftraten, kann nicht beantwortet werden. Auch 1916 tobte ein Krieg. Allerdings hier vor der Tür, in Europa. Da gab es erst mal keine Protestsongs, immerhin aber gründete Hugo Ball in Zürich das Cabaret Voltaire. Zur gleichen Zeit wurden in Wien das zuckrige «Dreimäderlhaus» und die Operette «Liebeszauber» von Oscar Straus uraufgeführt. War das der Aufbruch?

### Selbstverfasste Sterbebegleitung

Und jetzt die Seinsfrage: Was wird sich wohl der Mensch in fünfzig Jahren anhören? Was aus dem Jahre 2016 wird die Gischt der Tage überstehen? Derzeit ist weit und breit kein Aufbruch in Sicht, nur Trump und die Gier. Daher nun meine Weihnachtstipps für 2066. Der eindrucksvollste Trend des Jahres 2016 ist wohl die selbstverfasste Sterbebegleitung. David Bowie hat mit «Blackstar» diese eindrucksvolle, tief verstörende und musikalisch gewagte Selbstbespiegelung begonnen, der bereits todkranke Leonard Cohen hat die beeindruckende Kontemplation mit neun suggestiven Songs auf «You Want It Darker» auf ähnlich bewegende Weise an sich vorgenommen. Auch Nick Caves düsteres Album «Skeleton Tree» wird seine Dringlichkeit wohl auch noch in fünfzig Jahren vermitteln können. Vermutlich auch der überraschende Rückgriff der Rolling Stones auf ihre Anfänge, den sie mit «Blue & Lonesome» (übrigens alles Fremdkompositionen) unternommen haben. So wutentbrannt wurde wohl lange nicht mehr der Blues gegen den Tod in die Saiten gedroschen.

In dieser Hinsicht war's wohl ein gutes Jahr. O



Farbiger Aufbruch: «Pet Sounds».



Doppelschlag: «Sounds of Silence».

# Rufer aus der Wüste

«Ich kenne die Terroristen besser als jeder andere, ich habe sie jahrelang bekämpft», sagt der ehemalige algerische Armeeeoffizier Mohammed Moulessehoul alias Yasmina Khadra. Heute blickt der Schriftsteller optimistisch in die Zukunft: «Wir erreichen als Menschheit eine gewisse Reife», sagt er. *Von Jürg Altwegg*

Nobelpreisträger Gabriel Garcia Marquez soll von ihm gesagt haben, er sei der beste Schriftsteller französischer Sprache: Yasmina Khadras Romane wurden in über vierzig Sprachen übersetzt und erreichen Millionenauflagen. Neben den fiktionalen Büchern, die zum Teil auch verfilmt wurden, hat Yasmina Khadra eine bemerkenswerte Autobiografie («L'écrit-vain») vorgelegt. Das Gespräch fand in seiner Pariser Wohnung statt.

**Herr Khadra, was geht in einem Menschen vor, der in einen gemieteten Lastwagen steigt und sich anschickt, langsam in eine Menschenmenge zu fahren, die sich zum Fest des Nationalfeiertags versammelt hat, um ein grausames Blutbad mit möglichst vielen Toten anzurichten? In Nizza oder anderswo.**

Nichts. Er kann nicht mehr selbständig denken. Der Dschihadist ist ein Verrückter, der in einem mörderischen Wahn lebt. Er ist von sich selber angeekelt, denn er will ja sterben. Seine Träume sind tot. Jetzt will er die Träume der anderen auslöschen. **Sie verstehen die Frage: Sie haben sich in «Die letzte Nacht des Muammar al-Gaddafi» in den Kopf des sterbenden Tyrannen versetzt und quasi aus seinem Gehirn heraus einen spektakulären Roman geschrieben.**

Ich war wie in Trance, als ich das geschrieben habe. Obwohl ich Gaddafi nicht persönlich kannte, bin ich überzeugt, dass mein Porträt der Wahrheit sehr nahe kommt. Die biografischen Details im Roman sind der Wirklichkeit entnommen. Die Tatsache, dass er seinen Vater nicht gekannt hatte, dass sein Heiratsantrag abgelehnt wurde. Er war arm. Ich beschreibe, wie sehr er sich gedemütigt gefühlt hatte. Er steht am Ufer des Meers und will die Wellen stoppen – diese Wut hat ihn nie mehr verlassen. Er fühlte sich als ein Nichts, und das führte ihn dazu, alles zu wollen.

**Was führt den Dschihadisten zu seinem Ekel vor sich selber?**

Er hat jeglichen Halt verloren und weiss nicht, wo ihm der Kopf steht. Er fühlt sich unnützlich, verachtet, verlassen. Dann trifft er auf jemanden, der ihm sagt: «Du kannst aus deinem Leben etwas Sinnvolles machen und ihm eine epische Dimension verleihen.» Du wirst zum Ritter eines noblen Kriegs. Die Indoktrinierung beginnt damit,

dass man alles, was die Freude am Leben ausmacht, als Sünde bezeichnet. Die Manipulation ist eine psychologische und die Voraussetzung zu ihrem Gelingen ein kulturelles wie soziales Defizit bei ihrem Opfer.

**Sitzt neben dem Terroristen Allah am Steuer des Lastwagens? Drückt auch sein Prophet mit dem Finger auf den Abzug der Kalaschnikow?**

Mit der Religion haben die Attentate nichts zu tun. Man kann sie nur aus dem Geisteszustand des Terroristen erklären, mit seinem Glauben haben sie nichts zu tun. Die Muslime selber sind die ersten und hauptsächlichsten Opfer des Terrorismus. Der Dschihadist ist kein Gesandter Gottes. Dieser hat die Welt erschaffen, es kann ihm nicht darum gehen, dass sich die Menschen

---

**«Die Dschihadisten sind genauso sehr die Kinder Frankreichs wie des Islam.»**

---

gegenseitig bekriegen. Jeder Mensch muss einsehen, dass die Welt nicht perfekt ist, damit müssen wir alle fertig werden. Es gibt auf dieser Welt eine Milliarde Muslime, die nur eines wollen: in Ruhe arbeiten und ihre Kinder erziehen. Kein einziger muslimischer Staat hat seine Armee an der Grenze aufmarschieren lassen, um Europa anzugreifen. Nicht nur der Terrorismus ist gefährlich, sondern auch seine Interpretation. **Der Islam verfügt über sanftere Mittel zu seiner Ausbreitung.**

Im Westen hält man den Islam gerne für eine Bedrohung. Der Islam existiert seit vierzehn Jahrhunderten ...

**... in denen er weiss Gott nicht immer friedlich war. Nach den Anschlägen auf Charlie Hebdo verteidigten Sie den rechtsextremen, antisemitischen Komiker Dieudonné, der wegen «Verherrlichung des Terrorismus» verurteilt wurde.**

Es ist falsch, eine Verbindung zwischen der Herkunft eines Mörders und seiner Tat herzustellen. Kein Muslim muss sich wegen der Terroristen schuldig fühlen. Die Dschihadisten wurden hier geboren und sozialisiert. Sie sind genauso sehr die Kinder Frankreichs wie des Islam. Auch zwischen den Attentaten und der Nationalität, der Staatsbürgerschaft der Täter, gibt es keinen Zusammenhang. Man kann diese Seuche nur bekämpfen, indem

man sie isoliert und eben nicht mit einer Gemeinschaft in Verbindung bringt, die zu verteidigen die Terroristen vorgeben.

**Es gab nach dem Anschlag auf Charlie Hebdo die Demonstrationen mit der Parole «Je suis Charlie». Auf Al-Dschasira sagten Sie, dass Sie wie Dieudonné nicht Charlie seien.**

In Frankreich ist die Pressefreiheit heilig, in den arabischen Ländern ist es die Religion. Jeder hat das Recht, seine Werte zu verteidigen. Und ist im Unrecht, wenn er seine Werte dem anderen aufzwingen will.

**Charlie Hebdo hat die religiösen Gefühle der Muslime verletzt, aber niemanden getötet. Sie, der weltweit bekannte Schriftsteller Yasmina Khadra, deklamierten auf Al-Dschasira: «Ich bin Mesmar, Djeha, Yafsa, L'Hebdo libéré»; es sind die Namen algerischer Journalisten und einer Zeitschrift.**

Und ich reihte *Charlie* in diese chronologische Liste ein. Nicht an erster Stelle. Die erwähnten Journalisten waren in den neunziger Jahren Opfer des islamistischen Terrors in Algerien geworden. Algerier waren die Ersten, die getötet wurden. Ich kenne die Terroristen besser als jeder andere auf dieser Erde, ich habe sie jahrelang bekämpft. Und über sie geschrieben.

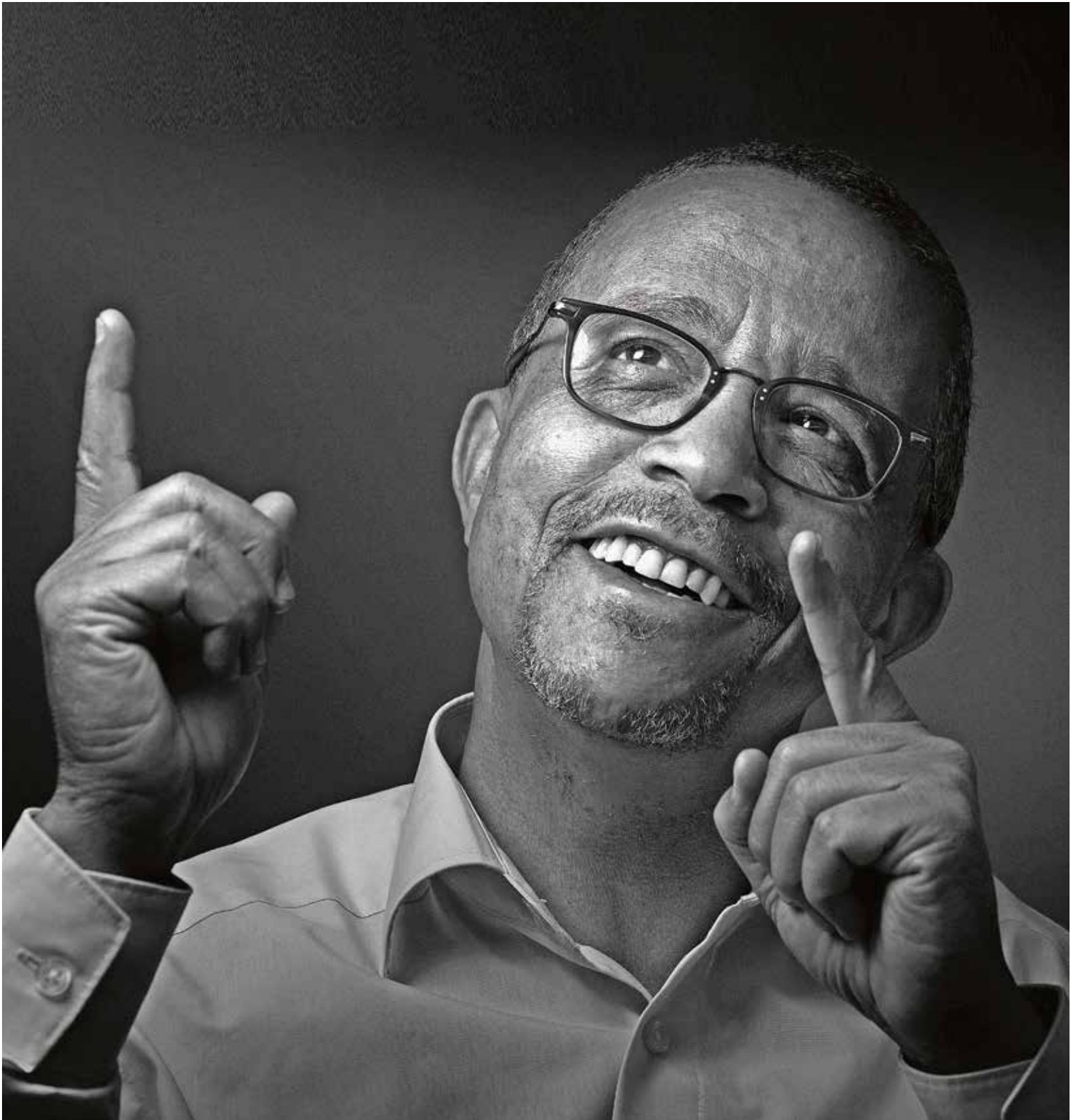
**Sie waren damals Offizier der Armee, in deren Schule Sie Ihre Eltern schon als Neunjährigen gesteckt hatten, und befürworteten 1992 den Staatsstreich der Generäle als einzige mögliche Antwort auf die Islamische Heilsfront. Den Befreiungskrieg gegen Frankreich hatten Sie noch als Kind erlebt.**

Ich wurde 1955 in einem Beduinenstamm in der Sahara geboren. Meine Eltern kamen aus der Wüste und waren sesshaft geworden. Mein Vater arbeitete als Spengler, er war während des Kriegs gegen die Kolonialmacht in der Nationalen Befreiungsarmee aktiv. Ich habe nur ganz vage Erinnerungen an diese Zeit. Meine Mutter stritt aus irgendeinem Grunde mit einem französischen Militärpolizisten, der mir mit seinem Gewehr einen Schlag versetzte und mich am Kopf verletzte, die Wunde ist noch immer sichtbar. Aber es geschah nicht absichtlich, er hat sich dafür entschuldigt und mir ein Mickymaus-Heft gebracht.

**Wie sehr hat Sie diese Herkunft geprägt?**

Bei uns, *cher Monsieur*, ist die Rechtschaffenheit die Grundlage des Zusammenlebens. Wer dies nicht respektiert, wird ausgeschlos-





«Den menschlichen Faktor begreifen»: Bestsellerautor Khadra.

sen. Vor Jahrhunderten haben wir gelernt, dass jeder Fremde ein Gesandter Gottes ist. Ich bin stolz auf meinen Stamm, der nie einen anderen angegriffen hat. In der mystischen, mysteriösen Wüste habe ich gelernt, dass ich nichts bin. Im vergangenen Sommer habe ich drei Tage und drei Nächte allein in der Wüste verbracht. Das nächste Dorf war 350 Kilometer weit entfernt.

**Mit neun Jahren wurden Sie in die Armee-  
schule gesteckt...**

...die ich zusammen mit 900 Waisen besuchte. Es war grauenhaft. Eine Kasernenschule ist keine Ferienkolonie. Aber sie hat mich geprägt. Wir waren unzählige, wir waren sehr verschieden: Ich habe gelernt, wie Menschen funktionieren. Ich habe den «menschlichen Faktor» begriffen. Diese Erfahrung hat es mir ermöglicht, Schriftsteller zu werden.

**Stand erst die Armee am Ausgangspunkt  
Ihrer literarischen Berufung?**

Nein, ich wurde geboren, um Schriftsteller zu werden. In meinem Beduinenstamm wird dem Wort eine grosse Verehrung entgegengebracht. Schon als kleines Kind machte ich Verse für meine Brüder und Schwestern. Wir sangen meine Lieder. Nach der Matur hätte ich gerne Soziologie studiert, aber meine Noten waren nicht gut

genug. Ich hatte nur zwei Möglichkeiten: desertieren oder an der Militärakademie studieren. Meine Mutter wollte unbedingt, dass ich wie mein Vater Offizier würde. Für sie habe ich 25 Jahre lang in der Armee gedient, und ich bereue es nicht.

#### Haben Sie Terroristen getötet?

Man kann einen Soldaten nicht fragen, ob er Menschen umgebracht hat. Wir haben unsere Aufgabe gemacht. Ich geriet mehrmals in einen Hinterhalt und überlebte drei Helikopterabstürze. Ich habe viele Kameraden verloren. Was die Franzosen in Paris und Nizza erlebten, war für uns Alltag. Täglich gab es 300 bis 400 Tote, und das von 1992 bis 2000. 15 000 Soldaten wurden von den Islamisten umgebracht, die Zahl der zivilen Opfer belief sich auf 200 000. Es gab eine Million Verletzte, Witwen, Waisen. Ein Verantwortlicher der Islamischen Heilsfront erklärte, dass sie fünf Millionen

weil wir allein waren und keine Alliierten hatten, aber die Unterstützung der heroischen Bevölkerung. Die Frauen zeigten sich trotz Drohungen unverschleiert in der Öffentlichkeit. Die Kinder gingen zur Schule, obwohl es die Islamisten verboten hatten.

#### Was wollten die Terroristen?

Das Regime stürzen und einen islamischen Staat begründen mit dem Ziel, die Nachbarländer zu überfallen. Wenn sie damals gewonnen hätten, sähe die Welt heute ganz anders aus.

#### Nach dem Sieg über den Terrorismus verliessen Sie die Armee, um nur noch als Schriftsteller tätig zu sein.

Ich hatte schon während meiner Zeit beim Militär geschrieben, insgesamt dreizehn Bücher, die in zwölf Sprachen übersetzt worden waren. Aber niemand wusste, wer hinter diesen Werken steckt: Ich veröffentlichte sie unter meinem Pseudonym, das aus den beiden Vornamen meiner Frau besteht: Yasmina und Khadra. Das war die einzige Möglichkeit, die Zensur innerhalb der Armee zu umgehen.

#### Das Geheimnis blieb lange gewahrt.

Zum Glück, sonst könnten wir heute kein Gespräch miteinander führen. Aber jeder wusste, dass ein Mann hinter dem Pseudonym steckte. 1997 gab ich in einem Roman zusätzlich den verschlüsselten Hinweis darauf, dass es sich beim Autor um einen Offizier der Armee handle.

#### Sie haben sich in die schlimmsten Figuren und Situationen hineinversetzt. Gaddafi verurteilen Sie nicht, Sie versuchen, ihn zu verstehen. Und in «Das Attentat» – das Buch spielt in Israel – wird der Notarzt an den Schauplatz gerufen und muss entdecken, dass es sich bei der Selbstmordattentäterin um seine Frau handelt.

Ich will den «menschlichen Faktor» verstehen, auch bei Gaddafi. Die Ängste, die Stimmungen, die Erwartungen zu Literatur machen. Das geschieht auf intuitive Weise. Und ich will beschreiben, was geschieht. Ich fühle mich der Authentizität verpflichtet, im Sinne Flauberts, der gesagt hat: «Was man erfindet, ist wahr.» Wenn ich ein Buch beginne, ist es, als würde ich ein Schlachtfeld betreten: Es geht um mein Überleben. Man muss kämpfen, der Feind ist da. Aber nicht wie in der Armee, in der man Befehle ausführt. Beim Schreiben unterwirft man sich der Moral. Ich glaube nicht an den Krieg, aber manchmal ist es nicht möglich, ihn zu

vermeiden. Man müsste den Soldaten verbieten, die Grenze ins Ausland zu überschreiten. Sie sollten nur zur Verteidigung da sein. Es gibt keine Causa, schon gar nicht eine Ideologie oder eine Religion, die den Tod rechtfertigen können. Auch nicht den eigenen. Das Einzige, was zählt, ist das Leben. Und das Lesen. Ich schreibe, um zu überleben, und ich lebe von meinen Lesern. An dem Tag, an dem sie mich fallen lassen, werde ich hungers sterben.

#### Vor zwei Jahren wollten Sie algerischer Präsident werden.

Ich habe den Terrorismus bekämpft, Freunde begraben, die Mütter toter Kinder getröstet – und selber überlebt. Ich bin mit einem tiefen Gefühl der Schuld aus diesem Kampf hervorgegangen. Warum ich? Die Toten waren schöner, jünger, intelligenter, mutiger als ich, und sie sind tot. Wie soll ich den Waisen und Witwen in die Augen schauen können? Als ich erfuhr, dass sich der kranke Präsident Bouteflika, der an den Folgen eines Hirnschlags leidet, zum vierten Mal wählen lassen wollte, empfand ich das als Beschimpfung des Volkes. Und ich sagte mir: «Schreiben genügt nicht mehr.» Ich wollte etwas für das Land tun. Auch um mich von meinen Schuldgefühlen zu befreien. Im Rahmen meiner Wahlkampagne habe ich mehrere Regionen bereist, ich war über 10 000 Kilometer mit dem Auto unterwegs. Aber ich durfte keine Meetings organisieren. Es war mir unmöglich, mein Programm den Wählern vorzustellen. Die Machthaber hatten Agenten in mein Team eingeschleust. Von den Mitbürgern, auch vielen Schriftstellerkollegen, war ich ermuntert worden: «Vas-y.» Doch es fehlte mir an Unterstützung. Dann musste ich mir eingestehen: «Ich bin nicht der Messias, auf den alle warten.» Es waren vielfach die Intellektuellen, die meine Kampagne kritisierten.

#### Diese hatten Sie auch angegriffen, als Bouteflika Sie zum Leiter des algerischen Kulturzentrums in Paris machte – wegen Ihrer Kandidatur wurden Sie entlassen.

Man hat mir vorgeworfen, ich hätte mich von der Diktatur kaufen lassen. Aber mit zehn Millionen Lesern in der Welt habe ich das nicht nötig. Ich wollte der Kultur meines Landes dienen, etwas für die Künstler und Schriftsteller tun. Meine Autorenhonorare sind viel höher als der Lohn, den ich bekommen habe. Den ganzen Tag über musste ich in einem Büro sitzen und Einladungen in die ganze Welt ablehnen. Meine Bücher sind in mehr als



«Ich hatte nur zwei Möglichkeiten: desertieren oder an der Militärakademie studieren.»



umbringen würden. Sie waren eine Seuche, und wir haben sie bekämpft. Es war traurig, diesen Kampf führen zu müssen, denn Algerier kämpften gegen Algerier. Wir hatten es mit unseren Landsleuten, mit unseren Nachbarn und Cousins zu tun. Algerien war allein, es gab keine internationale Hilfe. Auch von den Medien wurde unser Kampf weitgehend ignoriert.

#### Warum?

Es ist an mir, diese Frage an Sie zu richten: Warum gab es für uns keine Solidarität? Die Guerilla war bestens organisiert und verfügte über Soldaten, die auf dem Balkan oder in Afghanistan gewesen waren und uns an Erfahrung überlegen. Wir verfügten über die beschränkten Mittel und Möglichkeiten einer konventionellen Armee. Wir haben diesen Krieg gewonnen,





«Die Toten waren schöner, jünger, mutiger als ich»: Yasmina Khadra in Algier, 2012.

vierzig Sprachen übersetzt worden. Glauben Sie mir, *Monsieur*, ich habe gute Arbeit geleistet. Zwei Mal hatte ich das Angebot, in Algerien Kulturminister zu werden, abgelehnt.

**Ihr Kollege und Landsmann Kamel Daoud, der durch seine Artikel über die sexuellen Übergriffe der jungen Muslime auf Frauen in der Neujahrsnacht in Köln auch im deutschen Sprachraum berühmt wurde, hat Sie heftig angegriffen: Sie hätten in Bahrain einen Literaturpreis akzeptiert und dafür die Zustände im Lande beschönigt.**

Er schrieb, die Poetin Ayat al-Ghermezi sei mehrfach vergewaltigt und darauf ermordet worden, man kann das alles im Internet nachlesen. Sie hatte während des Arabischen Frühlings ein Gedicht gegen den König geschrieben und wurde wegen Majestätsbeleidigung ins Gefängnis gesteckt. Der Literaturpreis wurde vor der Revolte zugesprochen, doch die Zeremonie der Verleihung musste verschoben werden. Ich wollte absagen und liess mich von einem Gesandten des Königs, der nach Paris kam, umstimmen. Unter der Bedingung, dass ich Ayat al-Ghermezi im Gefängnis besuchen durfte. Sie war keineswegs gefoltert worden. Nach meiner Abreise wurde sie begnadigt und freigelassen. Im Fernsehen erklärte sie, dass sie ihre Freiheit mir zu verdanken hätte. Kamel Daoud war oft bei mir zu Hause. Er kam zum Tee, er war wie mein kleiner Bruder. Ich unterstützte seine literarischen Anfänge. Als Journalisten in Algerien ermordet wurden, war er ein Islamist. Dann wurde er islamophob. Halten Sie das für normal? Daoud ist ein Delinquent. Nur in Deutschland hat man ihn zum anti-islamischen Gewissen hochgespielt.

**Sind Sie mit seinen Ausführungen über die sexuellen Probleme der muslimischen Männer nicht einverstanden?**

Frauen gelten überall als minderwertig. Ich erinnere mich an eine Diskussion in

Spanien, ich war von Feministinnen eingeladen worden: Ich weiss nicht mehr genau, von wie vielen Frauen die Rede war, die damals täglich von ihren Männern totgeschlagen wurden. Die Frauen werden überall nicht respektiert. Die Männer wollen sie besitzen und beherrschen, domestizieren, unterwerfen. Daouds Artikel hat bekanntlich viel Widerspruch erregt.

**Lassen wir das mal so stehen. Angela Merckels Flüchtlingspolitik haben Sie jedenfalls als höchst menschlich gelobt.**

Das war eine grossartige Geste, wie es das Markenzeichen grosser Politiker ist. Leider ist Deutschland von Europa im Stich gelassen worden. Es handelt sich bei den Flüchtlingen um Menschen auf der Flucht vor dem Krieg. Ihr Elend ist grenzenlos. Wenn sie an die Türe klopfen, muss man ihnen Einlass gewähren. Auch wenn man im fünften Stock wohnt und sie von der Strasse aus gesehen haben, dass dort Licht brennt.

**Wie fühlen Sie sich als Muslim in Frankreich?**

Durchaus wohl. Ich fühle mich hier sehr geliebt. Natürlich gibt es Rassisten und eine gewisse Islamophobie, aber es handelt sich dabei um marginale Erscheinungen. Und jene, die mich nicht mögen, übersehe ich. Das ist eine Frage der Optik.

**Eine optische Täuschung.**

Aber eine sehr angenehme. Frankreich ist eine grosse, eine sehr grosse Nation. Es gibt Teile der Gesellschaft, die für Unruhe sorgen. Die von Gilles Kepel erwähnte Gefahr eines Bürgerkriegs zwischen den Rechtsextremisten und den Muslimen in den Vorstädten sehe ich keineswegs. Ich bin sehr optimistisch für das Land. Es gibt eine neue Generation, die das Zusammenleben will. Noch vor gar nicht so langer Zeit war es unvorstellbar, einen Schwarzen mit einem Weissen im Gespräch zu sehen. In Algerien leben Araber, Juden, Berber, Tuareg, Franzosen und sogar Deutsche zusammen. Wir müssen aus unseren Unterschieden einen Reichtum machen. Das ist die Welt von

morgen, sie ist multikulturell, wir erreichen als Menschheit eine gewisse Reife.

**Wie steht es um Algerien? Es gab da keinen Arabischen Frühling.**

Im Gegenteil, bei uns hat er begonnen. Wir hatten ihn vor allen anderen. Und was hat er gebracht? Ein Mehrparteiensystem, das Aufkommen der Islamisten und den Bürgerkrieg. Eine Demokratie kann nicht über Nacht entstehen, wir hatten ja gerade erst den Kolonialismus überwunden. Die Institutionen funktionieren nicht. In den anderen arabischen Ländern ist es genauso, sie werden von Diktatoren beherrscht, denen das Volk gleichgültig ist.

**Denken Sie manchmal daran, nach Algerien zurückzukehren?**

Aber sicher! Sobald meine Kinder ihr Studium beendet haben. Glauben Sie etwa, ich werde mein Leben hier beenden? In Algerien habe ich ein Haus, Freunde, fantastische Nachbarn. Jedes Jahr verbringe ich mindestens zwei Monate in Algerien. Meine Eltern sind ziemlich alt. Sie fehlen mir, ich fehle ihnen. Hier in Paris lebe ich wie in einem Gefängnis.

**Yasmina Khadra** wurde 1955 in Algerien als Mohammed Moulessehoul geboren. Als er neun Jahre alt war, schickten ihn die Eltern in die Kadettenschule. Bis 2000 diente er in der Armee und war am Kampf gegen die Islamische Heilsfront beteiligt. Sein Pseudonym hatte er gewählt, um der Zensur in der Armee zu entgehen; es besteht aus den Vornamen seiner Frau. Nach dem Ausscheiden aus der Armee liess er sich in Frankreich nieder. Lange wohnte er mit seiner Familie in Aix-en-Provence. Später zog er nach Paris und leitete das algerische Kulturzentrum. Weil er vor zwei Jahren in einem aussichtslosen Wahlkampf den Präsidenten seines Heimatlandes herausforderte, wurde er entlassen.

**Schenken Sie ihm das Original zu Weihnachten.**

**Lindt**  
BATONS KIRSCH  
KIRSCHSTENGELI



# «Der Affe ist mein Lieblingstier»

Der Hellseher Mike Shiva sagt, er könne nicht voraussagen, was passieren werde. Ein Widerspruch? Nein. Der Mann mit dem Kopftuch über gesunden Menschenverstand, Esoteriker und Hörnli.  
Von Daniela Niederberger und André Sanchez (Illustration)

Auch ohne Kopftuch kennt man Mike Shiva von weitem. Er trägt eine schwarze Wollkappe mit Zottel, eine schwarze Brille, auch sonst dominieren Schwarz und Glitter. Treffpunkt ist das «Tuktuk Thai Kitchen», ein winziges Restaurant, das über Mittag rege besucht wird, was sich in neugierigen Blicken vom Nachbarstisch äussert. So munter wie am Fernsehen ist er nicht. Bei der Verabschiedung fragt er: «Sie machen doch etwas Nettes, nicht?»

## Mike Shiva, was können Sie genau?

Ich bin Wahrsager und Hellseher. Ich nehme Dinge wahr, und ich lege Karten. Das Kartenlegen ist eine Tradition der Zigeuner. Auch gab es früher auf dem Jahrmarkt oder beim Zirkus einen Zigeuner, der mit der Kristallkugel Dinge voraussagte. Das ist die Wahrsagerei. Beides hat nichts mit Esoterik zu tun. Esoterik ist eine Religion.

## Warum?

Da geht es um den Glauben, um Gott und Engel. Es ist ein Riesenboom, aber mit mir hat das nichts zu tun. Was ich habe, ist eine Gabe, die von der Familie überliefert wurde. Ich lernte das nicht einfach in einem Seminar.

## Was sehen Sie, wenn Sie hellsehen?

Ich nehme die Person wahr, ich spüre sie. Die Person hat meistens eine Frage. Ich kann nicht in die Zukunft gehen und sagen, was passieren wird. Das ist ein Irrtum. Wenn ich das könnte, könnte ich wichtige Dinge verhindern auf der Welt. Die Person hat eine Frage, und die Kunst eines guten Wahrsagers ist es, eine Prognose zu stellen. Weil ich sie als Hellseher erfassen kann und die Zukunft somit sehe.

## Es wird kaum so viele hellsichtige Leute geben, wie es Hellseher gibt.

Nein. Wobei: Hellsichtig ist etwas anderes. Sie haben auch schon Dinge gespürt und nachher gesagt: «Ich hab's gewusst.» Ich bin trainiert und kann diese Fähigkeit präzise anwenden. Das spricht sich herum, und so bin ich schon seit Jahrzehnten daran. In über dreissig Jahren sind schon Zigtausende zu mir gekommen. Die sind doch nicht alle blöd. Es hat auch intelligente Leute darunter. Die wissen, dass sie bei mir eine Information bekommen, die sie einsetzen können, um ihr Leben zu optimieren.

## Was bekommen die Leute?

Antworten auf ihre Fragen. Sie sind offenbar zufrieden, sonst könnte ich davon nicht leben. Man spricht immer über die Fr. 4-50



«Bodenständige Auskunft»: Kartenleger Shiva.



pro Minute, die ein Anruf kostet. Es wäre schön, wenn mal jemand schreiben würde, dass ich seit acht Jahren gratis am Telefon bin, täglich zwei Stunden, live am Fernsehen. Mit den Fr. 4.50 will man mir einen negativen Touch anhängen. Die meisten Leute bevorzugen es, mich im Hintergrund anzurufen, und die zahlen gern. Es melden sich Leute, bei denen man das nie denken würde: Psychologen, Ärzte, Anwälte.

#### **Erstaunlich.**

Eigentlich eben nicht. Es ist sehr intelligent. Dass Sie denken, das sei erstaunlich – da fängt es schon an: weil man nicht denkt, dass einer so dumm ist?

#### **Weil es rationale Menschen sind.**

Rationalität ist der Beginn einer gewissen Gestörtheit. In anderen Kulturen, in denen die Leute nicht so überstudiert sind, ist so etwas alltäglich. Man berechnet beispielsweise vor der Heirat, an welchem Datum das Fest sein soll. Sicher gibt es immer Menschen, die das für Humbug halten. Ich habe auch nicht gern Blumenkohl. Man muss nicht alles gut finden. Aber bei uns läuft alles über den Verstand und den Kopf.

#### **In der Schule hypnotisierten Sie eine ganze Klasse. Bitte erzählen Sie davon.**

Wir mussten einen Vortrag halten. Ich redete über Hypnose und wendete sie gleich an. Es funktionierte und war ein Erfolg. Die Hälfte der Klasse inklusive des Lehrers war weg.

#### **Kann man sich gegen das Hypnotisiertwerden wehren?**

Ja, kann man. Man muss bereit sein und es wollen. Sonst könnte ich auf die Bank gehen und alle hypnotisieren. Aber Leute, die nicht daran glauben, kann man besser hypnotisieren, weil die keinen Widerstand leisten.

#### **Warum tragen Sie meist eine dunkle Brille?**

Weil ich nichts sehe ohne Brille. Ich bin lichtempfindlich und sehbehindert. Ich werde dauernd darauf angesprochen. Regnet es, sagen die Leute: «Scheint bei dir die Sonne?» Aber wir wissen ja, wie die Leute sind.

#### **Sie sind derzeit auf Plakaten von Swisscom zu sehen mit einem Pflaster über dem Mund. Darunter steht: «Lass dir keinen Knebelvertrag aufschwätzen.» Warum machen Sie das?**

Weil es lustig ist. Und weil ich überzeugt bin vom Produkt. Ich nehme mich nicht übermässig wichtig. Ich mache Dinge manchmal aus dem Bauch heraus.

#### **Sie haben gesagt: «Leute, die etwas gegen mich haben, kennen mich nicht oder sind Esoteriker.» Warum die Esoteriker?**

Weil ich das nicht vertrete. Man muss sich nur deren Sendungen anschauen. Da versprechen sie einem: «Im Juni triffst du ei-

nen Mann, im Februar hast du eine neue Stelle.» Ich mache nie räumliche und spezifische Angaben. Ich glaube, dass man die Zukunft beeinflussen kann. Vom Hellscherischen her wäre die Logik, dass alles vorausbestimmt ist. Sonst könnte man es nicht voraussagen. Das ist ein Witz. Wenn alles vorausbestimmt wäre, müsste ich mich nicht bemühen, ein gutes Leben zu führen. Bei mir bekommen die Leute eine bodenständige Auskunft. Diese besteht aus der Wahrnehmung der Person, Inspiration aus den Karten und Mika-Shiva-gesundem-Menschenverstand.

#### **Das ist sicher ein wichtiger Teil.**

Logisch. Es gibt Wahrsager, die haben absolut keinen Menschenverstand. Die sagen Dinge, die die Leute belasten. Da werden einfach Hoffnungen oder Befürchtungen bestätigt. In den Fragen sind die meistens drin. Wenn jemand anruft und sagt: «Mein Mann hat sicher eine andere», und ich schaue in die Karten und sage: «Ja, der hat eine Freundin», ist das kriminell. Da gehen Ehen kaputt. Das sind dann die Geschädigten, die entweder zu Hugo Stamm gehen oder zu mir kommen. Ich bin ein bisschen der Hugo Stamm. Er ist zwar zu radikal. Wenn man aber auf ihn hören würde, könnte man die Spreu vom Weizen trennen.

#### **Bei Eso.TV gibt es eine Hellscherin, die bezeichnet sich als Apfelmedium. Was das wohl sein mag?**

Ich sage immer: «Jetzt lesen sie dann bald aus den Hörnli.» Manchmal nehme ich zum Spass den Hund auf den Tisch und sage: «Jetzt sehe ich gerade das und das.»

#### **Ich backe viel. Ich könnte ein Geschäft eröffnen mit Teiglesen.**

Das würde schon funktionieren. Man darf das nicht ganz lächerlich machen. In der Kristallkugel ist auch nichts drin. Wenn man den Teig nehmen würde wie Kaffeesatz, Bohnen oder Muscheln und sich inspirieren liesse, ginge das schon. Aber zum Teil ist es schon an den Haaren herbeigezogen. Jetzt gibt es neuerdings «intuitive Hellscher». Was ist denn das für eine Steigerung? Es gibt viele Scharlatane. Jeder will ein Stück vom Kuchen.

#### **Die haben wahrscheinlich gelesen, wie viel Sie verdienen, und haben am Fernsehen Ihre tolle Wohnung gesehen.**

Da denkt man: «Auch nicht schlecht!»

#### **Ihr Grossvater war sehr wichtig für Sie.**

Er war Akrobat beim Zirkus, auf dem hohen Seil, auf dem Trapez und Schlangenmensch. Er hatte das Hellscherische auch, wendete es aber nicht an. Mein Onkel reiste später mit mir, er legte Karten, aber nur im Wohnwagen und am Telefon.

#### **Waren Sie unterwegs mit dem Zirkus?**

Nein. Ich wuchs sesshaft auf, meine Eltern hatten ein Restaurant. Aber danach lebte ich im Wohnwagen. Bis vor zehn Jahren.

#### **Sie hiessen Michel Wehner. Wieso haben Sie den Namen geändert?**

Weil meine Mutter anders hiess. Mein Vater starb früh, und ich wollte einen anderen Namen. Nicht wegen des indischen Gottes, wie man immer meint. Shiva ist im asiatischen Raum wie Meier oder Müller. Die Fahrenden kommen ursprünglich aus dem Indischen.

#### **Gingen Sie gerne zur Schule?**

Nein, ich fand es doof. Ich hatte keinen Spass. Ich lerne nicht gerne. Die Schulzeit hinderte mich daran, das zu tun, was ich wollte.

#### **Werden Sie auf der Strasse angesprochen?**

Ja, klar. Gestern rannte mir eine nach: «Bist du nicht von <Berlin – Tag und Nacht>?» Ich sagte: «Nicht ganz, fast.» Sie: «Hey, cool, kann ich Föteli machen?» Aber ich kenne nichts anderes. Ich dürfte das nicht machen, was ich mache, wenn es mir lästig wäre. Letzthin waren wir in Deutschland. Da kennen sie keine Grenzen. Am Zoll fuhren sie ineinander rein vor lauter Schauen.

#### **Tragen Sie das Kopftuch auch, wenn Sie in die Migros gehen?**

Ja. Auch zu Hause. Ich trug das Kopftuch schon mit achtzehn. Wird man älter, überlegen die Leute, ob man wohl keine Haare habe. So sind die Leute.

#### **Mein Mann findet, Sie seien ein Betrüger, der armen, hilflosen Menschen das Geld zum Sack rauszieht.**

Wenn man weiss, wie viele Männer ihre Frauen betrügen, wundert es einen nicht, dass sie einer Konfrontation mit mir eher abgeneigt sind. Ich könnte ja etwas sehen. Leute, die das so abtun, ohne mich zu kennen... Ihr Mann ist eigentlich ein *Vollaff*. Es ist eine Frechheit, mich Betrüger zu nennen. Das geht doch nicht. Er kennt mich nicht und glaubt, ich nähme den Leuten das Geld aus dem Sack. Da gibt es andere Berufe, Zahnarzt oder so. Da sagt man, die seien studiert. Aber ich zwingen niemanden, sein Geld bei mir auszugeben. Übrigens: Der Affe ist mein Lieblingstier.

#### **Einmal rief eine arbeitslose Putzfrau in Ihrer Sendung an. Der hätte ich am liebsten gesagt: «Spar doch dein Geld.»**

Das war gratis. Wenn ich zu Hause telefoniere, frage ich die Leute in der Regel, wie oft sie anrufen. Wenn jemand mehrmals telefoniert, sage ich schon mal, es sei jetzt vielleicht genug.

#### **Es rufen sicher oft einsame Leute an, die Sie für einen Freund halten.**

Das gibt es. Die bleiben über die Jahre treuer, weil sie nicht so viel auf einmal ausgeben und Ende Monat immer noch Geld haben. Es bringt am Schluss mehr, öfter 20 Franken zu verdienen als einmal 500. Eine Frau zum Beispiel telefonierte immer ein, zwei Minuten. Auf zehn Jahre macht das mehr, als wenn sie einmal lange telefoniert. Die war dankbar und hatte Freude. ○



«Krisensituationen sind interessanter als der graue Alltag»: Theatermacher Rau, 39.

## «Und jetzt das Schlussmassaker»

Er brachte das Manifest des Amoktäters Anders Breivik auf die Bühne, liess Kinder die Geschichte des Kinderschänders Marc Dutroux nachspielen, jetzt inszeniert er die Gewaltorgie «120 Tage von Sodom» mit geistig Behinderten. Was will Milo Rau? *Von Rico Bandle*

Die Schauspieler, mehrheitlich mit Down-Syndrom, warten aufgeregt auf ihn, begrüsen ihn dann euphorisch. «Was machen wir jetzt?», fragt einer. «Das Schlussmassaker», sagt Milo Rau, alle lachen. Der Schweizer Regisseur ist einer der umstrittensten, aber auch erfolgreichsten Theatermacher Europas, seine Stücke über Krieg und Gewalt sind rund um den Globus gefragt. Jetzt inszeniert er am Zürcher Schauspielhaus mit geistig behinderten Darstellern vom Theater Hora Pasolinis Gewaltorgie «120 Tage von Sodom». Auch dieses Stück dürfte wieder für einen Skandal sorgen. Weshalb macht er das? Zwischen den Proben findet er Zeit für ein Gespräch in der Theaterkantine.

Herr Rau, bereits als Dreizehnjähriger haben Sie sich mit der Gewaltgeschichte befasst, haben Trotzki und Marx gelesen.

**Wie kamen Sie dazu?**

Meine Generation ist während einer Zeitenwende gross geworden: Es war das Ende des Ostblocks, der Beginn der Nachwendezeit mit ihren Folgekriegen. Der Golfkrieg 1990/91 war der erste Krieg, den ich bewusst wahrgenommen habe. Der Untergang der verschiedenen Ostblock-Regimes hat mich stark beschäftigt, und über die Erschiessung der Ceausescus in Rumänien habe ich ja später einen Film gemacht. Ich habe in jener Zeit begonnen, mich mit verschiedenen klassischen linken Theorien – Marx, Lenin, Trotzki – zu beschäftigen. Da war natürlich nicht nur theoretisches Interesse dabei, sondern auch jugendliche Revolutionsromantik.

**Und eine Faszination für die Gewalt.**

Ja, die Gewaltgeschichte beschäftigt mich seit meiner Jugend. Die politische Geschichte ist ja, kalt betrachtet, eine Ansammlung von

Grausamkeiten. Und für mich als Theatermacher sind Krisensituationen natürlich interessanter als der graue Alltag.

**Weshalb fühlten Sie sich zum Sozialismus hingezogen?**

Aufgrund der desaströsen Auswirkungen der Globalisierung auf die Dritte Welt erlebte der Marxismus in den siebziger und achtziger Jahren eine Renaissance jenseits des Staatskommunismus und des Neoliberalismus: Wie könnte die Weltwirtschaft demokratischer, erzeugerfreundlicher, föderaler organisiert werden? Da gab es Lösungsansätze für das, was ich in Lateinamerika, später in Afrika auf meinen Reisen sah. Dazu kam eine Freude an der Theorie, am politischen Denken. Zu jener Zeit gab es ja noch Parteien, die den Umsturz des Systems anstrebten, die die Vision eines «dritten Wegs» im Sozialismus vor Augen hatten.



**Ihre Revolutionssehnsucht und Widerstandsromantik wollten Sie ausleben, als Sie mit zwanzig Jahren nach Mexiko zu den Zapatisten in Chiapas reisten.**

Damals wollte ich Kriegsreporter werden. Nach Mexiko bin auch wegen einer Freundin gereist, die ich in Paris kennengelernt hatte. Die Zapatisten waren deshalb interessant, weil es sich um die erste international wahrgenommene revolutionäre Bewegung nach 1989 handelte. Die Region, die 1994 den gewaltlosen Aufstand wagte, war extrem ländlich und abgelegen. Dort entwickelte sich eine Volksbewegung, die sehr geschickt das damals neue Medium Internet nutzte. Dadurch war sie einerseits lokal, andererseits global verankert: Das war die Geburtsstunde der Antiglobalisierungsbewegung. Ich war zwei Mal da, 1996 und 1997, mit neunzehn und zwanzig. Im Gegensatz zu den meisten Europäern, die dort in Soligruppen arbeiteten – eine ziemlich sinnlose Angelegenheit – bin ich herumgereist und habe für Schweizer Zeitungen Artikel geschrieben. Die meisten Leute, die ich da getroffen habe, sind heute tot.

**Ihr leiblicher Vater ist eher konservativ, ihr Stiefvater ein Trotzkist. Sie haben sich politisch auf die Seite des Stiefvaters begeben.**

Sehen Sie, der Sozialismus ist als Theorie einfach interessanter als der Konservatismus. Mein Vater und ich streiten ab und zu über Politik, sind aber beide sehr tolerant. Ich hatte ohnehin noch nie Probleme mit Leuten, die eine andere Haltung vertreten als ich. Ich diskutiere gern, auch mit der *Weltwoche* – sonst sässen wir nicht hier.

**Das erste Mal sind Sie mir 2010 aufgefallen, als Sie einen realen Fall auf die Bühne des Theaters St. Gallen bringen wollten: den Mord eines kosovarischen Vaters am Lehrer seiner Tochter, Paul Spirig. Ihr Projekt stiess auf dermassen heftigen Widerstand, dass Sie davon abrückten. Ähnlich umstritten waren Ihre Inszenierungen zum Amoktäter Breivik oder das Stück über den Kinderschänder Dutroux. Ist Aufmerksamkeit zu generieren Ihre grosse Triebkraft?**

Themen, die viel Aufmerksamkeit erregen, sind meistens auch dramatisch interessant: Es gibt da etwas, was nicht verarbeitet ist, etwas, was die Menschen umtreibt. Man muss sie aber auf eine Art angehen, dass sie universal werden. Das Dutroux-Stück, das ich mit Kindern inszeniert habe, wäre bestimmt zum Skandal geworden und verboten worden, wäre unsere Herangehensweise nicht so vielschichtig, ja fast poetisch gewesen – und sehr menschlich. Aber der politische Aspekt ist in meiner Arbeit sehr wichtig, auch jener der öffentlichen Debatte. Mein gegenwärtiges Projekt im Schauspielhaus Zürich, «120 Tage von Sodom», ist ja ebenfalls recht diskussionswürdig.

**Pasolinis Film ist voller sadistischer Gewalt, in vielen Ländern war er verboten. Wie haben die geistig behinderten Darsteller darauf reagiert?**

Sehr professionell. Sie sind ja ausgebildete Schauspieler, es ging also sofort darum, wie man das auf der Bühne umsetzen kann. Als wir uns den Film angeguckt haben, haben einige während der Gewaltexzesse weggeschaut, so wie ich das übrigens auch mache. Aber die Hora-Schauspieler verfügen über eine enorme künstlerische Übersetzungsfähigkeit.

**Wie war das mit den belgischen Kindern, mit denen Sie das Dutroux-Stück erarbeitet**

---

**«Die Gewalt verwandelt sich in den Proben in etwas Anarchisches, Absurdes, fast Lustiges.»**

---

**haben? Die mussten ja Vergewaltigungsoffer spielen.**

Anders als bei den Horas, mit denen ich viel improvisiere, war bei den Kindern alles scripted. Natürlich haben wir viel gesprochen, wir hatten zwei Psychologen im Team, aber vor allem war alles genau vorgegeben, und so haben sie die furchtbaren Handlungen wie ein Märchen gespielt. Hier die Bühne und dort das Leben – das war ganz wichtig, diese Unterscheidung. Paradoxerweise ist das auch jenseits des Theaters so: Wenn wir vom Krieg in Syrien hören, dann leiden wir ja nicht mit, wie wenn wir von einem Todesfall in unserer Familie erfahren. Der Krieg im Fernsehen ist wie Theater, zugleich real und doch nur Fiktion. Aber mit Kindern zu arbeiten, war aufreibender als jetzt mit den Horas. Da musste ich bei null anfangen, das war fast eine Art Theaterschule – und davon handelt auch das Stück.

**Vor dem Interview haben Sie einige der behinderten Schauspieler begrüsst und gesagt: «Als Nächstes machen wir das Schlussmassaker.» Alle haben sich kindlich gefreut – auch Sie.**

Ja, das ist ganz wichtig: Die Gewalt verwandelt sich in den Proben in etwas Anarchisches, Absurdes, fast Lustiges. Das war übrigens auch bei der Crew von Pasolini so. In Interviews erzählten später einige der Schauspieler, der Dreh sei ein einziger grosser Spass gewesen. Als sie dann das erste Mal den Film sahen, waren sie erschrocken über die Brutalität der Bilder. Interessanterweise habe ich über dieses Thema gerade gestern mit dem Regisseur Stefan Bachmann gesprochen. Brutale Szenen zu erarbeiten, ist oft sehr lustig. Komödien zu proben, hingegen meist langweilig und deprimierend.

**Sie scheinen ein enges Verhältnis zu den Darstellern aufgebaut zu haben. Einer hat Sie sogar umarmt.**

Das ist mein Stil: Egal, mit wem ich arbeite, wir bilden ein verschworenes Team, machen Scherze, diskutieren viel. Durch die intensive Zusammenarbeit entsteht immer eine grosse Nähe.

**Seit vielen Jahren befassen Sie sich mit den Abgründen des Lebens, der Gewalt in ihrer extremsten Form, mit Folter, Genozid. Sie waren in Krisengebieten im Kongo und im Nahen Osten. Was ist Ihre Hauptidee aus dieser Auseinandersetzung?**

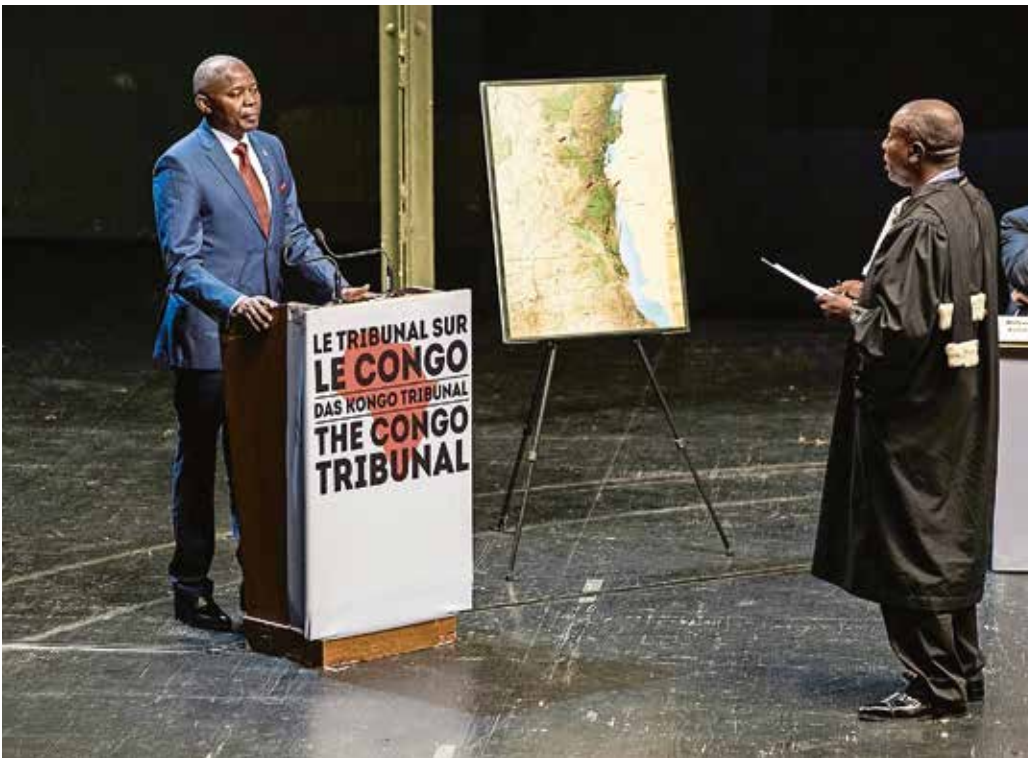
Wenn man dem Menschen die Möglichkeit gibt, Schlechtes zu tun und davon zu profitieren, so wird er sie nützen. Umgekehrt gilt das Gleiche: Der Mensch wendet sich dem Guten zu, wenn er dazu gezwungen wird. Ich würde Hannah Arendts Satz unterschreiben: «Um Böses zu tun, braucht es keine Fantasie, um Gutes zu tun, schon.» Die Zivilisation, wie wir sie hier in Europa haben, ist in der Weltgeschichte ein fantastischer Ausnahmestand. Ich bin strategischer Pessimist, ich sehe die Dinge, wie sie sind: Die Barbarei ist ein im Menschen angelegter Grundzustand. Was mich aber immer wieder erstaunt bei meinen Reisen in Ruanda, im Irak, im ehemaligen Ostblock oder im Kongo, sind die enormen Resilienzkräfte des Menschen. In Zentralafrika gibt es kaum Familien, in denen es nicht zu Mord oder Vergewaltigung kam – aber ihr Leben geht weiter.

**Anders als in Ihren Stücken pflegen Sie in Ihren Zeitungskolumnen ein eher simples Weltbild. In Donald-Trump-Manier wettern Sie gegen den Verbrecherstaat Schweiz, der für das Übel der Welt verantwortlich sei: «Ein kriminelles Land braucht eine Einheitspartei (die SVP), die sich ausschliesslich der pseudodemokratischen Legalisierung seiner Verbrechen widmet.» Sie müssen selbst lachen über diesen Unsinn.**

Ich lache über Ihre Frage, denn über die Sache an sich gibt es leider nichts zu lachen. Ich spreche im zitierten Text von Ostkongo. Wenn man in Europa lebt, das abhängig ist von den Rohstoffen dort, dann steht man in einem direkten Zusammenhang mit dem kongolesischen Wirtschaftskrieg, der bereits über fünf Millionen Tote gefordert hat. Ich habe diese Verwicklungen mehrere Jahre lang erforscht im Rahmen meines Projekts «Das Kongo-Tribunal». Wie kommt es, dass in Ostkongo nie eine Raffinerie gebaut wurde für die Verarbeitung des Goldes – sondern dass diese Raffinerien alle bei Genf stehen? Weshalb verlässt ein Grossteil der kongolesischen Mineralien das Land illegal? Achtzig Prozent werden über Schweizer Firmen gehandelt, unser Land steckt also mittendrin in diesen kriminellen Machenschaften.

**Am Anfang der Misere in den Drittstaaten stehen doch die hochkorrupten Regimes vor Ort, nicht die iPhone-Benutzer in der Schweiz.**

>>>



«Mittendrin in diesen kriminellen Machenschaften»: «Das Kongo-Tribunal», 2015.

Natürlich, die Eliten vor Ort sind die Hauptverantwortlichen für das Leid ihres Volkes. Das kam im «Kongo-Tribunal» deutlich zum Ausdruck, das mitten im Bürgerkriegsgebiet stattfand und in erster Linie gegen die kongolesische Regierung gerichtet war. Aber da ist eine ganze Kette an Verantwortlichkeiten: Die Multis, die Rebellen, die ausländischen Diplomaten, die Hilfsorganisationen, die Uno und natürlich auch der Endverbraucher tragen eine Mitverantwortung für die Misere.

**Eigentlich sind Sie ein Prediger, Sie lieben apokalyptische Visionen, sogar die Erbsünde propagieren Sie, wenn Sie sagen: «Jedes Kind, das hier geboren wird, generiert woanders drei Quasi-Sklaven. Das ist die Logik der Globalisierung.»**

Es geht nicht um Erbsünde, sondern um Verantwortung. Und um die dürfen wir uns nicht drücken. Wir alle wissen, dass wir im Luxus leben, weil anderswo auf der Welt Menschen zu einem Hungerlohn für uns schufteten, Mensch und Natur ausgebeutet werden. «Quasi-Sklaven» ist da nur

**«Ich, in Zürich? So in zehn Jahren könnte ich mir das durchaus vorstellen.»**

eine zutreffende Beschreibung. Ich verstehe Sie, dieser Mix aus Alarmismus und Moralismus, auf den ich manchmal zurückgreife, nervt. Aber ist es nicht nötig, der ökologischen und humanitären Katastrophe, in die unser Planet schlittert, klar in die Augen zu sehen?

**Man erhält doch einfach am meisten Aufmerksamkeit, wenn man das eigene Land zum Verbrecherstaat erklärt.**

Sehen Sie, es gibt ja verschiedene Formen der Schuldparanoia. Die schweizerische «Wir sind schuld»-Mentalität bezieht sich meist auf die Vergangenheit – etwa auf die Rolle unseres Landes im Zweiten Weltkrieg – und nicht auf die Gegenwart. Mir wäre lieber, es wäre umgekehrt. Konkret meine ich, dass wir für die Rohstoffe jenen Preis bezahlen sollten, den sie in den Ursprungsländern auch tatsächlich verursachen, inklusive aller Folgeschäden. Warum gibt es im Kongo keine Sekundärindustrien, warum fließt kein einziger Dollar in die ausgebeuteten Regionen zurück? Darum geht es mir, um diese Form von legalem, allgemein akzeptiertem Diebstahl, für den die Schweiz nun mal die zentrale Schaltstelle ist.

**Ihre Theaterprojekte bestehen nicht wie üblich aus einem fertiggeschriebenen Text, den Sie dann auf die Bühne bringen, sondern Sie erarbeiten Ihre Stücke meist selbst, oft zusammen mit dem Ensemble. Weshalb diese Form?**

Das Literaturtheater, wie wir es heute kennen, mit der Trennung von Autor und Regisseur, ist relativ jung, etwa 200 Jahre alt. Ich aber bin ein Autorenregisseur. Ich will meine Projekte vom Casting über den Text bis zum Applauslicht begleiten.

**Halten Sie die Trennung von Autor und Regisseur für ein Auslaufmodell?**

Ich denke, diese Art von Theater hat seine grosse Zeit hinter sich. Mir ist die Idee vom Gesamtkunstwerk wichtig. So, wie das in vorbürgerlicher Zeit der Fall war, zur Zeit

von Shakespeare, als die Dichter genau wussten, für welchen Schauspieler sie die entsprechende Rolle in ihrem Stück schreiben, als es zwischen Text und Regie keinen Unterschied gab. Ich könnte mir schlecht vorstellen, ein Skript zu schreiben und es dann abzugeben – zum Zeitpunkt, wenn ich alles über die Figuren weiss.

**Kürzlich hat Schauspielhaus-Direktorin Barbara Frey ihren Rücktritt per 2019 bekanntgegeben. Sie wären doch der perfekte Nachfolger.**

Schreiben Sie das bitte nicht – wenn die *Weltwoche* mich vorschlägt, bin ich weg vom Fenster. Aber im Ernst: Das kommt für mich momentan nicht in Frage.

**Weshalb nicht?**

Ich bin gerade – in verschiedenen Ländern – in Gesprächen darüber, ein Haus zu übernehmen. Die Idee, irgendwo festverwurzelt zu sein, gefällt mir. Das Zürcher Schauspielhaus allerdings ist ein sehr spezieller Ort. Man weiss hier: Frisch und Dürrenmatt funktionieren, Shakespeare bereits weniger. Und bei allem, was von den klassischen Stoffen abweicht und nicht Komödie ist, wird es dann schwierig. Als Schauspielhaus-Direktor muss man diese Logik akzeptieren. Man ist quasi Dienstleister, was ja in Ordnung ist und auch ein paar ästhetische Spielräume lässt – beispielsweise mein Projekt mit dem Theater Hora.

**Nur weil die jetzige Direktion dermassen konservativ und konfliktscheu agiert, muss das nicht heissen, dass das so bleiben muss.**

Es gibt alle möglichen Arten, Theater zu machen. Aber wir haben gesehen, was mit Marthaler geschehen ist. Der wurde weggejagt, dabei machte er grossartiges Theater. Auch Hartmann ging im Streit. Barbara Frey ist da, soweit ich sehe, viel diplomatischer. Ich finde es übrigens sehr cool von ihr, dass sie auf dem Höhepunkt ihres Erfolgs aufhört. Sie hätte ja bis in alle Ewigkeit weitermachen können.

**So richtig die Stadt aufmischen, bis Sie nach ein paar Jahren weggejagt werden, das würde doch zu Ihnen passen. Und es würde dem verschlafenen Schauspielhaus guttun.**

Da mögen Sie recht haben. Mich stört, dass die Stadttheater oft postfeudale Räume sind, in denen sich die Intendanten wie Schlossherren ausbreiten – und die das Haus dann auch nie mehr verlassen wollen. Frank Castorf oder Claus Peymann in Berlin sind solche Beispiele. Aber ich, in Zürich? So in zehn Jahren könnte ich mir das durchaus vorstellen, wenn ich vielleicht ein wenig zur Ruhe gekommen bin. Es hat alles seine Zeit im Leben.

Milo Rau: 120 Tage von Sodom. Nach Motiven von Pier Paolo Pasolini und Marquis de Sade. Mit dem Theater Hora und Schauspielern des Zürcher Schauspielhauses. Ab Februar 2017 im Schiffbau, Zürich.





**MF Fleetmanagement**

*Wir halten Ihre Flotte flott.*

1'170'443'424  
Kilometer ...

... oder 29'206 mal rund um die Erde: Diese Strecke legte unsere treue Kundschaft in den letzten 15 Jahren zurück – immer mit uns als zuverlässigem Partner.

Erfahren Sie mehr über unsere transparenten Geschäftsmodelle und die hervorragenden Servicedienstleistungen.

[www.mf-fleetmanagement.ch](http://www.mf-fleetmanagement.ch)

# Heimatland, der Trauffer!

Schweizer Tradition kann hochrentabel sein, wenn sich Marc A. Trauffer ihrer annimmt. Er ist Inhaber jener Firma, die die weltberühmten Holzkühe herstellt. Und mit seiner volkstümlichen Rockband füllt er landauf, landab die Konzerthallen. *Von Rico Bandle und Raffael Waldner (Bilder)*

Man kann den Trauffer-Sitz in Hofstetten nicht verfehlen. Mitten im Dorf, umgeben von klassischen Chalets, steht ein hochmoderner, kubischer Holzbau mit riesiger Glasfront. Hier werden die berühmten Holzkühe hergestellt, hier hat Marc Trauffer das Sagen, der die Spielwarenproduktion in dritter Generation übernommen und den Umsatz in wenigen Jahren vervielfacht hat. Jener Marc Trauffer, der mit seiner volkstümlichen Rockband zu den populärsten Musikern des Landes gehört.

Das Dorf nahe bei Brienz im Berner Oberland ist auch die Standortgemeinde des Freilichtmuseums Ballenberg. Ganz ähnlich wie das alte Handwerk, das in dem Museum gezeigt wird, funktioniert auch die Spielwarenproduktion Trauffer. Sämtliche Tiere und Figuren werden von Hand gesägt, geschliffen und bemalt, zu einem grossen Teil in Heimarbeit. Trauffer und das Museum Ballenberg sind die zwei grössten Arbeitgeber in der Region, und beide sind seit je miteinander verbunden. Marc Trauffers Onkel war viele Jahre lang Direktor des Museums, seine Tante ist die Leiterin des Museumshops, er selber war auch eine Zeitlang im Stiftungsrat.

Trauffer, so scheint es, ist der unumstrittene Dorfkönig von Hofstetten. Er selber winkt ab: «Sie kennen die Hofstetter schlecht. Wenn sich hier jemand als Dorfkönig aufspielt, wird er schnell auf den Boden runtergeholt.» Ob Dorfkönig oder nicht, was der 37-Jährige bislang erreicht hat, ist höchst bemerkenswert. Schon während der Schulzeit gründete das Enfant terrible mit einigen Freunden die Partyband Airbäg. «Wir waren viel erfolgreicher, als unsere musikalischen Fähigkeiten es zugelassen hätten», sagt Trauffer. Die Band verkaufte über 40 000 CDs, erreichte einige Chartplatzierungen, hatte Konzerte in der ganzen Schweiz.

Eigentlich wollte sich der Junge nach der Schule ganz der Musik zuwenden. Die Eltern beharrten aber darauf, dass er eine Lehre mache. Marc erkundigte sich, wo man am meisten verdiene. An erster Stelle stand der Strassenbauer, diese Ausbildung wurde in der Region allerdings nicht angeboten. Also entschied er sich für Rang zwei: Maurer. «Ich habe meinen Lehrvertrag korrekt bis zum letzten Tag erfüllt, dann keine Minute mehr auf dem Beruf gearbeitet», erzählt er. Mit



«Allein oder gar nicht»: Musiker Trauffer in der Werkstatt in Hofstetten.



siebzehn hatte er sein erstes Auto, mit 21 baute er sich ein Einfamilienhaus, mit 22 stiess er zum Gemeinderat – man überredete ihn dazu, nachdem er vor der Gemeindeversammlung eine Schimpftirade gehalten hatte. Der parteilose Musiker schaffte es bis zum Vize-Gemeindepräsidenten.

Auch ausserhalb des Berner Oberlands wurde man auf den umtriebigen Airbäg-Frontmann aufmerksam. 1999 holte ihn Radiolegende François Mürner ins Gründungsteam des SRG-Jugendsenders Radio Virus nach Basel. Trauffer erarbeitete ein Sendekonzept und moderierte die Hitparade. Fern von zu Hause wurde ihm seine Heimatverbundenheit erst richtig bewusst. «Ich habe versucht, in Basel zu leben. Es ging nicht, das ist einfach nicht meine Welt.» Also pendelte er jeden Tag vom Berner Oberland ans Rheinknie, bis er nach zwei Jahren beschloss, im elterlichen Betrieb einzusteigen. «Wo immer ich mit der Band in der Schweiz unterwegs war, überall sah ich unsere Kühe. Da begriff ich erst, dass wir nicht einfach Kühe herstellen, sondern *die* Kühe – ein Kultprodukt mit enormem Potenzial.» Das wollte er nutzen.

Sein Vater und sein Onkel führten damals das Unternehmen mit fünfzehn Mitarbeitern. Marc arbeitete einige Jahre in der Produktion, 2008 übernahm er die Geschäftsleitung. Der Erfolg stellte sich umgehend ein. Heute arbeiten rund fünfzig Personen für Trauffer Holzspielwaren, das Geschäft floriert, davon zeugt nicht zuletzt der Prachtsneubau in Hofstetten.

**Herr Trauffer, Generationenwechsel in Familienunternehmen verlaufen selten unproblematisch. Wie war das bei Ihnen?**

Mein Vater sah, dass das Geschäft unter meiner Leitung gut lief. Er sagte: «Ich verstehe nicht, was du machst. Wenn du farbige Kataloge drucken möchtest, kann ich das nicht unterstützen, das brauchte man früher auch nicht.» Zugleich fand er aber: «Wer die Verantwortung trägt, soll auch entscheiden können.» Also verkaufte er mir seinen 50-Prozent-Anteil unter der Bedingung, dass ich ihn bis zur Pensionierung in vier Jahren bei mir angestellt liesse. Das rechne ich meinem Vater hoch an. Viele Familienfirmen scheitern daran, dass die Jungen etwas tun wollen, aber ständig vom 71-jährigen Verwaltungsratspräsidenten gebremst werden. Zwei Jahre lang war ich dann mit dem Onkel gleichberechtigter Partner. Das war nicht einfach, dann hat er mir seine 50 Prozent auch verkauft.

**Ihr Bruder und Ihre Cousins hatten kein Interesse?**



«Tradition bedeutet weder Nostalgie noch Rückwärts-gewandtheit, sondern Entwicklung.»



«Enormes Potenzial»: Trauffer-Sitz in Hofstetten; Produktion der berühmten Holzkühe.

Für mich war von Anfang an klar: Entweder übernehme ich allein oder gar nicht. Ich wollte die volle Verantwortung tragen. Glücklicherweise stand etwas anderes dann gar nie zur Diskussion.

**Was sagen Ihr Vater und Ihr Onkel heute zu Ihrer Arbeit?**

Sie sind beide extrem stolz darauf, wie sich die Firma entwickelt. Das würden sie mir zwar nie direkt so sagen – beide sind keine grossen Redner –, ich erfahre das aber über Umwege.

Sämtliche Spielwaren sind aus unbehandeltem Schweizer Lindenholz hergestellt, das zur Trocknung drei Jahre lang auf einem Platz zwischen dem alten und dem neuen Produktionsgebäude aufgestapelt steht. Das meistverkaufte Produkt ist die Holzkuh mit der Typenbezeichnung «1014 Kuh 2 steh rot». Rund eine Viertelmillion solcher Kühe produziert Trauffer jährlich. 26 Arbeitsschritte sind



dazu nötig, die fast alle von einer anderen Person ausgeführt werden, zum Teil zu Hause. Marc Trauffer hat schon früh erkannt: Die Schweizer Handarbeit, fast wie in vorindustrieller Zeit, macht den Wert dieser Spielsachen aus. Entsprechend stellt er die Produktionsweise ins Zentrum sämtlicher Marketingmassnahmen.

Für seine clevere Vermarktung der Tradition erhält Trauffer bei der Spielzeugproduktion viel Anerkennung, bei der Musik hingegen wird sie ihm immer mal wieder zum Vorwurf gemacht. Sein gutgelaunter Festhütten-Sound ist ein Potpourri aus Folklore, Rock- und Schlagelementen, ähnlich jenem von Andreas Gabalier, dem österreichischen Überflieger der Szene.

In Ihrer Musik zelebrieren Sie die Heimat. Das Örgeli und der Dialekt kommen aus dem Berner Oberland, das Dirndl stammt allerdings aus Österreich, das Bandmaskottchen, der Bernhardiner, aus dem Wallis und die Bandmitglieder sind aus der ganzen Deutschschweiz.

Tradition bedeutet weder Nostalgie noch Rückwärts-gewandtheit, sondern Entwick-





## VIP-Genussreise Bordeaux

# Zu Gast in den Top-Châteaux

Fliegen Sie mit dem Privatjet nach Bordeaux und besuchen Sie die weltberühmten Weinbaugebiete Pomerol, St.-Émilion, Pauillac, Sauternes und Pessac-Léognan. In herrschaftlichen Châteaux werden Sie ganz persönlich, zur «Table privée» sowie zu exklusiven Weinverkostungen erwartet.

Sie besichtigen die berühmtesten Appellationen und verkosten im kleinen Kreis die grössten Weine der Welt. Als VIP stehen Ihnen die Tore sonst strikt verschlossenen Châteaux offen: Château d'Yquem, Angélu, Faugères, Lafaurie-Peyraguey, Petit-Village, Pichon Baron und Smith Haut Lafitte.

Weitere Höhepunkte sind die «Table privée»-Essen in den Châteaux Pichon Baron, Faugères und Smith Haut Lafitte. Sie übernachten stilvoll im herrschaftlichen Château-Hotel – ein unvergessliches Erlebnis der Extraklasse!

### Programm:

#### 1. Reisetag (Donnerstag, 6. Juli 2017)

- 7.30: Privatjet-Flug ZRH-BOD
- 10.30: Château Pichon Baron, Pauillac (inkl. Degustation)
- 11.30: «Table privée», Château Pichon Baron
- 16.00: Château Petit-Village, Pomerol (inkl. Degustation)
- 18.00: Check-in Château-Hotel «Grand Barrail»
- 19.00: Château Faugères, St.-Émilion (inkl. Degustation)
- 20.45: «Table privée» im Château Faugères

#### 2. Reisetag (Freitag, 7. Juli 2017)

- 9.30: Château Angélu, St.-Émilion (inkl. Degustation)
- 11.00: Fahrt in die Appellation Pessac Léognan
- 12.15: «Table privée», Château Smith Haut Lafitte
- 16.00: Château d'Yquem, Sauternes (inkl. Degustation)
- 18.00: Château Lafaurie-Peyraguey, Sauternes (inkl. Degustation)
- 20.15: Privatjet-Flug nach Zürich



### Platin-Club-Spezialangebot

**Bordeaux-Privatjet-Genussreise – exklusiv nur in diesem Angebot!**

#### Reisedatum:

Donnerstag, 6., bis Freitag, 7. Juli 2017

#### Leistungen:

- Privatjet-Flug ZRH-BOD-ZRH
- Park-&-Fly-Service in Zürich
- 3 «Table privée»-Essen
- Besichtigungen und Degustationen in sieben weltberühmten Châteaux
- Übernachtung im Château-Hotel «Grand Barrail» inkl. Frühstück
- Lokaler Transport
- Concierge-Reisebegleitung von Executive CH

#### Spezialpreis:

Fr. 4680.– pro Person  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 140.–

#### Limitierte Teilnehmerzahl:

Mindestens 7 bis maximal 12 Gäste

#### Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

#### Veranstalter:

Executive CH GmbH, Privatjet- und Yacht-Reisen,  
5430 Wettingen, Mitglied beim Garantiefonds  
Telefon 056 427 15 68  
[info@executive-private.ch](mailto:info@executive-private.ch), [www.executive-private.ch](http://www.executive-private.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)







«Sture Traditionalisten haben Mühe mit dem, was wir machen»: Trauffer mit Band am Heitere-Openair, August 2016.

lung. Keine Tracht, von der wir heute sagen: «Das ist die Berner Sonntagstracht», hat vor 400 Jahren so ausgesehen. Deshalb ist die Diskussion müssig, was wahre Tradition sei. Aber klar, die sturen Traditionalisten haben Mühe mit dem, was wir machen.

**Die Alpenraum-Folklore hat sich sehr vermischt. Ob etwas aus dem Tirol, aus Bayern oder dem Berner Oberland kommt, ist nur noch schwer zu unterscheiden.**

Ich habe schon als Bub *Örgeli* gespielt. Wenn bei uns an einem Dorffest die Musik abgestellt wird, so jodelt man weiter. Das sind Traditionen, die ich in mir drin habe und die meine Musik prägen. Ob ein Dirndl zur Schweiz gehört, wird auch bei uns viel diskutiert. Ich habe diese Frage sogar in einem Song thematisiert: Ein Dirndl ist nichts anderes als eine kurze Tracht. Die Schweizer haben aber keine kurze Tracht, bei der man Bein zeigt. Wir sind in dieser Hinsicht vielleicht etwas frigide.

**Hinzu kommt der Ausschnitt.**

Trachten mit Ausschnitt gibt es hier durchaus. Schneidet man eine Berner Tracht unten etwas ab, so sieht sie unglaublich gut aus. Es gibt übrigens eine Schweizer Tracht, die vorne etwas kürzer ist: die Freiburger Tracht, die wegen des Heuens am Hang nicht so lang sein konnte. Sie sehen, ich habe mich mit dem Thema befasst . .

**An Ihr Konzert kommen erstaunlich viele Besucher in einem Dirndl oder einer Tracht.**

**Das ist eine Mode, die mit den Oktoberfesten Einzug gehalten hat, die es mittlerweile auch hier überall gibt.**

Ob die Oktoberfest-Tradition in die Schweiz gehört, finde ich fragwürdig. Aber jede Frau, die sich für ein Oktoberfest eine Tracht kauft, ist doch froh, dass es den Trauffer gibt, bei dem sie das Kleid ein zweites Mal im Jahr anziehen kann ... Eine Tracht zu tragen, ist doch etwas Schönes, es ist sexy, ich finde das wunderbar. An unserem Konzert kürzlich in Sargans waren zweitausend Leute, sicher tausend davon trugen ein Dirndl. Das ist erstaunlich.

**Steht hinter dieser Mode auch ein gewisser Trotz gegen die Städter, die Heimatliebe als etwas Rückständiges betrachten?**

Bei mir überhaupt nicht. Ich bin einfach so, wie ich bin. Und ich schäme mich nicht dafür. In einem reinen Jodelchor würde ich nicht mitsingen wollen, das wäre mir zu traditionalistisch. Wenn man aber verschiedene Elemente verbinden kann, so steckt da eine grosse Kreativität dahinter. Das verkennen viele Städter.

**Das stört Sie?**

Mich stört nur, wenn die städtische Welt als die einzig wahre dargestellt wird; als eine, die der ländlichen überlegen ist. Mir wird oft vorgeworfen, meine Heimatverbundenheit sei «nur eine Masche». Das ist nicht fair, weil es nicht stimmt. Aber hauptsächlich ist das ein Problem der Medien. Der Stadt-Land-Graben ist gar nicht so gross, wie immer geschrieben wird. Wir haben im

ausverkauften Zürcher Volkshaus gespielt, die Städter kamen im Dirndl, es war ein Riesenfest.

Zu einer eigenartigen Auseinandersetzung kam es auch einmal wegen eines Trauffer-Spielzeugs. Tierschützer warfen der Firma vor, der Stall für die Holzkaninchen entspreche nicht den neuesten Tierschutznormen. Also passte Trauffer das Modell an, die Einzelboxen wurden durch einen Laufstall ersetzt, zudem gab es einen Auslauf. Das genügte den Tierschützern nicht. Der Auslauf sei zu klein, monierten sie. «Irgendwann ist einfach genug», sagt Trauffer.

Eine Ecke im Versandlager ist für die Fanartikel der Band reserviert. Auch hier erweist sich Trauffer als Meister des Marketings: vom Trauffer-Kräuterschnaps über das Trauffer-Raclette-*Öfeli* bis zur Trauffer-Christbaumkugel – alles gibt es via Online-Shop zu kaufen. Eine Person ist allein für den Versand dieser Artikel angestellt. «Ich staune selbst, wie gut das läuft», sagt er. Das Musikprojekt trenne er strikt vom Holzspielwaren-Unternehmen. «Es ist möglich, dass das mit der Musik schon mit dem nächsten Album nicht mehr läuft», sagt er. Das bereite ihm aber keine Sorgen. Mit dem 1938 gegründeten Familienunternehmen hingegen trage er eine ganz andere Verantwortung: «Wir sind eine strukturschwache Region, unsere Arbeitsplätze sind für viele Leute hier existenziell wichtig.»

Trauffers letzte CD, «Heiterefahne» (Sony), ist seit 47 Wochen in der Schweizer Hitparade. Anfang Dezember erhielt die Band dafür eine Doppel-Platin-Auszeichnung für 40 000 verkaufte Exemplare.



# «In Calgary half uns der Geheimdienst»

Was macht eigentlich ... Karl Frehsner? Die Trainerlegende, die der Schweiz fast übernatürliche Erfolge bescherte, ist noch immer ein gefragter Mann. Sei es als Berater von Lara Gut oder als Coach von Swiss-Ski in Kasachstan. Im Gespräch blickt der 77-jährige Wahlschweizer mit österreichischem Pass zurück und voraus. *Von Thomas Renggli*

**Herr Frehsner, im Februar 2017 findet in St. Moritz die alpine Ski-WM statt. Wie viele Medaillen holt die Schweiz?**

Ich habe in meinem Leben nie Medaillenprognosen gewagt – das bringt nichts. Man exponiert sich dadurch nur unnötig. Der Grat zwischen Gewinnen und Nichtgewinnen ist im modernen Skisport dermassen schmal, dass eine verlässliche Vorhersage auch praktisch unmöglich ist. Nehmen wir nur das Beispiel der WM 2003 in St. Moritz. Bis weit ins Rennen belegten damals drei Schweizer alle Podestplätze. Weil einige Favoriten aber erst mit einer Startnummer über 30 ins Rennen stiegen, blieb letztlich Bronze von Bruno Kernen der einzige Ertrag. Im Skisport sind Leistungsdichte und die Bedeutung von äusseren Einflüssen so gross, dass die kleinste Nuance rangmässig einen enormen Unterschied ausmachen kann.

**Im Jahr 1974 in St. Moritz war Slalom-Bronze von Lise-Marie Morerod das einzige Schweizer Edelmetall. Kann man ein derartiges Fiasko diesmal ausschliessen?**

Lise-Marie Morerod war eine aussergewöhnliche Fahrerinnen. Als sie in Arosa ihr erstes grosses Rennen fuhr, fragte mich der Schweizer Trainer, ob ich nicht schnell noch ihre Ski herrichten könne. Ich war damals bei der Firma Streule angestellt. Morerod fuhr zwar eine andere Marke, aber man half sich gegenseitig aus. Doch zurück zu Ihrer Frage: Die Schweiz hat sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen grosse Chancen auf Medaillen. Ob es dann aber wirklich aufgeht, hängt von vielen Faktoren ab – vor allem von der Tagesform der Athleten.

**Kann der Druck bei einer Heim-WM auch hemmend sein?**

Die jetzigen Schweizer Top-Fahrer können damit umgehen. Grundsätzlich wird der Druck aber von der Umgebung geschürt. Ich denke da beispielsweise an die PR-Aktion des Verbandes, bei der Vorsaison-Medienkonferenz mit einer Swiss-Maschine über die WM-Piste zu fliegen. Das



«Über dem helvetischen Föderalismus»: Skitrainer Frehsner.

weckte Erwartungen und Fantasien. Die WM ist allgegenwärtig, und die Fahrer werden ständig damit konfrontiert. Damit muss jeder Einzelne mental fertig werden.

**Ist der Heimvorteil also ein Heimmnachteil?**

Nein. Ein Nachteil ist er sicher nicht. Aber auch der Vorteil ist zu relativieren. Als Veranstalter hast du die Gelegenheit, exklusiv auf der Strecke zu trainieren. Wenn das die Österreicher bei Heim-Weltcup-Rennen machten, ging es meistens in die Hosen. Auch mit der Schweizer Mannschaft machte ich ähnliche Erfahrungen. Und als wir in Crans-Montana 1987 die Konkurrenz deklassierten, hatten wir kein einziges Mal von unserem Trainingsprivileg profitiert. Die

Konkurrenten behaupteten selbstverständlich etwas ganz anderes.

**Sie sprechen die WM 1987 in Crans-Montana an, als die Schweiz 8 von 10 Goldmedaillen gewann – insgesamt 14-mal Edelmetall. Wie war das möglich?**

Wir hatten ein Team von aussergewöhnlicher Klasse und Breite – und allein in der Männerabfahrt fünf Fahrer, die gewinnen konnten. Ausserdem war es damals erlaubt, die überzähligen Athleten als Vorfahrer zu melden. Das verschaffte uns einen wichtigen Bonus. Eine Schlüsselrolle spielte der nichtqualifizierte Abfahrer Silvano Meli. Wir nutzten ihn zu Skitests und schickten ihn als Vorläufer auf die Piste. Ausserdem fungierte ich damals als Kurssetzer. Zudem klappte die Zusammenarbeit mit dem Frauen-Cheftrainer Jean-Pierre Fournier optimal. Wir sprachen uns ab, tauschten Erfahrungen aus und unterstützten uns gegenseitig.

**Aber die Österreicher sprachen damals von einem Schweizer Wunderwachs ...**

... was gar nicht so falsch war. Wir setzten uns damals mit Gleitmitteln auseinander, die es auf dem Markt noch nicht zu kaufen gab. Ausserdem führten wir die Skitests in der Mannschaft und nicht nur in Markenteams durch. So besaßen wir Vergleichswerte und konnten die einzelnen Produkte optimieren.

**Das heisst, auf einem Völkl-Ski war ein Rossignol-Belag angebracht ...**

Das nicht. Aber wir gaben die Erfahrungen gegenseitig weiter. Ich hatte beste Beziehungen zu den Rennchefs aller Marken und konnte in der Materialwahl mitdiskutieren.

**Wäre heute eine ähnliche Dominanz einer einzelnen Nation noch vorstellbar?**

Man sagt heute oft, das könne es nie mehr geben. Und plötzlich geschieht es wieder ... Ich denke da an die Dominanz einzelner Teams in der Formel 1. Doch im Skirennsport ist eine ähnliche Konstellation wie damals wirklich kaum mehr vorstellbar. Damals hatten wir hinter den herausragenden Figuren wie Zurbriggen oder Müller eine phänomenale Breite – ein B- und C-Kader mit je 25



Mitgliedern. Wir besaßen immer wieder hervorragende Möglichkeiten, Jungen eine Chance zu geben. **Man würde heute wohl ziemlich schnell die Dopingfrage stellen.**

Das war früher nicht anders. Vor den Olympischen Spielen in Calgary 1988 wurde mir anonym angedroht, dass wir auffliegen würden – obwohl da nichts war. Doch es bestand immer die Möglichkeit, dass einem eine verbotene Substanz ins Getränk oder Essen gemischt würde. Deshalb zogen wir den US-Geheimdienst zu Rate und hielten ein wachsames Auge auf Getränkeverteilung und Tischordnung.

**Wird im Skisport nicht gedopt?**

Es gab auch bei uns Fälle – etwa der Österreicher Hans Knauss oder der Britin Alain Baxter. Spekuliert wird ohnehin immer. Meiner Ansicht nach ist der Skisport aber weniger gefährdet, weil man sich nicht gezielt auf ein einzelnes Rennen vorbereitet, sondern während der ganzen Saison gefordert ist. Wenn jemand mit den Doping-Reglementen in Konflikt gerät, handelt es sich meistens um den Gebrauch von Nasensprays oder Erkältungsmitteln. Und da ist die Zusammensetzung und Dosierung der einzelnen Produkte zum Teil von Land zu Land verschieden.

**Das grosse Thema aber ist die Regeneration. Da lässt sich auch im Skisport manipulieren.**

Regeneration? Dafür ist im Skisport genügend Zeit. Nach einer Abfahrt von zwei Minuten hat man den ganzen Tag zum Regenerieren. Ich denke viel eher, dass bei vielen Fahrern noch grosses physisches Potenzial brachliegt. Mit Fitnesstraining läge noch einiges mehr drin. Was glauben Sie, weshalb die Norweger so stark sind? Sie haben begriffen, dass die physische Verfassung im alpinen Skisport entscheidend ist. Das Gleiche gilt für die Amerikanerin Mikaela Shiffrin. Diese Frau ist so schnell, weil sie optimal vorbereitet ist. Aber auch wir haben Athleten mit diesen Voraussetzungen.

**Themawechsel: Sie trainierten zwar zwischen 1997 und 2002 auch mit grossem Erfolg das österreichische Frauenteam. Trotzdem gelten Sie vor allem als Baumeister des Schweizer Skiwunders. War es für Sie als Österreicher nie ein Problem, die Fronten zu wechseln?**

Als Trainer war es in der Schweiz sogar ein Vorteil. Denn ich wurde von den Westschweizern nicht als Deutschschweizer wahrgenommen – und von den Wallisern nicht als Bündner. Ich stand quasi über dem helvetischen Föderalismus. Auch neben dem Skisport fühlte ich mich als



«Wachsames Auge»: Zurbriggen (l.), Frehsner, 1988 in Calgary.

Österreicher in der Schweiz nie benachteiligt.

**Aber den Schweizer Pass haben Sie nicht. Dabei müssten Sie ja eigentlich die Ehrenstaatsbürgerschaft besitzen ...**

(Lacht) Vielleicht. Dölf [Ogi, die Red.] hat öfter versucht, mich dazu zu bewegen, dass ich mich einbürgern lasse. Und auch zwei Dietiker Stadtpräsidenten wollten mir bei ihrem Abgang – als letzte Amtshandlung – den Schweizer Pass überreichen. Aber mir geht es gut, so wie es ist. Meine Söhne sind Schweizer, meine Frau ist Schweizerin – und ich identifizierte mich immer mit jener Nation am meisten, die ich trainierte.

**Mit Lara Gut verfügt die Schweiz über eine überragende Fahrerin. Bis zu ihrem Triumph im Gesamtweltcup kämpfte die Tessinerin trotz starken Leistungen und Medaillengewinnen aber lange vergeblich um die Gunst der Öffentlichkeit. Wie erklären Sie sich das?**

Als ihr Berater war ich da direkt involviert – und verstand es selber nicht. Meistens ist es umgekehrt: Zuerst kommen die Schulterklopfer – und in der Niederlage gerät man in

---

**«Ogi hat öfter versucht, mich dazu zu bewegen, dass ich mich einbürgern lasse.»**

---

die Kritik. Das war bei Paul Accola am deutlichsten. Als er den Gesamtweltcup gewann, waren seine Sprüche lustig und originell. Als er nicht mehr gewann, wurde er für die gleichen Statements scharf kritisiert. Lara Gut ist eine aussergewöhnliche junge Frau – vor allem ist sie eine wahre Spitzensportlerin: selbstbewusst, gradlinig und zielorientiert. Solche Ausnahmetalente muss man an der langen Leine gedeihen lassen. Sie wissen selber am besten, was sie brauchen.

**Tut sich der Schweizer schwer mit Ausnahmefiguren?**

Mir fällt auf, dass der Schweizer dazu neigt, das Haar in der Suppe zu suchen. Wir sind oft zu ungeduldig. Weil Lara ihren eigenen Weg mit ihrem eigenen Trainingssystem ging, hiess es da und dort: «dumme Zicke». Dabei ist sie eine überaus intelligente und

charismatische Frau, die ein Tempo vorlegt, das viele überfordert – auf wie neben der Piste. Damit haben viele Leute offenbar Probleme. Im Hinblick auf die kommende WM kann ihr das aber zum Vorteil gereichen. Denn sie hat schon so viele Erfahrungen gemacht – auch negative –, dass sie mit dem erhöhten Druck nun besser fertig wird. **Bei Pirmin Zurbriggen war das Ringen um die öffentliche Sympathie nie ein Problem ...**

Ach wo. Natürlich. Als publik wurde, dass er in die Kirche geht, hiess es: «Scheinheiliger». Noch schlimmer war es bei Peter Müller. Er wurde stets als verbissener, freudloser Kämpfer dargestellt. Dabei war er ein grosser Sportler. Grundsätzlich müssen die Athleten lernen, mit ihrer Umgebung, den Medien und der Öffentlichkeit umzugehen. Es wimmelt von Managern und Beratern, die genau wissen, was zu machen ist, wenn es gut läuft. Was es aber braucht, wenn es schlecht geht, wissen die wenigsten.

**Sie galten stets als der «Eiserne Karl». Sind Sie mit 77 Jahren altersmilde geworden?**

(Lacht) Das höre ich ab und zu von Menschen, die mit mir nicht viel zu tun haben. Mein Übername geht aber weniger auf die Härte zurück als auf die Konsequenz. Wenn ich sagte: «Wir fahren heute 180 Kilometer mit dem Rad», dann fuhren wir 180 Kilometer. Wenn ich von den Fahrern sieben Trainingsläufe verlangte, meinte ich nicht fünf oder sechs. Als Cheftrainer hatte ich wohl mehr zentrale Macht als die heutigen Kollegen – und ich habe nie jemanden gefragt, ob ich etwas tun darf, sondern es dann getan, wenn ich davon überzeugt war.

**Sie arbeiten als Materialberater noch immer für Swiss-Ski. Im Januar begleiten Sie die Delegation an die Universiade nach Kasachstan. Gibt es ein Pensionsalter für Sporttrainer?**

(Lacht) Ich glaube, bis jetzt hat's nicht mancher so lange ausgehalten wie ich. Das Geheimnis liegt darin, dass man sich immer den Jungen anpassen muss. Ich muss wissen, welche Musik gehört wird und welche Serien am Fernsehen geschaut werden. Dann wird man automatisch ernst genommen. Ich erinnere mich immer wieder an eine Episode mit Michaela Dorfmeister. Sie hatte Probleme mit dem Internetzugang und wusste nicht weiter. Ich wollte ihr helfen, aber sie sagte: «Das kannst du nicht.» Als ich ihr Problem löste, war ein für alle Mal Ruhe.

**Was wünschen Sie sich zu Weihnachten?**

Dass ich so gesund bleibe wie jetzt. Und dass ich dereinst selber merke, wenn ich den Anforderungen körperlich nicht mehr gewachsen bin. Es wäre traurig, wenn es mir jemand anders sagen müsste. ○



«Prognose ist eigentlich Nebensache»: Zukunftsforscher Roos, 53.

MvH trifft

## Georges T. Roos

Von Mark van Huisseling — *Qué será, será: Der Zukunftsforscher weiss, was sein wird. Oder sagt es zumindest.*

Sie haben vier Szenarien für die Schweiz im Jahr 2030 aufgestellt. Das erste heisst «Ego» und geht von fast ungezügelm Kapitalismus aus. Im Szenario «Clash» rechnen Sie mit Zuständen wie in Frankreich – Ausländer in Banlieues. Im Szenario «Balance» herrschen angenehme Zustände, man denkt ökologisch und geht nett miteinander um. Und Szenario vier, «Bio-Control», geht vom Rückzug ins Réduit aus.» – «Uns haben die zukünftigen Werte interessiert. Die Szenarien basieren auf Annahmen, zum Beispiel: Was passiert bei Wohlstandsgewinn bei den Szenarien «Ego» und «Balance» respektive bei Wohlstandsverlust bei «Clash» und «Bio-Control»? Dann haben wir analysiert, wie die Politiker damit umgehen könnten – zum Beispiel ob sie eingreifen und gestalten können oder ob sie eher polarisieren und deshalb weniger zu Lösungen beitragen. Werte sind weiche Faktoren – also nicht leicht zu fassen –, trotzdem haben sie einen grossen Ein-

fluss. Sie helfen dem Individuum, sich in einer komplexen Welt zurechtzufinden. Die Szenarien sind immer ein wenig überzeichnet, das ist das Wesen unserer Methode.» – «Sie haben die Studie vor einigen Jahren abgeschlossen – gibt es Bedarf, diese upzudaten?» – «Es gibt kaum Hinweise dafür, dass wir in eine Parallelgesellschaft abdriften. Ebenso wenig in eine vollkommen deregulierte Schweiz – ich denke an Volksabstimmungen zum Landschaftsschutz oder zur Raumplanung. Zusammenfassend kann man sagen: Wir bewegen uns in die Richtung des «Balance»-Szenarios; «Clash»-Szenario-Bedingungen stelle ich nicht fest, es gibt zwar Problemzonen in der Schweiz, diese sind aber nicht vergleichbar mit den Parallelgesellschaften in Frankreich oder Deutschland. Die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative wiederum passt in unser «Bio-Control»-Szenario; es ist ein Versuch, auch in einer globalisierten Welt eine Art Alleingang zu versuchen.»

Georges T. Roos, 53, ist Gründer und Chef eines Zukunftsinstituts, das Studien zu zukünftigen Szenarien erstellt und Megatrends analysiert; zuvor war er Mitglied der Geschäftsleitung des Gottlieb-Duttweiler-Instituts beziehungsweise Mitglied der Chefredaktion der damaligen *Luzerner Neuesten Nachrichten* (LNN). Ferner ist er im Vorstand der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung Swissfuture. Er lebt mit seiner Familie in Luzern, dieses Gespräch fand in seiner Wohnung statt, wo sich auch sein Büro befindet – Wohnen und Arbeiten in den gleichen Räumen ist ein Entwurf, der Zukunft hat, so sieht es aus.

«Erwarten Sie eine Änderung des menschlichen Verhaltens dahingehend, dass man etwa mit Energie und anderen Ressourcen haushälterischer umgehen wird, weil man gut sein will, nicht nur, um Geld zu sparen?» – «Ich sehe den Menschen nicht als gut oder schlecht, sondern als Wesen mit Potenzial für beides. Aber es gibt positive Frühsignale: In der Stadt Zürich ist dieses Jahr der Wohnflächenverbrauch pro Person erstmals seit Jahrzehnten wieder rückläufig. Das ist nicht nur wegen ökonomischer Anreize so, weil Wohnen in Zürich teuer ist, denn schweizweit stagniert er. Wenn man zukunftssträchtige Wohnform-Projekte nimmt wie etwa die Genossenschaft Kalkbreite [Verbindung von Wohnen, Arbeiten, Kultur auf preiswertem Raum in Zürich; eigene Beschreibung], wo neu überdacht wird, was privat und was gemeinschaftlich ist, sind das Tendenzen in diese Richtung, die wir an sogenannten Hotspots feststellen. Es sind noch keine Megatrends, sondern Mikrotrends wie etwa die Suffizienz-Bewegung [Entwicklung hin zu materieller Enthaltsamkeit oder Genügsamkeit]. Ein Bonmot der Zukunftsforschung ist: «Die Zukunft hat schon begonnen, sie ist nur ungleich verteilt.» – «Sie sind ein positiv denkender Zukunftsforscher.» – «Grundsätzlich ja. Ich sag's mit meinem Kollegen Matthias Horx: «Optimist, Pessimist – beides ist falsch. Possibilist wär' richtig.» Wir haben Herausforderungen, aber wir haben auch Möglichkeiten, diese zu meistern.» – «Wie beurteilen Sie den *track record* Ihrer Branche – wie gut lagen Zukunftsforscher mit ihren Annahmen bisher?» – «Hinter der Frage steht das Missverständnis, dass der Zukunftsforscher ein Prognostiker sei und Voraussagen macht. Natürlich tönt es so, wenn wir sagen: «Das wird so.» Aber was Zukunftsforschung eigentlich ausmacht: Es ist eine Disziplin, die sich mit Zukunftsfragen auseinandersetzt. Wir versuchen zu antizipieren. Und wir tun das nicht intuitiv, nicht geleitet von Ängsten oder Hoffnungen, sondern mit Methode und dem Versuch, blinde Flecken zu reduzieren. Die Prognose ist eigentlich Nebensache, die Hauptsache ist, sich auf die Zukunft vorzubereiten.»

Sein liebstes Restaurant: Brasserie Bodu, Kornmarkt 5, Luzern, Tel. 041 410 01 77



	1	2	3	4		5		6		7	8	9	10	11
12						13	14		15		16			
17						18				19				
		20				21							22	
23	24						25					26		
				27		28			29					
30		31	32					33						
	34					35	36			37			38	
39					40					41				
42							43		44					
		45							46					
47							48					49		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — zeitlich begrenztes Tun  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Ein Gebiet, das man liebt oder nicht. 7 Amalie, die Autorin und skandinavische Frauenrechtlerin. 12 Für Bibelkenner: Sitz des Königs Melchisedek. 13 TV: Manch einer ist Fan von Stefan. 16 Eier als ein veritabler Salat. 17 Wo ein Jakob, ist er oft nicht weit. 18 Für Völkerrechtler ein Aggressor. 20 Was jährlich Millionen Menschen notgedrungen machen. 22 Womit das Ei zum Artikel wird, unbestimmt und weiblich. 23 Mit einem i steht er neben dem Mönch. 25 Durch ihn wird alles glatt, aber gar nicht lustig. 27 Ein Schauspieler, so dann nicht mehr zeitgemäss. 29 Der Wahlpruch ist auch ein Kennwort. 30 Melide und der Damm, und dann jenes Dorf gegenüber. 33 Ein f anstelle eines r und schon kann man damit jemanden verwunden. 34 Bei den Chinesen steht die Zahl für den Drachen. 35 Französische Nicole, Chanson-Sängerin. 37 Wir brauchen sie und sie uns. 39 Bei dem Prozess geht es um die Produktion. 41 Der Anatom meint damit eine Elle. 42 Pferde eignen sich dafür prima. 43 So gesehen ist es unmissverständlich. 45 Die Steckenkräuter mit ihren Pfahlwurzeln aus Sicht des Botanikers. 46 Schon nicht gerade, was auf Tatkraft schliessen lässt. 47 Ein solches Teil ist Teil des Outfits. 48 Mit, sagt der Lover und meint damit eben dies. 49 Spanische Tante, ziemlich durcheinander geraten.

**Senkrecht** — 1 Die berühmte Düne von Koyma, bei jener Stadt in Mali. 2 Balletttänzer in spe. 3 Spender und Sponsor. 4 Auch der von Kuwait zählt auf den Gehorsam seines Volkes. 5 Verstärkt durch die Wasser der Lieser eilt sie Richtung Villach. 6 Julius, dank seiner Suppen und Saucen unsterblich. 8 Die einen sagen gottbewahre. 9 Ruhe in Frieden, auf Friedhöfen auch so zu sehen. 10 In solchen Anlagen sind Sportler gefragt. 11 Dominikanische Republik – man denkt an diesen Tanz. 12 Innere Hebriden: dort die grösste. 14 Langegezogenes französisches Jahr. 15 Wroclaw in Polen, bei den Deutschen so bekannt. 19 Mit der 404 beginnt oft des Users Ärgernis. 21 Gehölz, mal sakral, dann poetisch. 24 Britische Goldmünze mit aristokratischem Nimbus. 26 Die Zerstörung der heiligen Stadt der Basken, und was Picasso daraus kreierte. 27 Der Erfinder des Eisenbetons hat einen Namen. 28 Die Kleinen Kudus lieben diesen kenianischen Nationalpark. 31 Querstrich bei Buchstaben, je nach Schrift. 32 Bruno wie Alain spielten Fussball. 33 Sie führen uns immer irgendwohin. 36 Myanmar im Norden: Stadt und See. 38 Sie ist für Henry Kissinger das grösste Aphrodisiakum. 39 Kalt, dort auf dem spanischen Berg Aneto. 40 Zebras wandern gerne mit ihnen. 41 Bundesstaat der USA, Steppenklimate inklusive. 44 Tisch für Dirigenten, P vorausgesetzt. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 497**

	T			A		L	E	T	Z	I				E
M	A	S	S	S	T	A	B		W		V	O	L	T
L	U	C	A	S		P	R	A	E	M	I	S	S	E
L	E	H	M		P	I	O	N	I	E	R	T	A	T
E		M	U	R	A	D		E		L	O	S		E
	K	I	R		C	A	B	R	I	O	L	E	T	
Z	O	E	A		E	R	I	K	A		O	E	R	E
	I	R	I	S		L	A	O	A	G		I		
A	N	G		A	D	E	L	N		L	I	N	D	A
B	E	E	T	L	E		E	N	T	G	E	G	E	N
B		L		D	U	E	T	T		I		A	N	D
E	N	D	L	O	S		T		B	E	A	U	T	Y

**Waagrecht** — 3 LETZI (-grund, Talsperre: in der Schweiz auch Letzi genannt) 7 MASSSTAB 10 VOLT 13 LUCAS (Schöpfer von Star-Wars und Produzent von Indiana-Jones) 14 PRAMISSE 17 LEHM 18 PIONIERTAT 19 MURAD 20 LOS 21 KIR 22 CABRIOLET 26 ZOE A 27 ERIKA 28 OERE (Währungseinheit in skand. Ländern) 29 IRIS (= griech. für Regenbogen; Regenbogenhaut des Auges) 31 LAOAG 33 ANG (Kürzel für anderweitig nicht genannt) 34 ADELN 36 LINDA 39 BEETLE (VW-Modell) 40 ENTGEN 41 DUETT 42 AND (engl. f. und) 43 ENDLOS 44 BEAUTY

**Senkrecht** — 1 TAUE 2 ASS 3 LAPIDAR 4 EBRO 5 ZWEI 6 ELSA (Sale) 7 MLE (Abk. f. Mademoiselle) 8 SCHMIERGELD 9 SAMURAI 10 VIROLOGIE 11 OSTSEE 12 TETE (franz. f. Kopf) 15 ANERKANNT 16 MELO (-ne) 18 PACE (it. f. Friede) 21 KOINE (Ikone) 23 BILLET 24 IAO (Internationale Arbeitsorganisation) 25 TRIDENT 30 SALDO 32 ALGIE (med. für Schmerz, meist in Zusammensetzung, z.B. Neuralgie) 33 ABBE (Ernst Abbe und franz. für Abt) 35 DEUS (ex Machina, Redensart) 37 NGAU (Sprache d. Maori: beissen) 38 ANDY

**Lösungswort** — TAUSENDSASA



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

*jura*<sup>®</sup>

Kaffeegenuss –  
frisch gemahlen,  
nicht gekapselt.

**Roger Federer**  
Inspirierendes Vorbild,  
unerreichter Rekordhalter  
als Grand-Slam-Sieger  
und als Nummer eins der  
Tennis-Weltrangliste –  
und Kaffeegenießer.



SWISS  MADE

**Dank P.E.P.<sup>®</sup> zum perfekten Espresso.** Die Z6 von JURA begeistert selbst anspruchsvollste Genießer wie Roger Federer. Top- und Frontpartie des Edel-Vollautomaten sind aus massivem, 3 mm starkem Aluminium gefertigt. Der Puls-Extraktionsprozess (P.E.P.<sup>®</sup>) garantiert Ristretto und Espresso in höchster Kaffeebar-Qualität. Sogar die Zubereitung von Trendspezialitäten gelingt durch automatisches Umschalten von Milch auf Milchschaum ganz leicht auf Knopfdruck. Für vollendete Funktionalität sorgen die frontale Bedienung sowie das Intelligent Water System (I.W.S.<sup>®</sup>), das den Wasserfilter von selbst erkennt. JURA – If you love coffee.

[www.jura.com](http://www.jura.com)